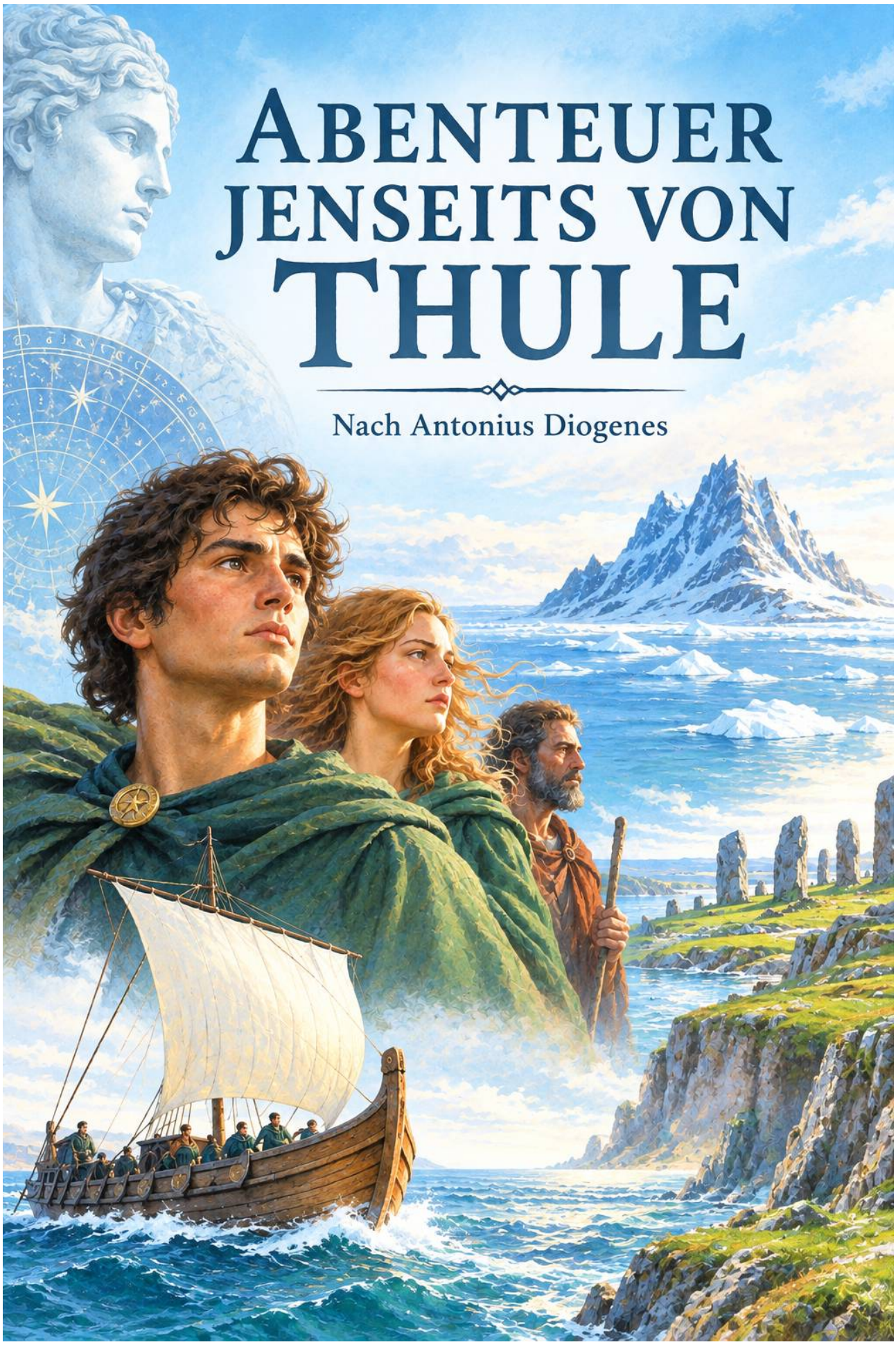
Abenteuer jenseits von Thule
Nach Antonius Diogenes

Eine freie literarische Neuschöpfung nach den überlieferten Zeugnissen zu Antonius Diogenes; keine philologische Rekonstruktion des verlorenen Originals

Iliacos intra muros peccatur et extra
Horaz, ***Epistulae*** I,2,16

Et, quamcumque viam dederit Fortuna, sequatur
Vergil, **Aeneis** X,49

Inhaltsverzeichnis

Widmung 9
Erster Teil – Der Fund (Rahmenhandlung) 10
Kapitel 1 – Ein Brief aus Tyros 10
Kapitel 2 – Die Gruft der sechs Sarkophage 11
Kapitel 3 – Die Kiste aus Zypressenholz 13
Kapitel 4 – Kymbas aus Arkadien 14
Kapitel 5 – Aufbruch ins Ungewisse 15
Kolophon und Klaros 16
Ephesos 17
Auf dem Weg zum Bosporus 18
Sinope 19
Phasis 21
Die schwarze Horde 22
Kynana 24
Zu den Riphäischen Bergen 27
Zweiter Teil – Deinias und Democharis 29
Kapitel 6 – Über den Okeanos 29
Das Pestlager 29
Rezitationen für Skythen und Phryne 33
Azoulis, Meniskos und Karmanes 36
Urwel 38
Eisgebirge 40
Fellmenschen 41
Zwielicht 45
Die Bucht der Qor 47
Das Warme Land 49
Die Stadt der Sirenen 53
Das falsche Thule 57
Kapitel 7 – Derkyllis 58
Kapitel 8 – Der Priester Paapis 61
Dritter Teil – Derkyllis' Geschichte: Schuld 62
Kapitel 9 – Der Schlaf, der wie der Tod aussieht 62
Kapitel 10 – Rhodos, Kreta, die Tyrrhener, die Kimmerier 65
Kapitel 11 – Der Eingang des Hades 68
Kapitel 12 – Das Grab der Sirene 70
Vierter Teil – Astraios erzählt: Pythagoras 71
Kapitel 13 – Das Kind unter der Weißpappel 71
Kapitel 14 – Die Erziehung des Weisen 73
Fünfter Teil – Die Irrfahrt durch die Ränder der Welt 75
Kapitel 15 – Die Stadt der Tagesblinden 75
Kapitel 16 – Kelten, Aquitanier, Artabrer 77
Kelten 77
Aquitaner 78
Artabrer 80
Kapitel 17 – Der Tod des Keryllos 82
Kapitel 18 – Wiedersehen am Hof des Ainesidemos 85
Kapitel 19 – Mantinias erzählt: Reise zu Mond und Sonne 87

Selanna....88
Zeutis....90
Die schwarze Insel....97
Die Insel der blauen Lagune....98
Utnapischtim....102
Der Wirt Xanthias....104
Argyrogona....106
Der Magos....109
Die Traumkammer....110
Samos....116
Mykonos....121
Rhegion....126
Auf dem Weg nach Leontinoi....128
In Leontinoi....130
Sechster Teil – Sühne und Erlösung....131
Kapitel 20 – Diebstahl und Flucht....131
Kapitel 21 – Pythagoras in Metapont....134
Kapitel 22 – Abdera....144
Kapitel 23 – Mantinias erzählt von der Witwe zu Abdera....145
Kapitel 24 – Der Prophet Zalmoxis....148
Kapitel 25 – Der Fluch auf Thule....150
Kapitel 26 – Mantinias' Liebschaften auf Thule....152
Imilke und Dikka....153
Argula und Aia....154
Bouda....157
Die zwölf Nächte....159
Die erste Nacht....160
Artembares und Randane....161
Die zweite Nacht....165
Kandaules und Gyges....166
Die dritte Nacht....168
Artabazos und Araspas....168
Die vierte Nacht....170
Myrrhine und Kallirhoe....170
Die fünfte Nacht....172
Ich, Mantinias....173
Die sechste Nacht....176
Amage....176
Die siebte Nacht....179
Alkestis....180
Die achte Nacht....181
Artemidoros und Galateia....182
Die neunte Nacht....191
Kyllis und Alyattes....191
Die zehnte Nacht....199
Kalonike und Chairephon....200
Die elfte Nacht....206
Titis und Eurydike....206
Eurydike und die Schankdirne....211
Abschied von Aia....216

Kapitel 27 – Azoulis und der Fluch....216
Kapitel 28 – Azoulis berichtet....217
Kapitel 29 – Der Fluch wird gebrochen....222
Siebter Teil – Heimkehr....225
Kapitel 30 – Der Mond und die Sibylle....225
Kapitel 31 – Erwachen in Tyros....227
Glossar zu "Die Abenteuer jenseits von Thule"....229
Personen....229
Abradates....229
Admetos....229
Aia....229
Ainesidemos....229
Alexander der Große....230
Alkestis....230
Amage....230
Amm....230
Anaximander....230
Androkles....230
Antipatros....230
Artembares....230
Artemidoros....231
Araspas....231
Argula....231
Aristion....231
Astraios....231
Azoulis....231
Balakros....231
Bias....232
Bouda....232
Damon....232
Damophile....232
Deinias....232
Democharis....232
Derkyllis....233
Dikka....233
Endymion....233
Erasinides....233
Eugippe....233
Eumenes....233
Galateia....233
Glauke....234
Gyges....234
Hephaistion....234
Imilke....234
Kandaules....234
Karad....234
Karmanes....234
Keryllos....234
Kymbas....235
Ligach....235

Lykophron..... 235
Lysias..... 235
Lysilla..... 235
Mantinias..... 235
Meniskos..... 235
Mnason..... 235
Mnesarchos..... 236
Myrto..... 236
Paapis..... 236
Parmenion..... 236
Phainarete..... 236
Phila..... 236
Philippos..... 237
Pindaros..... 237
Pyrrha..... 237
Pythagoras..... 237
Sadyattes I..... 237
Selanna..... 237
Solon..... 238
Sosias..... 238
Tekmessa..... 238
Throuskanos..... 238
Turdulo..... 238
Zalmoxis..... 238
Orte und Räume..... 238
Abdera..... 238
Avernersee..... 239
Ephesos..... 239
Hades..... 239
Iberien..... 239
Kimmerier..... 239
Klaros °..... 239
Leontinoi..... 239
Metapont..... 239
Mond..... 240
Mykale..... 240
Naukratis..... 240
Okeanos..... 240
Pion..... 240
Priene..... 240
Rhegion..... 240
Riphäische Berge..... 241
Samos..... 241
Sinope..... 241
Tanais..... 241
Thule..... 241
Tyros..... 241
Völker und Gemeinschaften..... 242
Aquitanier..... 242
Artabrer..... 242

Astyrer....242
Kelten....243
Söhne der Wölfe....243
Tagesblinde....243
Thuliten....243
Tyrrhener....243
Sachbegriffe und mythologische Motive....243
Adonis....243
Apeiron....244
Aphrodite....244
Asklepios °....244
Athene °....244
Dionysien....244
Diptychon °....244
Etesien....244
Gastmahl des Xenophon....244
Hekate °....245
Homerische Rezitation....245
Hyperboreer....245
Hypogaeum....245
Kithara....245
Koinon....245
Lawagetas....245
Lygos....246
Metempsychose....246
Mondsack....246
Nasenschreitlinge....246
Oikoumene....246
Paiane °....246
Parasange....247
Parisurteil....247
Persephone °....247
Pothos....247
Psychē....247
Ragax-Strauch....247
Sappho....247
Seelenwanderung....248
Sēma....248
Sibylle....248
Sirene....248
Sōma und Sēma....248
Somatophylax....248
Symposion....248
Tekmessa....249
Theopropoi °....249
Wanax....249
Zalmoxis-Kult und Rückkehr aus dem Tod....249
Zeus Soter °....249
Zypressenholztafeln....249
Zypressenholztruhe....249

Literarische Quellen und Anspielungen....250
Apuleius....250
Herodot....250
Homer....250
Ovid....251
Petron....251
Platon....251
Pytheas von Massalia....252
Xenophon von Athen....252
Zeittafel....253

Widmung

Chaire!

Antonius Diogenes wünscht seiner Schwester Isidora Gesundheit!

Ich weiß, dass du Geschichten liebst, für die man weit vorn anfangen muss. Ich weiß auch, dass du meine Geschichten nicht liebst. Wenn ich Geschichten schreibe, sagst du, dann bin ich wie Prometheus mit seinem Lehmklumpen. Ich forme aus diesem Lehmklumpen immer einen Menschen, der unweigerlich zu einer Person aus einem Stück der Alten Komödie, ja aus einem Stück des Aristophanes wird. Du sagst, meine Lehmklumpenmenschen haben nichts zu tun mit einem wirklichen, einmaligen, lebenden Menschen. Denn ihnen fehlt das Herz und die Liebe und das Glück. Sie sind nur dazu da, um zu verspotten oder verspottet zu werden. Darum freue ich mich umso mehr, ein sehr altes Buch gefunden zu haben, in dem eine Geschichte erzählt wird, für die man weit vorn anfangen und ebenso weit reisen muss. In dieser Geschichte wirken wirkliche, einmalige, lebende Menschen, deren Wege sich auf wundersame Weise gekreuzt haben, nur einmal so und sonst nie wieder, und an den seltsamsten Orten. In der Tat, der göttliche Sänger der Griechen hat recht, wenn er von seinem Helden singt: Nur dadurch habe er die höchste Staffel menschlicher Weisheit erreicht, dass er vieler Menschen Städte gesehen und Sitten gelernt hat und so viel unnennbare Leiden erduldet. Ich hoffe, du kannst nun auch von mir sagen: Wenn ein Mensch seinen Willen und seine ganze Aufmerksamkeit auf ein bestimmtes Ziel richtet, dann erreicht er es auch! Dieses Buch sei dir, o Isidora, gewidmet!

Errhoso!

Erster Teil – Der Fund (Rahmenhandlung)

Kapitel 1 – Ein Brief aus Tyros

(Erzählebene 0)

Balakros, Sohn des Nikanor, grüßt seine Frau Phila.

Ich bin ein Mann, der gerade heraus ist, Phila, ich hoffe, darin deinem Vater Antipatros zu gleichen, und dennoch: Von den vielen Dingen, die ich in meinem Leben als Somatophylax König Alexanders gesehen habe, ist nichts seltsamer als das, wovon ich dir heute schreibe – und doch schwöre ich dir bei allen Göttern, die über unseren König und über Makedonien wachen, dass jedes Wort wahr ist.

Du kennst mich als einen nüchternen Mann. Ich habe in Halikarnassos an der Seite des Königs gestanden, als die Pfeile der Belagerten auf uns regneten, ich habe Männer sterben sehen und andere, die den Tod verdient hatten, am Leben gelassen, und in all den Jahren, die ich nun schon Alexanders Leib und seinen Weg durch die Welt beschütze, habe ich gelernt, dem Auge mehr zu trauen als dem Gerücht. Was ich dir aber nun berichten will, hätte ich selbst noch vor wenigen Tagen für das Märchen eines fiebernden Soldaten gehalten.

Tyros ist gefallen. Du wirst es längst wissen, denn solche Nachrichten reisen schneller als jeder Bote – sieben Monate Belagerung waren am Ende erfolgreich, Tyros’ Mauern sind gebrochen; wir Makedonen haben das Angesicht der Erde verändert: Ihre stolze Insel durch den Damm, den wir aufgeschüttet haben, für immer mit dem Festland verbunden. Doch nicht vom Fall der Stadt will ich dir schreiben, sicherlich ein gewaltiges Ereignis, sondern von dem, was wir in ihren Trümmern gefunden haben – etwas, das selbst ich, der ich mich rühme, vor nichts mehr zu erschrecken, beeindruckend fand.

Es begann mit einem einfachen Soldaten, dessen Namen ich nicht behalten habe – so unscheinbar war der Bote, so interessant die Botschaft. Er kam zu Alexander, als dieser gerade die letzten Berichte über eigene Verluste entgegennahm, und diesem Soldaten, Phila, fehlten die Worte für das, was er gesehen hatte. Er stammelte von einer Kammer unter den Trümmern, einem Hypogaeum, von dem niemand gewusst hatte, und von merkwürdigen Dingen darin.

Ich habe in meinem Leben genug abergläubische Gerüchte gehört; ich weiß, wie man sie von der Wahrheit unterscheidet, und ich sah es in Alexanders Augen, ehe er ein Wort sprach: Auch er spürte, dass das hier kein Soldatenmärchen war. Er befahl knapp, dass Hephaistion und Parmenion mit ihm gehen sollten, mir nickte er zu, und ich, wie es meine Pflicht und mein Vorrecht zugleich ist, folgte ihm.

Was wir dort unten fanden, Phila, will ich dir in diesem Brief nur ankündigen, denn es verdient mehr als nur ein paar flüchtige Zeilen. Ich will es dir so erzählen, wie ich es selbst erlebt habe, Schritt für Schritt, damit du mit meinen Augen sehen kannst, wie es war, als die Fackeln die Dunkelheit bannten. Dieser Brief wird der erste einer Reihe sein, denn die Geschichte, die unter den Ruinen von Tyros auf uns wartete, ist zu groß, um sie mit wenigen Worten zu berichten. Ich glaube, wenn ich sie zu Ende erzählt haben werde, wirst auch du, meine kluge und so oft mit Recht

ungläubige Phila, nicht mehr zweifeln, dass es an den Rändern dieser Welt und hier am Rand einer Stadt Dinge gibt, von denen sogar unsere Philosophen nichts wissen.

Bleib gesund, Phila!

Dein Balakros

Kapitel 2 – Die Gruft der sechs Sarkophage

(Erzählebene: Bericht innerhalb von Balakros' Brief an Phila)

Balakros, Sohn des Nikanor, grüßt seine Frau Phila.

Tyros lag also in Rauch und Trümmern, als der Soldat vor den König trat, Phila. Ich schreibe dir so genau wie möglich, wie es sich zutrug, das habe ich dir versprochen.

Der Soldat, ich glaube, ein thessalischer Söldner, war grau vom Staub der eingestürzten Mauern und schien zu zittern, doch nicht vor Furcht allein – seine Augen trugen jenes Feuer, das ich nur bei Männern gesehen hatte, die dem Tode ins Antlitz geschaut. „Herr", so sprach er, „unter den Fundamenten eines alten Heiligtums, dort, wo die Belagerungstürme die Erde aufgerissen haben, hat sich ein Abgrund aufgetan, wohl ein Hypogaeum – und in ihm eine Kammer, die seit undenklichen Zeiten kein sterbliches Auge mehr erblickt hat."

Alexander – ich habe ihn in solchen Stunden nie anders gekannt – erhob sich, noch ehe der Mann geendet hatte. Kein Zögern lag in ihm, keine der Bedenken, die einen gewöhnlichen Menschen befallen vor dem Ungewissen; nur jene unstillbare, fast wilde Neugier, der pothos, der ihn, wie ich fest glaube, bis an die Grenzen des Perserreiches und vielleicht noch darüber hinaus treiben wird. Er rief nach Fackeln, er befahl Hephaistion, Parmenion und mir, ihn zu begleiten, und noch ehe die Sonne sich zum Untergang neigte, standen wir vier am Rande jener finsteren Öffnung, während Parmenion, immer besorgt um die Sicherheit des Königs, uns riet, das Vorhaben zu unterlassen.

Der König lachte nur.

Der Thessaler führte uns. Durch das aufgebrochene Tor der Eos drangen wir in den Stadtteil ein, wo das Hypogaeum sein sollte. Um uns herum Trümmer, verkohlte Balken und Leichen, die zu verwesen begannen. Rauch, Gestank und die Bilder des Todes hielten uns nicht auf. Bald erreichten wir das Trümmerfeld, das eine Belagerungsmaschine geschlagen hatte. Mehrere weitere Thessaler hielten Wacht vor einem Loch, das in die Tiefe führte. Zwei davon gingen uns voraus.

Wir stiegen hinab in ein Dunkel, wie ich es zuvor nicht gekannt hatte – nicht die gewöhnliche Nacht, sondern eine Finsternis, die mich an die Schilderung des Tartaros erinnerte, mit der meine Amme mich erschrecken wollte. Die Luft war kalt und roch nach Stein und nach etwas, das ich nicht zu benennen wusste – nicht Verwesung, sondern eher jener trockene, staubige Atem, den nur Orte ausströmen, die lange Zeit verschlossen waren. Unsere Schritte hallten von Wänden wider, die ersten seit wer weiß welcher längst vergangener Olympiade.

Dann, mit einem Male, öffnete sich der enge Gang zu einer Kammer, deren Ausmaß das Licht unserer Fackeln kaum zu fassen vermochte. Und dort, in zwei Reihen angeordnet, standen sie: sechs aus grauem Stein gehauene Sarkophage, jeder für sich ein Rätsel, jeder für sich ein stummer Zeuge

eines Schicksals, das uns noch lange nicht loslassen sollte. Die beiden Thessaler, die sich inzwischen an das Dunkel gewöhnt hatten, stapften ziellos umher, leuchteten in die Ecken und versuchten, uns vor Überraschungen zu schützen.

Alexander trat an den ersten Sarkophag heran, hielt die Fackel dicht an den Stein, und mit einem Anflug von Ehrfurcht las er die eingemeißelten Worte:

„Lysilla, lebte 35 Jahre."

Mehr war nicht leserlich. Schlicht genug, sollte man meinen – doch der zweite Sarkophag ließ auch den König innehalten:

„Mnason, Sohn des Mantinas, lebte 66 Jahre, dann 71 Jahre."

„Wie kann ein Mensch zweimal ein Alter erreichen?", murmelte Hephaistion, und keiner von uns hatte eine Antwort. Wir gingen weiter, von Sarg zu Sarg, und jede Inschrift warf neue, dunklere Fragen auf als die vorige:

„Aristion, Sohn des Philokles, lebte 47 Jahre, dann 52 Jahre." „Mantinias, Sohn des Mnason, lebte 42 Jahre und 706 Nächte." „Derkyllis, Tochter des Mnason, lebte 39 Jahre und 760 Nächte."

Und schließlich der letzte, größte der Särge, dessen Inschrift uns allen den Atem zu nehmen schien:

„Deinias der Arkadier, lebte 125 Jahre."

Ich sah, wie selbst Alexander einen Schritt zurücktrat. Nächte statt Jahre. Zweifaches Lebensalter. Ein Greis von hundertfünfundzwanzig Wintern. Welch ein Geschlecht war hier bestattet worden, das die Rechnung der gewöhnlichen Sterblichen so kühn durchbrach?

Doch das größte Wunder jener Kammer harrte noch unserer Entdeckung. In der Mitte der sechs Sarkophage, auf einem niedrigen Sockel, stand eine Kiste aus dunklem Zypressenholz, unversehrt von aller Zeit, als sei sie erst gestern dort niedergelegt worden. Ihre Schnitzereien zeigten Wesen und Schriftzeichen älterer Art, und auf ihrem Deckel stand, in schlichter Schrift, ein einziger Satz eingraviert:

„Fremder, wer immer du seist, öffne, um aus den Wundern zu lernen."

Kein Mensch, der Alexander kannte, hätte auch nur einen Moment daran gezweifelt, wie er sich entscheiden würde. Mit eigener Hand, ungeachtet aller Warnungen, die vielleicht in jenen Worten verborgen lagen, hob er den Deckel.

Was wir darin fanden, Phila, will ich dir im nächsten Bericht schildern, denn die Geschichte ist schlicht zu groß für einen letzten Absatz am Ende dieses Briefes. Nur so viel sei gesagt: Von jener Stunde an wusste ich, dass wir mehr gefunden hatten als altes Gestein und vermoderte Namen – wir hatten die Schwelle zu einer Geschichte durchschritten, groß und vor allem seltsamer, als selbst der König sie sich hätte träumen lassen.

Bleib gesund, Phila!

Dein Balakros

Kapitel 3 – Die Kiste aus Zypressenholz

(Erzählebene 1)

Balakros, Sohn des Nikanor, grüßt seine Frau Phila.

Ich will offen gestehen: Bei allem, was ich in meinem an Großartigem nicht armen Leben gesehen habe, hat mich jener Augenblick in der Gruft von Tyros sehr beeindruckt, da die Fackel Hephaistions über den sechsten und letzten Sarkophag strich und ihr Licht auf etwas fiel, das dort nicht hingehörte – eine Kiste, verstaubt, dunkel, aus dem Holz der Zypresse geschnitzt.

Alexander – denn von ihm, dem König, muss ich hier berichten, wie ich es sah und auch aus dem Munde der anderen weiß, die mit dabei waren – Alexander trat vor, ohne zu zögern, wie es seine Art in jeder Gefahr war, sei sie nun aus Stahl oder aus Schatten gemacht. Parmenion, ein Mann, den man in vielen Schlachten nicht hatte erbleichen sehen, legte ihm die Hand auf den Arm, als wollte er ihn zurückhalten; doch der König schüttelte sie ab, wie er Zeit seines Lebens jede Hand abgeschüttelt hat, die ihn von dem trennen wollte, was ihm bestimmt schien.

Die Inschrift auf dem Deckel war in einer älteren Variante des ionischen Alphabets gehalten, die sich bei näherem Hinsehen als gut lesbar erwies:

„Fremder, wer immer du seist, öffne, um aus den Wundern zu lernen.“

Ein Schauer lief uns Männern über den Rücken. Denn was ist ein Grab anderes als eine Tür, und was liegt hinter jeder Tür, die man in der Finsternis unter der Erde findet, wenn nicht das Unbekannte selbst, geduldig wartend auf den, der kühn genug ist, sie aufzustoßen?

Alexander kniete nieder. Mit den bloßen Händen – jenen Händen, die bereits das halbe Perserreich unterworfen hatten – hob er den Deckel. Kein Staub, keine Spinnwebe hielt ihn zurück; das Holz gab nach, sanft wie ein leichter Vorhang.

Im Inneren nur einige Schriftrollen und viele Zypressenholztafeln, eng beschrieben, denen man das Alter ansah und doch, wie sich zeigen sollte, von einer Zähigkeit, die der Zeit getrotzt hatte. Hephaistion, der als Erster hineingriff, hielt inne, als brenne ihm das Papyrus unter den Fingern. Phila, du weißt, dass Alexander jede Nacht mit einer Abschrift der *Ilias*, die von seinem Lehrer Aristoteles durchgesehen worden war, unter dem Kopfkissen schläft. Für unseren König waren Schriftrollen verlockender als Schätze, als Gold, als Waffen von der Art, wie man sie einem Helden mit ins Grab zu legen pflegt.

„Lest“, sprach der König, und seine Stimme, das fühlten wir alle, trug in jener Sekunde nicht den Klang des Befehls, sondern den der Bitte – die Bitte eines Mannes, der selbst schon zu ahnen begann, dass er soeben nicht auf einen Schatz, sondern auf ein Schicksal gestoßen war, seltsamer, als es selbst seine kühnsten Schlachten bisher gewesen waren.

Und so begann, in jener Gruft, beim Schein unserer Fackeln, unter der zertrümmerten Schildmauer einer eroberten Stadt, die Geschichte, die ich nun für dich aufzuschreiben will: die Geschichte des Deinias und der Derkyllis, und dessen, was sie jenseits von Thule gefunden hatten – Wunder, die sich nur mit den Taten des Odysseus, so ruhmreich sie waren, vergleichen zu lassen scheinen.

Bleib gesund, Phila!

Kapitel 4 – Kymbas aus Arkadien

(Erzählebene: Rahmen in Tyros, Beginn von Deinias' Bericht)

Ich bin ein alter Mann, und die Jahre haben mein Haar aschfarben gemacht, doch schwöre ich bei allen Göttern, die über Tyros und über die äußersten Ränder der Erde wachen, dass die Abenteuer meines langen Lebens mir je aus dem Gedächtnis weichen werden, so wenig wie das Salz des Okeanos aus meinen alten Wunden weicht, wenn der Wind von Norden kommt.

Es war ein Abend wie jeder andere gewesen, als der Fremde an meine Tür klopfte. Ich hatte mich, wie es meine Gewohnheit geworden war, auf die Terrasse meines Hauses zurückgezogen, von wo aus man das Meer sehen konnte, jenes Meer, das mir zugleich Feind und einzige Heimat geworden war, seit ich, ein junger Mann noch, zum ersten Mal seine Ufer verlassen hatte. Da stand er vor mir, hochgewachsen, von jener würdevollen Schlichtheit, die man nur bei Männern findet, die weite Wege im Dienst einer edlen Sache zurückgelegt haben, und nannte sich Kymbas, Gesandter des arkadischen Koinon. Seine Begleiter warteten vor dem Haus.

„Deinias, das Koinon der Arkader grüßt dich, deine Heimatstadt Tegea grüßt dich“, sprach er, und seine Stimme trug das Gewicht einer Botschaft, die schon lange unterwegs gewesen war, „man hat dich totgesagt, man hat dich vergessen geglaubt, man hat Lieder über dein Verschwinden gesungen, wie man Lieder über die Toten singt. Und doch lebst du, hier, am Rande dieses fremden Meeres, während deine Landsleute, dein Sohn Democharеs und deine Enkelkinder in den Bergen Arkadiens auf deine Rückkehr warten, ohne recht zu wissen, ob sie auf einen Mann oder auf einen Schatten warten.“

Ich gestehe, werter Leser – denn so will ich dich nennen, der du diese Zeilen liest, gleich ob du mir Glauben schenkst oder mich für einen Fabulierer alter Tage hältst –, dass mir bei diesen Worten das Herz in der Brust erzitterte, wie es seit vielen Jahren nicht mehr erzittert hatte. Wie oft hatte ich, unter fremden Sternen liegend, an jenen Himmel gedacht, unter dem ich geboren war! Wie oft hatte ich mich gefragt, ob ein Mann, der so weit gereist ist wie ich, der Länder gesehen hat, von denen die Weisen meiner Heimat nicht einmal träumen konnten, überhaupt noch ein Recht darauf besitzt, sich Arkader zu nennen – auch wenn ich alle vier Jahre das arkadische Fest der Lykaia mit einem Opfer im großen Herakles-Tempel beging und mich in dieser Zeit auch der Bohnen enthielt.

Aber ich denke auch manchesmal an die bekannte Fabel vom Geier: Der habe ehemals eine den anderen Vögeln ähnliche Stimme gehabt, sich aber dann bemüht, zu wiehern wie die edlen Pferde. Dadurch sei es gekommen, dass er den Gesang der Vögel vergaß, ohne wirklich wiehern zu können. Nun besitze der Geier eine hässlichere Stimme als alle anderen Vögel, ohne an die Pferde heranreichen zu können.

Manchmal im Traum war ich in mein Vaterhaus in Arkadien zurückgekehrt, war durch die Gassen gegangen, die seltsam vertraut und doch menschenleer waren. Hatten nicht diejenigen recht, die behaupteten, mit der Schiffahrt und den Reisen in andere Länder sei das Böse über die Menschen gekommen? Sollte man nicht den rechten Mann, der nie der Heimat den Rücken gekehrt, beneiden, der das Vaterhaus pflegt, seinen Bürgersinn unter Mitbürgern zeigt wie schon die Ahnen, über die

Familie waltet und seinem Broterwerb nachgeht? Und zugleich fragte ich mich, ob die Sesshaftigkeit, die ohne Freiheit und Gefahr und Sehnsucht auskommen will, nicht auch die Neugier und überhaupt die Lust am Leben ein für allemal tötet.

„Eigentlich soll ich dich heimführen, Deinias, aber ich sehe, dass ich dafür zu spät komme. Doch ich möchte etwas anderes von dir“, fuhr Kymbas fort, und in seinen Augen lag eine Festigkeit, die keinen Widerspruch zu dulden schien, „deine Heimat verlangt von dir, was jeder Sohn seinem Vaterland schuldet: deine Geschichte. Denn man hat mir gesagt, und dein Sohn Demochares, Deinias, hat sogar geschworen, dass niemand, der lebt, mehr gesehen hat als du, und dass deine Erzählung es wert sei, gehört zu werden, ehe die Götter dich endgültig zu sich rufen. Unter meinen Begleitern ist ein Sekretär, Erasinides von Athen. Er soll deine Geschichte in zwei Exemplaren auf Zypressenholztafeln festhalten, ein Exemplar für uns, ein Exemplar für dich.“

So ließen wir uns, der Gesandte aus den Bergen meiner Heimat, der Schreiber aus Athen und ich, der ich die äußersten Ränder der Erde mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Füßen betreten hatte, dort auf meiner Terrasse nieder, während unten das Meer gegen die Mauern von Tyros schlug, jenes Meer, auf dem ich mich einst forttragen ließ wie ein Blatt im Sturm und das mich schließlich an dieses phönizische Ufer zurückwarf, gealtert, gezeichnet, aber nicht ohne Ehre.

Ich fragte Kymbas, ob er sich je Gedanken gemacht habe über das Verhältnis von Gedächtnis, Erinnerung und Wissen. Glauben oder wissen wir, was das Gedächtnis an Erinnerung bewahrt? Ich weiß, dass ich vieles berichten werde, von dem ich glaube, es zu wissen. Aber ist es wirklich passiert? Ich glaube, ja. Das bedenke, Mann aus Arkadien!

Und ich begann zu erzählen. Was ich Kymbas in jener Nacht und den folgenden berichtete, will ich nun auch euch, Arkader und Tegeaten, nicht vorenthalten – auf dass ihr selbst urteilen könnt, ob ein Mensch mehr an Wundern ertragen kann, als die Götter ihm billigerweise zumuten sollten, und ob die Liebe, die mich am Ende all dieser Irrfahrten erwartete, jeden Preis wert war, den ich für sie entrichtet habe.

Kapitel 5 – Aufbruch ins Ungewisse

(Erzählebene: Deinias berichtet dem Kymbas)

Ich meines Teils weiß, dass vieles wahr ist, was anderen nur als Märchen gelten kann, denn alles, was das Schicksal nur fügt, kann den Sterblichen auch begegnen. Es sind mir ja so manche wundersame und fast unerhörte Dinge widerfahren, die, wenn ich sie einem Fremden wiedererzählte, gewiß nicht den mindesten Glauben finden würden! Bei dir, Kymbas, habe ich dieses Bedenken nicht.

Ich will dir, Landsmann, nicht verschweigen, dass ich zu jener Zeit ein anderer Mann war als der, der jetzt vor dir sitzt und mit müden Augen in die Flamme dieser Lampe blickt. Ich war schon länger Witwer, fühlte mich stark, mein Sohn Democharis, ein frischer, helläugiger junger Mann, hatte das Alter erreicht, um hinauszuziehen, und in unseren Adern brannte jenes Feuer, das jeden Mann irgendwann aus dem sicheren Haus seiner Väter treibt, in Länder, von denen die Alten nur raunend erzählen. Kein Gott hatte uns gerufen. Kein Orakel hatte uns gewarnt. Wir kamen erst gar nicht auf die Idee, nach Delphi zu reisen und den Apoll über unser Vorhaben zu befragen. Nachdem

wir nun den Göttern geopfert hatten, welchen dieses Opfer gebührte, zogen wir hinaus gemäß dem freien Entschluss zweier Männer, die es nicht ertrugen, ihr Leben lang dieselben Mauern zu sehen. Wir wollten Wunderbares erleben, wir wollten uns auf die Suche nach neuem Wissen und neuer Erkenntnis machen, und dafür waren wir bereit, Fremde, ja, vielleicht sogar Heimatlose zu werden. Wir sagten uns: „Hóppēi ken moîra keleúēi, tēî hepṓmetha. Wohin immer das Schicksal uns weist, dorthin wollen wir folgen.“

Kolophon und Klaros

Wir sagten niemandem Lebewohl außer der engsten Familie und schifften uns nach Osten ein, wollten über Byzantion in den Pontos. Aber unser Schiff änderte den Kurs und brachte uns nach Notion und Kolophon. Mein Sohn Democharesh sah es als Zeichen der Götter, denn zwischen dem Hafen Notion und der Stadt Kolophon liegt ja bekanntlich Klaros mit dem Tempel des Apollon Klarios, der Ratsuchende (Theopropoi genannt) aus der gesamten Welt anzog. Wir wollten fragen, wo wir hinreisen sollten. Zunächst mussten wir mehrere Reinigungsrituale über uns ergehen lassen sowie tagelangem Fasten unterziehen. In der Nacht, die uns zugewiesen worden war, verschwand der Priester in einem stockdunklen Kellerraum. Sobald nach vergangener Finsternis der Tag anbrach, und der glänzende Sonnenwagen alles erleuchtete, bekamen wir die Antwort in Versen. Und Apollon antwortete so:

Gehet dorthin, wo die Sonn’ nicht schwebt hoch über den Fluren,
sondern hoch über euch steht, wo niemals die Nacht sich herniedersenkt,
wo zugleich der Tag und die Nacht ihre Herrschaft vereinen.

Wir blieben einige Zeit im reichen Kolophon mit seinen purpurgewandeten Politen, bis ich das Wohlleben geradezu als abstoßend empfand – Democharesh schien das anders zu empfinden. Ein alter Händler erklärte uns, wir müssten zu den Hyperboreern gehen. An den Pontos und dann immer nach Norden, der sterbenden Sonne nach. Wir fragten: „Gibt es ein Paradies jenseits des Boreas, des Nordwindes? Sind die Hyperboreer wirklich unsterblich, leben in ewiger Harmonie und verehren den Apollon?“ Der Händler lachte nur; das müssten wir schon selbst feststellen.

Mehrere Wochen hatten wir in Kolophon verbracht, doch je länger wir blieben, desto deutlicher wurde mir, dass wir nicht mehr erfahren würden als das, was uns der alte Händler erzählt hatte. Ich drängte zum Aufbruch, Democharesh schien eher bleiben zu wollen. Den Grund sollte ich später erfahren. Schließlich setzte ich den Tag der Abreise fest.

Längst wussten wir, dass der Hafen Notion nur von wenigen Schiffen angelaufen wurde, die in den Pontos wollten. Man riet uns, nach Ephesos zu gehen, wo es viel mehr Schiffsverkehr gab. Dort, sagte man, liefen täglich Schiffe aus, und wer Geduld und Geld besitze, könne von dort beinahe jeden Hafen der bekannten Welt erreichen. Wir mieteten Maultiere, nahmen Proviant für zwei Tage mit und verabschiedeten uns von den wenigen Menschen, mit denen wir in Kolophon Freundschaft geschlossen hatten. Auf der Landstraße überholten wir immer wieder Gruppen von Fußgängern, die zum Artemision pilgerten. Es gab auch berittene Perser, die uns wiederum überholten.

Der Weg nach Ephesos führte uns zunächst durch das Hügelland, das Kolophon von der Küste trennte. Wir ritten an Feldern und Olivenhainen vorbei, durch kleine Ansiedlungen, in denen die Menschen ihrer täglichen Arbeit nachgingen, als gäbe es jenseits ihrer Äcker und Weingärten nichts,

was einen Menschen hätte interessieren können. An manchen Stellen öffnete sich das Land, und wir sahen das Meer zwischen den Hügeln aufleuchten. Es war dasselbe Meer, das sogar wir Arkader aus dem Herzen der Peloponnes seit unserer Kindheit kannten, und doch erschien es mir an diesem Morgen anders als sonst, fremder zugleich und verheißungsvoller.

Democharesritt ein Stück hinter mir. Er hielt den Kopf gesenkt und reagierte nicht auf meine Rufe, er solle sich beeilen. Ich ließ ihn gewähren. Es war mir nicht recht, ihn so bedrückt zu sehen, und ich dachte, dass ich ihm mit dieser Reise viel mehr abverlangte als mir selbst. Seine Mutter hatte immer gefürchtet, dass er eines Tages als Söldner fortgehen würde, vielleicht bis nach Ägypten, und ich hatte ihr versprochen, auf ihn aufzupassen. Nun war sie seit Jahren tot, und ich musste allein entscheiden, wie weit ich ihn gehen lassen durfte.

Der Weg, der streckenweise in sehr schlechtem Zustand war, zog sich dahin, und als die Sonne sank, hatten wir Ephesos wider Erwarten noch nicht erreicht. Am Abend nahmen wir in einer kleinen Siedlung Quartier. Der Wirt war ein wortkarger Mann, der uns zunächst misstrauisch musterte, dann aber, als er hörte, dass wir aus Kolophon kamen, freundlicher wurde. Er stellte uns Gerstenbrot, Zwiebeln und Wein auf den Tisch und erzählte, dass im Hafen von Ephesos gerade Hochbetrieb herrschte. „Wenn ihr ein Schiff sucht“, sagte er, „dann geht früh zum Hafen. Dort wird gehandelt, ehe die Sonne hoch steht. Wer zu spät kommt, muss warten.“

Ephesos

Gegen Mittag lag Ephesos vor uns, größer und geschäftiger, als ich aus den Erzählungen geschlossen hatte. Die Stadt erstreckte sich vom Hafen bis zu den Hängen des Berges Koressos, und über allem thronte der Artemis-Tempel, das Artemision, dessen Säulen im Licht der gleißenden Sonne golden schimmerten.Wir ritten durch das Magnesia-Tor; in den Straßen drängten sich Händler, Handwerker und Lastträger. Der Lärm war beträchtlich. Esel schrien, Räder rumpelten über das Pflaster, und aus den offenen Werkstätten drangen die Schläge der Schmiede. Händler priesen ihre Waren an, während Sklaven Körbe und Amphoren trugen. Der übliche Geruch von Fisch, feuchtem Holz, Öl und frisch gebackenem Brot lag in der Luft, vermischt mit den Ausdünstungen der Tiere. Aber aus manchen Läden drang ein neuer Duft: Gewürze aus dem Osten.

Wir nahmen Unterkunft bei einem Mann, an den uns der Besitzer der Maultiere aus Kolophon verwiesen hatte. Sein Haus war ein schmales Gebäude aus Lehmziegeln mit einem kleinen Innenhof, in dem ein Feigenbaum wuchs. Der Hausherr hieß Pythodoros und war, wie er uns erklärte, im Handel mit Wein und Öl tätig. Er empfing uns freundlich, kümmerte sich um die Maultiere, die wieder nach Kolophon zurückkehren sollten, und wies uns einen kargen Raum zu, dessen Fenster zum Hof hinausgingen.

Ein älterer Kapitän, der Wein in den Pontos verschiffte und dessen von Sonne und Wind gegerbtes Gesicht unser Vertrauen erregte, erklärte sich schnell bereit, uns bis zum Hellespont und dann bis nach Byzantion mitzunehmen. Wir waren einverstanden. Doch als wir am nächsten Morgen wieder zum Hafen kamen, erfuhren wir, dass das Schiff nicht auslaufen würde. Der Wind hatte gedreht, und der Kapitän wollte die Wetterlage abwarten. Das seien noch nicht die Etesien, der Wind werde sich bald ändern. Er empfahl uns, uns nicht zu weit vom Hafen zu entfernen. Das nahmen wir als Zeichen, denn wir waren noch nicht im Tempel der ephesischen Artemis gewesen. So begann unser Aufenthalt in Ephesos, der mehrere Tage dauern sollte.

Als wir das Artemision erreichten, blieb Democharesstaunend stehen: „Jetzt glaube ich, was die Leute sagen: Dieser Tempel ist das größte Heiligtum der Griechen“. Die Anlage war gewaltig. Riesige Säulen erhoben sich über uns, hundertzwanzig an der Zahl, so erzählte man uns, jede höher als zehn Männer übereinander. König Kroisos hatte schon einige Olympiaden zuvor begonnen, den Tempel ausbauen zu lassen. Auch wenn der Lyderkönig längst von den Persern besiegt und tot war, gingen die Arbeiten weiter. Daher sahen wir überall Baugerüste, Kräne und Steinmetze. Menschen kamen mit Opfergaben, um zu beten. Auch wir verrichteten unsere Gebete und baten die Artemis um ihren Schutz. Priester und Diener kamen ihre Aufgaben nach, während Händler an ihren Ständen kleine Figuren, Kränze und andere Dinge anboten, die Pilger als Andenken oder Weihgaben erwerben konnten.

Wir gingen langsam an den Säulen entlang. Ich dachte daran, wie viele Menschen aus fernen Ländern hierherkamen, um die Artemis von Ephesos zu verehren. Wir hörten, das Heiligtum gelte als Zufluchtsort für jeden, der seinen Fuß über seine Schwelle setze, sei er auch ein Sklave oder ein Mörder. Demochareskaufte eine kleine Tonfigur der Göttin. Ich fragte ihn, warum er das getan habe. „Damit uns die Artemis beschützt“, sagte er. „Und wenn wir sehr weit reisen, Vater, wird es gut sein, etwas bei sich zu haben, das einen an den Anfang erinnert.“

Während wir warteten, besuchten wir die Märkte und saßen abends in einer Schenke nahe dem Hafen, wo Seeleute aus verschiedenen Städten zusammenkamen. Ein Seemann aus Milet erzählte, dass die Fahrt durch den Bosporos gefährlich sein könne, wenn Strömung und Wind gegeneinander stünden. Ein anderer behauptete, am östlichen Ende des Schwarzen Meeres gebe es das Land Kolchis, in dem die Flüsse Gold mit sich führten. Ein dritter sprach von den Bergen des Kaukasus, die so hoch seien, dass selbst im Sommer Schnee und Eis auf ihnen liege. Dort sei Prometheus angekettet gewesen. Ich kannte diese Geschichten, die Argonauten, die Symplegaden und den Geier, der Prometheus’ Leber fraß. Doch selbst die ältesten Geschichten enthielten manchmal einen Kern von Wahrheit. Das hatte ich inzwischen gelernt. Am nächsten Morgen gingen wir an Bord.

Auf dem Weg zum Bosporus

Möwen flogen niedrig im Wind. Das Meer änderte immer wieder seine Farbe. Der Wind, den die Seeleute Notos nannten, blies von Süden. Wir sahen die Delphine an unserem Schiff in Richtung Süden vorüberziehen. Democharesund ich, wir waren uns sicher: Nun hatte unsere Reise wirklich begonnen!

Eine Nacht verbrachten wir im Hafen von Methymna auf der Insel Lesbos. Zusammen mit dem Kapitän stiegen wir auf den Kai und gingen durch die warme Nacht, ohne eine der Weinschänken aufzusuchen. Wir bemerkten, dass uns eine alte zerlumpte Frau folgte. Der Kapitän kannte sie schon: Ihr Mann, ein wohlhabender Schiffseigner, habe die Frau aus dem Pontos mitgebracht. Fünf Söhne habe sie ihrem Mann geboren und eine Tochter. Die sei jung verheiratet im Kindbett gestorben, später seien ihr Mann und alle Söhne am thrakischen Bosporus ums Leben gekommen, als die Persern unter Otanes die Meerenge besetzten. Die Methymnäer glaubten, dass sie Frau Unglück bringe; sie allein sei Schuld, eine Fremde, die nicht hierher gehöre. Mit dem Alter sei sie verrückt geworden. Sobald ein Schiff einlaufe, komme sie, um nach ihrem Mann und nach ihren Söhnen zu fragen. Die würden sie nämlich nach Skythien, in ihre Heimat, zurückbringen. Auch uns sprach die Alte an, der Kapitän wehrte sie ab. Wie ein getretener Hund zog sie sich zurück. Aber ich

hatte ein Blitzen in ihren Augen gesehen, das mich rührte. Ich hatte den schön geformten Schwung ihrer Augenbrauen gesehen. Ich ging zu ihr, gab ihr ein Stück Brot, wofür sie mich dem Schutz eines Gottes mit unaussprechlichem Namen anempfahl. Was für ein Unglück, eine alte, hilflose Frau, fern der Heimat und ohne Familie. Drohte dieses Schicksal am Ende auch uns?

Bei der Einfahrt in den Hellespont passierten wir Wachschiffe im Dienst des Großkönigs und legten in Abydos an. Die Stadt war nach der Zerstörung durch den Großkönig noch nicht wieder vollständig aufgebaut. Unser Kapitän war mit allen gut bekannt und versorgte die Verantwortlichen großzügig mit Wein und Öl. Während ein Schiff aus Milet durchsucht und beschlagnahmt wurde, konnten wir unbehelligt wieder auslaufen Richtung Byzantion.

In Byzantion verließen wir das Schiff, und der Kapitän half uns, eine Passage nach Sinope zu finden, so dass wir problemlos weiterreisen konnten. Überall im Hafen sahen wir persische Soldaten und griechische Söldner im Dienst des Großkönigs. Ein Krieg lag in der Luft. Wir waren froh, den weiten, offenen Pontos vor uns zu haben! Democharesw war sichtlich erleichtert; er schrie mir durch den Seewind zu: „Wir fahren den Argonauten hinterher!“ Ich nickte nur und dachte an das Goldene Vlies und den Drachen, der es bewacht.

Sinope

Ich hatte von Sinope gehört. Auch bei uns in Tegea gab es einen Händler für Farben, der Miltos oder Sinopis, das berühmte sinopische Rot, verkaufte; das war ein rötliches Ockerpigment, das man aus Sinope über die Meere verschiffte und in vielen Ländern verkaufte. Der Händler war mein Freund. Mehr wusste ich nicht von Sinope. Vor uns erschien eine schmale, ins Meer vorspringende Halbinsel; Schiffe konnten je nach Wind die Nord- oder Südseite anlaufen. Soweit wir es erkennen konnten, bestand die Stadt zwischen den Häfen aus Stein- und Lehmziegelhäusern; von weitem wirkten die Befestigungen mit ihren turmartige Verstärkungen nicht besonders mächtig. Dahinter erhob sich eine abwechslungsreiche Landschaft mit Wald und Feld. In dieser Stadt mussten wir ein Schiff finden, das uns nach Phasis in Kolchis bringen sollte. Fürs Erste jedoch hieß es, in der Stadt Quartier zu nehmen.

Die Einwohner bestanden vor allem aus Griechen und Paphlagoniern, deren Sprache uns völlig fremd war. Doch ein paar griechische Brocken verstanden hier alle. In der Stadt herrschte geschäftiges Treiben, die Stimmung erinnerte eher an Ephesos als an Byzantion. Wir fanden ein Zimmer bei der Witwe Apsate, die mit einem Handelspartner einen Holz- und Rötelhandel betrieb. Sie sprach Griechisch mit einem starken paphlagonischen Akzent. Democharesw bewunderte ihren vollen Mund und vor allem ihr Haar, das so tief schwarz war, dass es manchmal zu einem leuchtenden Blau wurde. Sie wies uns den Weg zum Artemis-Tempel, den Democharesw schleunigst aufsuchen wollte. Ein Priester, der uns nach Woher und Wohin fragte, riet uns, ein ganz besonderes Opfer darzubringen; dazu müssten wir uns in einen Tempel begeben, der vor der Stadt lag und eher von Paphlagoniern besucht würde. Der dortige Priester könne aber gut Griechisch sprechen.

Der paphlagonische Priester erklärt uns: In den Ländern der Hellenen heiße der Winter Kronos, der Sommer Aphrodite und der Frühling Persephone; wir alle seien Kinder des Kronos und der Aphrodite. Die Phryger glaubten, der Gott schlafe im Winter und wache im Sommer, und sie feiern ekstatischen Riten für ihn, einmal die des Einschlafens und dann die des Erwachens. Die Paphlagonier sagten, er sei im Winter gefesselt und eingekerkert, im Frühling rege er sich und

werde aus der Haft gelöst. Der Priester gab uns auf, ein Ferkel zu opfern, dessen Eingeweide man nach der Schlachtung prüfen und dessen Leib man anschließend den Göttern vollständig darbringen müsse. Der Priester, der auch ein Seher war, schlachtete das Tier, prüfte es und verbrannte es. Dann sprach er von glückversprechenden Vorbedeutungen und verhieß uns Rettung und Heil nach schweren Zeiten.

Der Handelsgenosse der Apsate hieß Damon, ein Messenier und ehemaliger spartanischer Helot; er war von kleiner Statur und hatte ein gelbliches Gesicht mit grauen Augen. Er hatte seinerzeit den Feldzug gegen Athen und den Tyrannen Hippias mitgemacht, an dem auch ich teilgenommen hatte. Für einen Spartiaten war der Besitz von Gold- und Silbermünzen verboten, so hatten wir es gelernt; Damons Herr hätte, wie Damon erzählte, aus irgendeinem Grund athenisches Geld gebraucht. Deshalb habe er ihn an einen Milesier verkauft, der mit Sinopern Handel trieb. So kam Damon nach Sinope, um dort als Freigelassener die Interessen des Milesiers zu vertreten. Hier wurde er ein angesehener Mann, der bei der Verteidigung der Stadt gegen eine paphlagonische Streifschar, der es um Rache für einen angeblichen Pferdediebstahl ging, den linken Arm verloren hatte. Seitdem waren sein Haupt- und Barthaar ergraut.

Messenier und Arkader sind Peloponnesier, und uns alle hat die peloponnesische Erde genährt. Arkader hatten im Zweiten Messenischen Krieg an der Seite der Messenier gekämpft. Damon versprach uns Hilfe dabei, ein Schiff nach Phasis zu finden, und er versprach uns, einen kurzen Brief nach Tegea schaffen zu können. So schickten wir unserer Familie ein Lebenszeichen. Wir haben nur noch eine weitere Nachricht geschickt, später, als Democharesund ich wieder in Tyros vereint waren.

Wir schnappten auf der Straße das Gerücht auf, dass die Perser kämen. Später erzählte uns Damon genaueres: Ein hoher persischer Beamter namens Ariadates sei mit zweihundert hyrkanischen Reitern nach Sinope gekommen, um die Treue der Sinoper zum Großkönig zu prüfen und ausstehende Tribute abzuholen. Demochareswollte sich gerne die Hyrkanier anschauen, aber aufgestellte Wachen verhinderten schroff jede Annäherung an das Lager des Ariadates, das außerhalb der Stadt lag. Dort gab es inmitten einer ummauerten Herberge einen gut erhaltenen hohen Turm aus Lehmziegeln, der sich gut verteidigen ließ.

Am nächsten Morgen herrschte große Aufregung in Sinope. Viele Menschen folgten der Straße, die zum Lager der Perser führte. In dieser Richtung erhob sich auch eine Rauchsäule, weniger als eine halbe Parasange entfernt. Merkwürdiger gelber Rauch stand aufrecht am Horizont. Democharesund ich folgten der Menge. Die Menschen fragten einander: „Was ist das für ein großes Feuer? Wo kann es sein?“ Niemand konnte seinen Blick von dem Rauch abwenden. Zwischendurch erfuhren wir Einzelheiten, die folgende Geschichte ergaben: Die Ehefrau eines paphlagonischen Adeligen war dem Liebeswerben des Anführers der hyrkanischen Reiter erlegen. Sie hatten sich in der Nacht im heiligen Hain des paphlagonischen Apollon getroffen, wo sie sich im hölzernen Tempel ein Liebesnest einrichteten. Da habe sie der vorzeitig aus Gangra zurückgekehrte Ehemann entdeckt und beide umgebracht. Wie Löwen hätten die beiden Männer miteinander gekämpft, einander umklammert, und schließlich hätte der Paphlagonier den Hyrkanier erwürgt. Einige erzählten sogar, der Frau sei der Kopf abgeschnitten worden, damit sie auch unter den Schatten als Ehebrecherin kenntlich sei. Der Apollonpriester, den der Kampflärm geweckt hatte, habe alles gesehen. Als die Hyrkanier den Mord an ihrem Anführer entdeckten, hätten sie den Tempel und den ganzen heiligen

Hain in Brand gesetzt. Ariadates sei mit seinem Gefolge schon nach Gangra abgereist, um dort von den paphlagonischen Fürsten Blutgeld einzufordern. Der Apollonpriester habe die tote Frau mit seinem Sohn in die Stadt tragen wollen; dabei sei ihnen der Kopf heruntergefallen. Einige behaupteten, der Kopf habe gesprochen und wahlweise ihre Mann und ihren Liebhaber verflucht; andere wollten gesehen haben, dass eine Schlange aus dem Mund der Frau gekrochen sei. Das alles sei ein sehr schlechtes Omen für Sinope.

Der heilige Hain brannte den ganzen Vormittag. Wir kamen mit der Menge dorthin, um die letzten Flammen zu sehen, und fluteten dann in die Stadt zurück. Wir trafen Damon, der gerade vom Hafen kam. Er sagte, wir sollten schnell weiterreisen. Es könne sein, dass die Perser Sinope bestrafen würden, indem sie den Hafen blockierten oder besetzten. Er hätte gerade mit einem Schiffer gesprochen, der noch am selben Nachmittag nach Phasis auslaufen wollte. So verließen wir Sinope beinahe wie Flüchtlinge, zwar nicht ohne Apsate und Damon zu danken, und doch weit entfernt davon, ihnen für ihre Verdienste um uns genug Geschenke und Beweise des Wohlwollens zu hinterlassen.

Phasis

Die Entfernung nach Phasis betrug ungefähr 130 Parasangen, wir brauchten zwölf Tage. Unser Schiff hielt sich meist dicht am Ufer; wir machten in den Häfen von Amisos, Kotyora, Kerasous und Trapezus Halt. Der Schiffsherr, der uns nach Phasis mitnahm und auf den Namen Polynikos hörte, war der Neffe von Apsate; sein Vater hatte ebenfalls eine Paphlagonierin geheiratet. Polynikos lebte in Phasis und handelte mit Waren, die angeblich sogar aus dem fernen Indien kamen. Er war ein hervorragender Schiffsführer: Gegen Mannschaft und Schiff trat er mit der notwendigen Härte und Entschlossenheit auf, auch hatte er einen untrüglichen Sinn dafür, was man beiden abverlangen konnte. Die Schiffsleute hatten drei Amphoren mit feuchten Lappen umwickelt und in die Takelage gehängt; die enthielten geharzten Wein. Wir tranken mit den Seeleuten. Einer fragte, wo wir hinwollten. Ich antwortete: „Weiter weg als alle anderen!“ Da lachte der Steuermann, hob seinen Becher und rezitierte die ersten Verse der Odyssee:

Sage mir, Muse, die Taten des vielgewanderten Mannes,
Welcher so weit geirrt nach der heiligen Troja Zerstörung,
Vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernt hat
Und auf dem Meere so viel unnennbare Leiden erduldet,
Seine Seele zu retten und seiner Freunde Zurückkunft.
Aber die Freunde rettet' er nicht, wie eifrig er strebte;
Denn sie bereiteten selbst durch Missetat ihr Verderben:
Toren! welche die Rinder des hohen Sonnenbeherrschers
Schlachteten; siehe, der Gott nahm ihnen den Tag der Zurückkunft.
Sage hievon auch uns ein weniges, Tochter Kronions.

Alle freuten sich, alle lachten, auch Democharas. Ich lachte dann auch. Der Steuermann hätte gut ein Seeräuber sein können. Zu Odysseus’ Zeiten ein durchaus ehrbarer Beruf. Wer hat Angst vor dem Tode?

Polynikos kannte alle Handelsherren, die im Ost-West-Handel tätig waren. Auch ihm sind wir zu tiefem Dank verpflichtet. Wir verbrachten einige Tage in seinem Haus, das nach Art der Hellenen

eingerichtet war. Auf einer Wand war eine Szene aus Olympia gemalt, man sah einen Haufen von Wettläufern mit ihrem Lehrmeister sich üben. Überdies gab es noch in einem Winkel einen prächtigen Schrank, in welchem korinthisches Erz stand und eine Aphrodite von Marmor. Phasis war ein wahres Handelsemporion, und es war reich: Umgeben von starken Stadtmauern, sahen wir dort altbekannte griechische Waren, die nach Osten verkauft werden sollten, auch griechische schwarzfigurige und rotfigurige Keramik, und es gab sogar einen Händler, der behauptete, Bienen, die aus Athen stammten, zu haben, und echt attischen Honig anbot. Endlich entdeckten wir etwas uns völlig Unbekanntes, das aus dem Osten kam. Polynikos zeigte uns einen ganz feinen Stoff, den er ‚serikon' nannte. Es war so zart, dass ich es mit meinen rauen Händen kaum anfassen wollte, Democharès war davon begeistert. Es wurde mit Gold aufgewogen.

Wie in Sinope war auch die Hälfte der Bevölkerung fast nichtgriechischer Herkunft. Hier waren es Kolcher, und ihre Sprache war uns nicht weniger fremd als die der Paphlagonier. Immer wieder hörten wir, dass vor uns Gebiete lägen, die von berittenen Bogenschützen beherrscht würden und wo keiner mehr Griechisch verstünde. Wir brachten dem Apollon ein würdiges Opfer dar, besuchten aber auch alle weiteren griechischen Tempel. Hinter den Mauern der Polis Phasis endete die Welt der Hellenen.

Polynikos versorgte uns mit ausgezeichneten Pferden und einem Gespann Maulesel für das Gepäck. Auch sorgte er dafür, dass wir mit einer Handelskarawane und verlässlichen, ehrlichen Menschen nach Osten reisen konnten. Es gab Reittiere, Tragtiere und viele Ochsen- und Mauleselgespanne. Unter den Händlern und ihren Bedienten gab es Griechen, Meder, Kolcher, Armenier, Hyrkaner und einige mehr. Wir waren von Phasis aus zunächst den Flussläufen landeinwärts gefolgt und hatten für die Überquerung des Kaukasus-Gebirges die Sarmatikai Pylai, die Sarmatischen Tore, benutzt; für die Tiere war die Strecke sehr anstrengend, die Gespanne kamen nur langsam voran, aber sie kamen voran. Bald hatten wir die bewaldeten Pässe hinter uns gelassen. Nun führte der Weg durch ein Grenzland, in dem sich die Straßen nach Armenien und zu den südlichen Gestaden des Kaspischen Meeres teilten.

Die schwarze Horde

Wir kamen in eine Gegend, die uns wie von einem Kriege verheert vorkam. Bis auf den Grund niedergebrannte Dörfer, wo kein Haus stehen geblieben war; totes, bereits halbverfaultes Vieh auf den Weiden; die Brunnen mit Kadavern unbrauchbar gemacht. Wir konnten aber keine Bedrohung ausmachen. Nirgendwo eine Rauchsäule, die aus den Wäldern aufstieg, kein Pfeil, der uns entgegen schwirrte. Alles schien so friedlich. Unser Ziel war eine befestigte königliche Station für Handelskarawanen; dort sollte es auch persische Soldaten oder Söldner im Dienste des Großkönigs geben. Sie hatte einen hohen Turm und wehrhafte Mauern, das konnten wir schon von weitem sehen. Das erste, was wir sahen, als wir einfach hineinritten, waren niedergebrannte Scheiterhaufen mit menschlichen Resten. Äußerst ungewöhnlich für einen Ort, wo Perser leben sollten! Wir hatten schon in Sinope von den Türmen des Schweigens gehört. Wir ritten durch das offene Tor, ohne dass uns jemand anhielt. Etwas hatte in die äußeren Mauern Breschen geschlagen; sie waren kaum mehr zu verteidigen. Schließlich standen wir vor dem Turm, dort sahen wir die ersten Soldaten, alle verwundet, ohne Hoffnung, ohne Zuversicht. Das verrieten uns ihre Gesichter.

Einer führt uns zu seinem Befehlshaber. Er wollte, ob wir irgendetwas gesehen hätten. Wir mussten verneinen. „Das geht seit mehr als einem Monat“, sagte er. „Sie sind von den Bergen heruntergekommen. Inzwischen sind sie gut beritten, so viele Pferde haben sie gestohlen. Sie kommen immer nur nachts. Ich glaube, sie können im Dunkeln besser sehen als wir im Hellen. Sie haben zuerst die Dörfer vernichtet. Die überlebenden Bauern flohen zu uns. Sie haben das Vieh auf den Weiden getötet. Dann begannen sie, die Raststation anzugreifen. Sie sind sehr stark, ganz schwarz gekleidet, die Gesichter tief schwarz bemalt. Sie nehmen ihre Toten immer mit. Die Sprache, die sie sprechen, klingt wie tierisches Knurren. Die meisten Bauern sind gefallen bei der Verteidigung, auch ein Teil meiner Soldaten ist schon tot. Die, die noch leben, haben häufig Bisswunden, die sich entzünden. Wir haben jetzt nur noch diesen Turm. Ob ein Bote durchgekommen ist, um Hilfe zu holen, wissen wir nicht. Heute Nacht werden sie wieder kommen. Ich bin dankbar für jede Faust, die kämpfen kann.“ Unser Karawanenführer hatte eine Idee: Sie hätten mehrere große Amphoren mit Öl dabei. Wenn wir es auf die Angreifer hinabgössen und entzündeten, konnten wir sie vielleicht vom Turm fernhalten. Noch besser, fand er, sei es, das Öl mit brennbarem Material zu vermischen oder brennende Gefäße zu verwenden. Das alles sollten sie auf den Turm schaffen. Von dort sollte es auf die Angreifer herabgegossen und angezündet werden. Und das taten wir!

In der Nacht kam die schwarze Horde von allen Seiten und belagerte den Thurm: Da sie ihn aber in Ermangelung von ausreichend langen Leitern wegen seiner Höhe und Größe, und weil im unteren Bereich die Lehmziegel mit vorgeblendeten Steinplatten verstärkt worden waren, nicht einnehmen konnten, so unternahmen sie es, ihn zu durchbrechen. Die Mauer war acht Ziegel stark; doch nach Mitternacht war sie durchbrochen. Durch die erste Öffnung, welche gemacht worden war, stieß einer der Verteidiger mit einem großen Spieße heraus und durchstach dem Nächststehenden den Schenkel; andere schossen mit Pfeilen hervor und machten jede Annäherung gefährlich. Unter großem Geschrei versammelten sich immer mehr schwarze Räuber um den Turm, um weitere Öffnungen zu schlagen und um doch noch einzudringen. Ein Kommando ging von Mund zu Mund den Turm hoch: Es war Zeit für das Öl! Es regnete Feuer vom Himmel: Wir hatten Werg, Stroh und alte Tücher mit Öl getränkt und sie in Tonkrüge gelegt. Die entzündeten wir erst oben auf dem Turm. Andere Gefäße hatten wir mit Harz, Pech und Öl gefüllt. Nun da die Angreifer sich dicht genug um den Turm drängten, warfen wir sie hinab. Dazu kamen brennende Körbe und Steine. Die Schmerz- und Todesschreie der Angreifer waren für uns eine Labsal. Rund um den Turm brannte es lichterloh. Wie von diesen Feuerzeichen gerufen, tauchten plötzlich hyrkanische Reiter zwischen den Feinden auf und hieben sie nieder. Bald kam uns auch leichtes Fußvolk zu Hilfe. Manche der Reiter und Leichtbewaffneten verloren in dem Feuer der brennenden Feinde ihre Kleider und Gerätschaften. Ein Bote hatte den Satrapen erreicht, und von allen benachbarten Plätzen eilten leichte Truppen zu Fuß und zu Pferde heran. Schließlich griffen auch schwerbewaffnete Besatzungstruppen in den Kampf ein. In dieser Nacht fanden die Plünderer keine Zeit, ihre Toten mitzunehmen. Die Hyrkanier verfolgten den Feind bis zur Raststation hinaus. Einige aus der schwarzen Horde aber machten in der Dunkelheit kehrt und schossen aus ihrem finsteren Standorte auf diejenigen, die vor einem Brand vorbeiliefen, und so wurden einige wenige, doch keiner tödlich, verwundet.

Bei Tagesanbruch begannen die Hyrkanier und die Leichtbewaffneten, die schwarzen Räuber in ihrem Versteck in den Wäldern auszuräuchern. Sie hatten sich in einer Höhle verschanzt und

kämpften mit dem verzweifelten Mut einer ausgehungerten und in die Ecke getriebenen Ratte. Auf Pardon konnten sie nicht rechnen. Es wurde auch keinem von ihnen gewährt. Als wir die gefallenen Feinde betrachteten, überraschten uns die ungewohnt fremdartigen Gesichtszüge und die ledrige Haut unter dem mit Ruß schwarz gefärbten Fett, mit dem sie sich eingeschmiert hatten. Es waren nur Männer, sie hatten weder Weiber dabei noch als Kriegsbeute geraubt. Ganz gleich, ob Mann, Frau oder Kind, sie hatten alle, derer sie habhaft werden konnten, getötet.

Wir mussten noch warten, denn es gab für die Handelskarawane keine Pferde zum Tauschen. So erlebten wir den persischen Satrapen, der kam, um die Toten zu besehen, die Station zu inspizieren und den Soldaten zu danken. Mit seiner Ankunft war die Station wieder voller Bewegung und Leben. Händler kamen aus ihren Zelten, Pferde wurden getränkt, die Toten fortgetragen. Als hätte es die Nacht nicht gegeben. Mit ihm waren auch frische Pferde gekommen, und wir reisten weiter.

Kynana

Wir hatten die letzten Städte der Griechen hinter uns gelassen, in denen sich Hellenen und Skythen und Paphlagonier und Kolcher und Perser und Hyrkanier und viele andere begegneten; nun am anderen Ende des Kaukasus und weitab des Pontos erreichten wir die Kaspischen Tore, bei denen eine befestigte Siedlung lag, die wir Griechen Albana nannten, im Lande Albanien, wo wir Hellenen so seltsam waren wie ein Skythe in Tegea. Der Winter stand vor der Tür, als wir die Kaspia Thalatta erreichten. Es war Democharesund mir klar, dass wir an den Kaspischen Toren überwintern mussten: Die ersten kalten Winde kamen bereits vom Gebirge herab. Die Siedlung war von unwegsamen Hügeln und Bergen umgeben, die zwar Schutz vor Winden boten, aber sie auch im Winter von allen Überlandwegen abschnitten. Auch der Hafen verödete. Unser Karawanenführer machte uns mit einer Witwe bekannt, die als Händlerin tätig war und tief verschleiert war. Vor allem aber, das war für uns sehr wichtig, kannte sie einige Brocken Griechisch. Sie hieß Kynana.

Wir wurden bald handelseinig, obwohl wir kaum verhandeln konnten. Sie überließ uns einen beheizbaren Raum, der an ihr Lagerhaus grenzte. Es gab dicke Lehmziegelmauern, zwei winzige Fenster mit kleinen Holzläden, als Besonderheit einen Lehmofen in der Ecke des Raumes, genug getrockneten Tierdung, aber auch etwas Holz zum Heizen. Die Geschenke, die wir von den anderen Teilnehmern der Karawane von Phasis zu den Kaspischen Toren erhalten hatten, erleichterten uns das Leben.

In den ersten Wochen sahen wir nichts von Kynana. Wir konnten in die Küche gehen, wo für den ganzen Haushalt gekocht wurde, um uns etwas zu essen zu holen. Es waren immer mehrere Männer und Frauen im Haus, denn auch im Winter mussten die Waren im Lagerhaus beaufsichtigt und geprüft werden. In der Küche arbeiteten immer drei Frauen, von denen wir nicht wussten, ob sie Sklavinnen, Bediente oder vielleicht sogar Verwandte von Kynana waren. Gemeinsam sangen sie Lieder bei der Küchenarbeit, die von der Einsamkeit sprachen, wenn der Geliebte in der Ferne ist. Oder von der Sehnsucht nach einem treuen Ehemann. Reihum bedienten sie die steinerne Handmühle, bewegten unermüdlich deren Holzgriff, auf dass sich Stein an Stein reibe und aus Körnern Schrot und Mehl werde. Über den Kupferpfannen wachte die Köchin Throkane, deren Gesicht immer hinter Küchendünsten verschwamm. Ihre Fladenbrote waren gut, an einige Fleischgerichte mit seltsamen Gewürzen konnten wir uns gewöhnen, sogar die vergorene Stutenmilch probierten wir gelegentlich. Gerichte mit Pferdefleisch waren uns ein Greuel;

Democharés, der einmal aus Unkenntnis gefüllten Pferdebraten aß, rannte sofort nach draußen und erbrach sich. Er schwor, dass der ekelhafte Geschmack eine Botschaft Poseidons gewesen sein musste. O wie vermissten wir mit der Zeit Olivenöl und Wein!

Allerdings gab es etwas, das wie ein Gruß aus der Heimat schmeckte: Eingedicktes, dunkles Traubenmus, das in irdenen Töpfen aus Kolchis kam. Throkane tat einen Löffel davon in einen Becher und füllte es mit heißem Wasser auf. Eigentlich war dieser Luxus für Kynane bestimmt, aber die Köchen ließ uns teilhaben am Beerenwasser, wie sie es nannte.

An einem sehr kalten Wintertag ließ Kynana uns durch eine Dienerin zu sich bitten. Der Empfangsraum befand sich im Erdgeschoss des Hauses, nahe dem Eingang. Der Raum war annähernd quadratisch, mit einem offenen Feuer, das gemeinsam mit einer Öffnung im Dach den Raum erhellte, und einem mächtigen Lehmofen, der für wohlige Wärme sorgte und auf dem auch sitzen und liegen konnte. Fenster waren keine zu sehen. Wir ließen uns nieder, man bot uns Stutenmilch an, die wir dankend ablehnten. Dann hörten wir ein Geräusch, es war das leise Tappen zierlicher Füße in feinen Sandalen. Wieder verwehrten die Schleier jeglichen Blick auf ihr Gesicht. Ihre mandelförmigen, dunkelbraune Augen mit langen, dunklen Wimpern faszinierten mich. Sie schien mich mit halb geöffneten Lidern direkt und intensiv anzublicken. Die dunklen Schleier im Lichte des offenen Feuers, all das sorgte für eine besondere Atmosphäre. Uns wurden verschiedene kleine Gerichte serviert, von denen wir höflich aßen. Democharés wartete immer, bis ich angefangen hatte zu essen. Da fing Kynana an zu lachen und sagte: U kippos! U kippos! Ich verstand nur, dass sie kein Pferd meinte: ouch hippos. Wir lachten auch, tauschten, so gut es ging, Höflichkeiten aus. Dann wurden wir entlassen.

Ich bemerkte mit der Zeit, dass Kynana in mir mehr sah als nur jemanden, den sie den Winter über beherbergen durfte. Sie befahl mich geradezu in ihr Privatgemach. Dort legte sie ihre Schleier ab und zeigte mir ihr wahres Gesicht. Auf den ersten Blick war da ein stilles, ernstes, ruhiges Gesicht, das Gesicht einer Frau, die mit sich im Reinen war, ein herzförmiges Gesicht mit weichen Konturen, sanft ausgeprägten Wangenknochen und einem schmalen, weich gerundeten Kinn. Darin eine gerade, schmale und wohlgeformte Nase mit einer fein gerundeten Nasenspitze. Darüber eine mittelhohe, glatte Stirn, teilweise von dunklen Haarsträhnen verdeckt. Die Augenbrauen waren dunkel, voll und verliefen in einem sanften Bogen.

Auf den zweiten Blick ein ausnehmend schönes Gesicht trotz ihrer grauen Strähnen im dichten, tiefschwarzen Haar, die den Winter ahnen ließen. Plötzlich musste ich an den paphlagonischen Priester denken, der von Kronos als dem Winter und Aphrodite als dem Sommer gesprochen hatte. Kynanas Gesicht war verlockend, verheißungsvoll war ihr Körper, der einen Sommer der Aphrodite versprach, und das ließ mich sie so begehren, dass ich schon jetzt nur noch an die nächste Begegnung mit ihr dachte. Auf den dritten Blick erst sah ich, dass ich etwas nicht sah: Ihr linkes Ohr fehlte. Ich ahnte mehr, als dass ich es sah, dass sich da im Haar eine große Narbe verbarg. Ich wagte nicht zu fragen, was ihr widerfahren war. War das der Grund, warum sie stets verschleiert war?

Bei unseren nächsten Treffen hatte sie nicht nur ihre Schleier abgelegt. Zum ersten Mal sah ich die schlanken, zierlichen Schultern mit ausgeprägten Schlüsselbeinen und einem langgezogenen, anmutigen Hals über einem verführerischen Busen. Sie nahm Haltungen an, die mein Verlangen steigerten, und verbot mir doch jede Berührung. Ein betörender Gewürzgeruch lag in der Luft. Ich

konnte nur noch an Kynana denken. Mein ganzer Körper war schwer. Ich kannte das gliederlösende Verlangen nach der Geliebten. Das hier war anders. Ich glaube, ich hätte nicht meine Hand heben können, so schwer war sie.

Später lud sie mich manchmal zu heimlichen Liebesstunden im eiskalten Lagerhaus ein. Stets brachte sie schweren armenischen Wein mit, von dem sie nur nippte, mich aber zum Trinken überredete, unvermischt, wie die Barbaren trinken. In einer Abteilung war, mit wollenen Koltern abgedeckt, loses, weiches Duftheu gelagert, in das sie sich nackt tief eingrub mit mir. Der Raum war dunkel, egal, ob Tag oder Nacht. Ihre Augen glommen, und ich dachte, sie ist eine Katze, sie hat Katzenaugen. In diesem Bad aus Heu, das intensiv duftete nach Sonne und Wind, war sie wild und zügellos. Ihr tiefschwarzes, mit grauen Strähnen durchzogenes Haar, schulterlang und lockig, fiel ihr zerzaust ins Gesicht und über die Schultern. Jede einzelne Strähne ihres Haares schien sich in den Fangarm eines Polypen, in eine Schlange aus dem Gorgonenhaar zu verwandeln, die mich fangen und würgen wollte. Sie keuchte, ihr Atem glühte. Ihre Hände packten mich, als wollten sie mich nicht wieder freigeben. Keine Mänade war je so wild gewesen wie Kynana! Wie konnte ich ihr entkommen? Wollte ich ihr entkommen? Konnte ich sie überleben? Ich hoffte, dass das, was ich aus den Augenwinkeln gesehen zu haben glaubte, nur die Schatten des Lagerhauses waren. Ich wünschte, dass der starke Wein oder die Erschöpfung meine Sinne verwirrt hätte. Wenn ich von Kynana zurückkehrte, musterte Democharesmich, fragte aber nie direkt. Einmal sagte er nur: „Du riechst nach Wein und Heu.“ Ein anderes Mal: „Du hast die Augen eines Betrunkenen.“

Kynana entwickelte noch eine Leidenschaft: Sie wollte bei mir Griechisch lernen. Ich erinnerte mich, wie ich unterrichtet worden war, wie Democharesgelernt hatte. Ich, o Kymbas, habe als Kind ganze Abschnitte aus den Epen Homers gelernt, sodass ich immer noch viele Verse auswendig kann. Und auch jetzt zitiere ich oft die passenden Verse für jede Situation. Daher rezitierte ich für Kynana den Anfang der Odyssee:
Ándra moi énnepe, Moûsa, polýtropon, hòs mála pollà
plánchthē, epeì Troíēs hieròn ptolíethron épersen;
pollôn d' anthrṓpōn íden ástea kaì nóon égnō,
pollà d' hó g' en póntōi páthen álgea hòn katà thymón,
arnýmenos hḗn te psychḕn kaì nóston hetaírōn.
all' oud' hôs hetárous errýsato, hiémenós per;
autôn gàr sphetérēisin atasthalíēisin ólonto,
nḗpioi, hoì katà boûs Hyperíonos Ēelíoio
ésthion; autàr ho toîsin apheíleto nóstimon êmar.
tôn hamóthen ge, theá, thýgater Diós, eipè kaì hēmîn.

Es gelang mir, sie dazu zu bringen, mir nachzusprechen. Dann sprachen wir gemeinsam. Ich korrigierte sie, wo nötig, so sanft es ging. Sie wiederholte die Verse wie ein Echo, ohne ihren Sinn zu begreifen – doch der Hexameter gefiel ihr. Dann wollte sie einzelne Wörter wissen, mit anêr, Mann, oder thygatêr, Tochter, ging das ganz gut. Aber ich konnte ihr nicht vermitteln, was eine Moûsa ist. Sehr oft ließ sie mich kommen, um von mir weiter Griechisch zu lernen. Sie wollte viel über mich wissen, und sie wollte mir auch von sich erzählen. Das wurde mir immer klarer. So lernte ich eine Seite von Kynana kennen, die völlig anders war als die Mänade im Lagerhaus, die kaum ein Wort sprach. Und sie schien beides zu genießen. Mir aber war, als hätte ich es mit zwei

verschiedenen Personen zu tun. Wenn ich an sie zurückdenke, o Kymbas, dann merke ich, wie wenig ich von Frauen weiß.

Nach einigen Wochen konnten wir uns immer besser unterhalten. Aus Medien sei sie. Sie erzählte mir von ihrem Ohr, das ein Hund ihr abgebissen hatte. Sie hätte lange Zeit schlecht gehört. Sie sei als Mädchen und als Braut weniger wert gewesen. Es habe mehr als einen Unnamen für sie gegeben, Ohrabweib, Narbenkopfweib und viele noch bösere. Ihr Kind werde einen Hundekopf haben. Ihr Kind werde keine Ohren haben. Darum trage sie Schleier, die Unnamen seien verschwunden. Sie habe nicht gut geheiratet. Große Mitgift, wenig Ansehen. Dann keine Kinder. Ihr Mann sei immerhin ein reicher Händler geworden, der nicht vom Pontos zurückgekehrt sei. Nun lebe sie schon lange allein an der Kaspischen Pforte. Eine Seherin habe ihr einen Winter lang Glück versprochen mit einem fremden Mann, der nur nach vorne schaut. Sie glaube, dass ich dieser Mann sei. Sie dürfe mich aber nicht festhalten, sonst käme das Glück nicht. Sie wolle in diesem Winter ganz viel Glück mit mir erleben! So viel, dass es für ein ganzes Leben reiche. Ich versprach, sie glücklich zu machen.

Als ich mich von Kynana verabschiedete, sah sie mich strahlend an und sagte: „hê matêr kaì ho patêr kaì tò téknon kaì ho paîs kaì ho hyiós ho emós.“ Die Mutter, der Vater, das Kind, der Knabe, der Sohn mein. Ich dachte, sie will mir zeigen, was sie von mir gelernt hat. Ich dachte: „Sie hat zugenommen.“ Aber in diesem Moment konnte oder wollte ich nicht verstehen. Ich ging. Und sie ließ mich gehen. Democharesagte mir später, er habe sich Sorgen um mich gemacht, ob ich Kynana je verlassen könnte.

Zu den Riphäischen Bergen

Auf dem Höhepunkt des Frühlings wandten wir uns nach Norden, dorthin, wo die Karten der Geographen bereits zu schweigen beginnen und nur noch die Phantasie der Geschichtenerzähler weiterzeichnet. Tag um Tag ritten wir auf den Rücken unserer kräftigen Pferde durch Ebenen, deren Gras uns bis an die Sättel reichte, durch Wälder, in denen die Bäume so dicht standen, dass der Mittag zur Dämmerung wurde, und über Flüsse, deren Namen kein Grieche vor uns je ausgesprochen hatte.

Und dann, eines Abends, als die Sonne blutrot hinter einem Kamm zerklüfteter Gipfel versank, erblickten wir sie zum ersten Mal: die Riphäischen Berge. Kymbas, wir beide kennen die Berge Arkadiens, aber nie zuvor und nie danach habe ich eine Kette von so hohen Felsen gesehen, die so sehr das Ende aller vertrauten Dinge zu verkünden schienen. Ihre Häupter waren in ewigem Weiß begraben, und ein Wind fuhr von ihnen herab, so scharf und so kalt, dass er uns die Worte von den Lippen riss, noch ehe wir sie hatten aussprechen können. Wir zogen weiter, aber ein Nordwind, unter dessen Hauche Alles erfror und erstarrte, wehte uns immer stärker entgegen. Da machte Democharesden Vorschlag, dem Wind zu opfern: Es geschah, und wir beide glaubten nun deutlich zu fühlen, daß sich das Schneidende des Windes gemildert hätte. Der Schnee aber war um die sechs Fuß tief und kaum zu durchdringen. Mein Sohn, der bis dahin keine Furcht gekannt hatte, zügelte sein Pferd und sah mich an mit einem Blick, den ich seither nie vergessen habe – nicht Angst, nein, sondern jenes stille Erkennen, mit dem ein Mann begreift, dass er die Grenze der Welt der Menschen erreicht hat.

In dieser Zeit grübelte ich oft über meinen Sohn nach, dem die Beschäftigung mit den Göttern gegen die Not, die uns ankam, half. Doch lange zu grübeln und zu simulieren, das vermochten weder Democharesnoch ich. Zuviel war zu tun. Beinahe wären uns Griechen Nasen und Ohren erfroren. Unter diesen Umständen lernten wir schnell, Kopf und Ohren mit Pelzen zu verwahren, dass die Bekleidung nicht nur die Brust, sondern auch die Schenkel umhüllte und dass wir zu Pferde nicht einen gewöhnlichen Überwurf, sondern ein bis auf die Füße reichendes mit Pelz gefüttertes Oberkleid tragen mussten.

Die ganzen Nächte hindurch mussten wir ein großes Feuer unterhalten; es gab an jedem Lagerplatz viel Holz, denn überall waren Bäume von Stürmen gefällt worden, an deren Ästen wir uns bedienten. Wo die Feuer brannten, entstanden durch den geschmolzenen Schnee tiefe Gruben bis an den Boden, und so konnten wir die Tiefe des Schnees messen. Wir fürchteten, durch den Schnee das Gesicht zu verlieren oder dass uns bei der Kälte die Zehen abfrieren würden. Ein Hilfsmittel für die Augen gegen den Schnee war es, wenn man auf dem Ritt gelegentlich etwas Schwarzes über sie deckte, und für die Füße, wenn man sich unaufhörlich Bewegung machte und die Nacht über barfuß war.

Am Fuß dieser Berge fanden wir die Quellen des Tanais, jenes gewaltigen Stromes, der, wie man uns gesagt hatte, die Grenze zwischen Europa und Asien zieht. Ich stand an seinem Ursprung, wo das Wasser noch kaum mehr war als ein Rinnsal zwischen frostigen Steinen, und dachte, wie seltsam es sei, dass alle Flüsse, wenn sie auch fern von den Quellen unpassierbar sind, in der Nähe ihres Ursprungs bei dem Durchgang kaum die Knie benetzen. Vielleicht, dachte ich damals schon, ist jede große Sache auf diese Weise geboren – klein, kalt und von niemandem beachtet, bis sie zu etwas heranwächst, das wie der Tanais die Welt selbst in zwei Hälften teilt. Jedenfalls errichteten Democharesund ich einen kleinen Altar und brachten sowohl dem Flussgott des Tanais als auch und vor allem dem Zeus Soter ein Trank- und ein Brandopfer dar.

Doch die Kälte, o Kymbas, die Kälte! Sie war kein Feind, den man mit dem Schwert bezwingen konnte. Sie drang in die Knochen, sie machte die Finger steif am Zügel, sie gefror den Atem noch vor dem Mund zu weißem Rauch. Unsere Vorräte schwanden, unsere Pferde wurden mager und langsam, und selbst Democharesmein tapferer Sohn, dessen Mut auch mir Kraft gab, gestand mir eines Nachts am Feuer, dass er zu fürchten begann, wir würden hier, an den Quellen eines fremden Flusses, unser Grab finden, fernab von jedem, der um uns trauern könnte.

Sollte das unser Schicksal sein? In einer öden, menschenleeren Gegend ohne Weg und Steg, ohne ein Dach über dem Kopf mit schwindenden Vorräten konnten wir uns unser Ende aussuchen: Erfrieren, verhungern oder von wilden Tieren gefressen werden. Kreisten nicht schon Krähen über uns? Besonders die Kälte ging uns an. Wir sollten uns hinlegen und schlafen, sagte sie uns. Democharesund ich, wir wehrten uns, wollten leben. Die Kälte ließ nicht locker: „Ihr müsst nicht gehen, ihr müsst nicht essen, ihr müsst kein Feuer machen, das ist alles viel zu anstrengend. Ihr müsst nur schlafen.“ Wir aber machten Feuer, suchten mit blaugefrorenen Händen Nahrung, auch wenn es nur gefrorene Wacholderbeeren waren. Wir aßen keinen Schnee, sondern kochten uns einen Absud aus Tannen- und Fichtennadeln, der uns tatsächlich stärkte. Wir konnten aber so nicht weitermachen.

Da fasste ich den Entschluss, der unser beider Schicksal für immer verändern sollte. Wenn der Norden uns den Tod versprach, so würde eben der Osten unser Weg sein müssen – hinein in Länder,

von denen selbst die kühnsten Karawanenführer nur mit gesenkter Stimme sprachen, dorthin, wo, wie man munkelte, wenn man die tödlichen Reiter der Steppe überlebt haben sollte, das Land selbst aufhört und nur noch das große, äußere Meer beginnt. Ich sagte zu Democharés: Besser der ungewisse Untergang eines Mannes, der vorwärtsgeht, als der gewisse eines Mannes, der stehenbleibt.

So wandten wir unsere Pferde nach Osten, Kymbas, ohne zu ahnen, dass wir damit die Schwelle zu Wundern überschritten, wie sie kein Mensch unseres Blutes zuvor gesehen hatte – Wunder, von denen ich dir, wenn du Geduld hast, in den kommenden Nächten noch berichten will.

Zweiter Teil – Deinias und Democharés

Kapitel 6 – Über den Okeanos

(Ebene 3)

Ich habe, seit Erasinides diese Aufzeichnungen begann, o Kymbas, manches berichtet, das den ruhigen Bürgern in den Weilern Arkadiens unglaublich erscheinen mag; doch nichts von dem, was noch folgen wird, übertrifft an Verwegenheit jene Fahrt, von der ich jetzt erzähle – eine Fahrt, wie sie kein Sterblicher vor mir unternommen hatte und, wie ich glaube, seither auch keiner mehr.

Unser Ritt nach Osten führte durch endlose lichte Wälder. Wir ließen die Pferde oft Schritt gehen, um sie zu schonen. Es wurde wärmer, der Schnee ergraute, überall taute es. Es gab nur wenige Tiere, die auf Abstand bedacht waren. Das Jahr schritt voran, der Schnee verschwand. Die Zwergstrauchheide wechselte sich mit Moorstellen ab, die voll von Schachtelhalm und Riedgras waren, dann modrige, dunkle Fichtenwälder, die wieder in Moor und Zwergstrauchheide übergingen, auf die Tümpel mit lehmigen Ufern folgten.

Jeden Tag weckte uns die rosenfingrige Eos, die Morgendämmerung, auf. Das erste, noch graue Tageslicht füllte sich langsam mit friedlichen, zaghaften Vogelstimmen. Die Luft hatte einen frischen Geschmack. Mit jedem Atemzug belebte sich die Einsamkeit und die Stille. Wir lernten ein zeitloses und heimatloses Leben kennen: Unsere Herren waren die Landschaft, die Jahreszeiten, das Wetter und nicht zuletzt der Zufall. Ihnen waren wir ohne Obdach und Gemeinschaft ausgeliefert. Regen und Sonne, Nebel und Schnee, Kälte und Wärme, Wohlbefinden und Not, wie die Umstände es wollten. Das war eine Freiheit, die einen das Fürchten lehren konnte.

Mit der Zeit begann die Abwesenheit von Menschen lästig zu werden. Sollten sie nie wieder Menschen sehen, nie wieder mit Menschen sprechen? Democharés sprach von Frauen und Mädchen, an die er sich erinnerte, gestand mir, dass er in Kolophon eine Geliebte gehabt hatte. Irgendwann hörten wir auf, miteinander zu sprechen, versanken in Traurigkeit und Grübelei. In meinen Träumen verwandelte ich mich in einen Bären, der in den Wäldern verschwand.

Das Pestlager

Ein dünner Regen kam uns entgegen. Die Wolken hingen tief. Darunter regte sich kaum ein Lüftchen, während in der Höhe ein Sturm zu wüten schien. Ab und zu durchbrach eine bleiche

Sonne die Wolkenwand. Dann obsiegte der Sturm. Regen und Hagel prasselten auf uns herab. Plötzlich erschütterten Donnerschläge den Wald, auf die ein grelles Sonnenlicht folgte. Zwischen den Bäumen verbreitete sich ein fahles Licht.

Zuerst sahen wir es. Auf dem schwach erkennbaren Pfad durch die Bäume lagen die Überreste eines Menschen. Knochen, Fleisch- und Stoffetzen, einige Krähen, die sich daran gütlich taten und sich durch uns nicht stören ließen. Dann rochen wir, so stark, dass die Pferde nicht weitergehen wollten; es war der Geruch des Todes. Wir banden die Tiere fest und gingen zu Fuß weiter. Als der Gestank schon fast unerträglich war, erreichten wir das Lager. Ich gab Democharesʼ Order, zurückzubleiben, was er auch tat. Weit und breit keine Tiere, nicht einmal Krähen. Das Lager bestand aus vier großen Zelten, es lag auf einer Lichtung, umgeben von niedergetrampeltem Gras und hohen Bäumen. Ich deutete auf einen Baum, Democharesʼ Augen folgten mir; dort hing ein Mensch, offensichtlich erhängt, darunter lagen zwei Tote. Ich trat an das erste Zelt heran. An der Feuerstelle saß ein alter Mann; zuerst dachte ich, er lebte noch. „Chaire!“, rief ich laut. Dann sah ich die Zunge, die schwarz aus dem Mund hing. Dort, wo die Kleidung die Haut nicht bedeckte, konnte ich blaue Verfärbungen und schwarze Beulen erkennen. Ameisen krabbelten auf dem Gesicht herum. In der Feuerstelle blinkten noch Funken auf den halbverbrannten Holzstücken. Wahrscheinlich war der alte Mann noch nicht lange tot.

Im zweiten Zelt waren viele Tote, darunter ein halbwüchsiger Junge, überall dieselben schwarzen Zungen, dieselben blauen Flecken, dieselben schwarzen Beulen. Er war in Bauchlage, der rechte Arm ausgestreckt nach etwas, was er nicht mehr erreicht hatte. Wäre es ein Alptraum, könnte ich daraus erwachen. Ich ging hinaus ins Licht.

Im dritten Zelt lagen mehrere Menschen auf Lagern aus Fellen und Kolterdecken. Da war ein großer Mann, sicherlich ein Krieger und Jäger, vielleicht ein Anführer, mit derselben heraushängenden Zunge und weit aufgerissenen Augen, aus diesem Gesicht schauten mich Wut, Schmerz und Verzweiflung an. Auch ihm hatte der Tod nicht die Züge lösen können. Im Bett daneben lag eine junge, aber schon starke Frau, die im Tode noch ihr Neugeborenes an sich drückte; verkrümmt, als ob sie unter wilden Zuckungen gestorben wäre. Hatte sie darum gekämpft, noch einmal aufzustehen, um mit dem Kind weglaufen zu können? An das vierte Zelt trat ich nicht heran, so stark , so abstoßend, so wüst war der Gestank von Leichen und Verwesung. Ich hatte schon Tote gesehen, hatte sie auf dem Schlachtfeld zusammengetragen, ich hatte meine Frau sterben sehen, aber dieser Anblick vom unerbittlichen Werk des Todes trieb mich zu meinem Sohn.

Furcht war es nicht, die mich antrieb. Ich kannte Todesangst, hatte erlebt, wie der Feind in unsere Phalanx eingebrochen war und ich mich gerade noch eines tödlichen Speerstoßes erwehren konnte. Das war eine Lebensgefahr gewesen, gegen die ich mich erfolgreich zur Wehr setzen konnte: Ich zerschmetterte die Hand, die den Speer führte. Aber dieser Tod hier war grausam, gnadenlos und endgültig. Ich überlegte, ob wir das Lager mit den Toten nicht verbrennen sollten. Aber dann kam mir in den Sinn, wen Feuer und Rauch anlocken würden.

Democharesʼ war sichtlich froh, dass ich das Zeltlager verließ. „Was ist?“, fragte er mit gedrückter Stimme, „sind alle tot? Dein Gesicht macht mir Angst.“ Ich nickte, sprach von den Pfeilen des Apollon und fing an, wie in Trance Homer zu rezitieren:

Und wie er einsam jetzt hinwandelte, flehte der Alte
Viel zum Herrscher Apollon, dem Sohn der lockigen Leto:
Höre mich, Gott, der du Chrysa mit silbernem Bogen umwandelst,
Samt der heiligen Killa, und Tenedos mächtig beherrschest,
Smintheus! hab ich dir je den prangenden Tempel gekränzet,
Oder hab' ich dir je von erlesenen Farren und Ziegen
Fette Schenkel verbrannt; so gewähre mir dieses Verlangen:
Meine Tränen vergilt mit deinem Geschoß den Achaiern!
Also rief er betend; ihn hörete Phöbos Apollon.
Schnell von den Höhn des Olympos enteilet' er, zürnendes Herzens,
Auf der Schulter den Bogen und ringsverschlossenen Köcher.
Laut erschallen die Pfeile zugleich an des Zürnenden Schulter,
Als er einher sich bewegt'; er wandelte, düster wie Nachtgraun;
Setzte sich drauf von den Schiffen entfernt, und schnellte den Pfeil ab;
Und ein schrecklicher Klang entscholl dem silbernen Bogen.
Nur Maultier' erlegt' er zuerst und hurtige Hunde:
Doch nun gegen sie selbst das herbe Geschoß hinwendend,
Traf er; und rastlos brannten die Totenfeuer in Menge.

Die Worte, die ich sprach, durchbrachen den pythischen Schleier. Democharesnickte: „Smintheus, der Mäusevertilger. Ich habe die toten Ratten gesehen.“ Nie wieder bot sich uns ein solcher Anblick. Energisch bedeutete ich Democharesdass wir uns rasch von dieser Gefahr entfernen müssten, wollten wir nicht das Schicksal der Ratten und der Zeltbewohner teilen. Genau zu diesem Zeitpunkt schrie ein Vogel am hellichten Tag wie ein Käuzchen. Das wirkte wie ein Signal. Wir sahen Vögel am Himmel; Starenschwärme flogen zu einem fernen Ziel. Wir kämpften uns durch Moor und Sumpf und Gestrüpp, um das Lager der Toten zu umgehen. Als wir zur Nacht rasteten, räucherten wir in Ermangelung von Schwefel unsere Kleider aus und stellten uns nackt in den Rauch ihres Lagerfeuers. Ich hatte auf dem Feldzug, an dem die arkadischen Hopliten teilnahmen, gehört, das sollte gegen Flüche und seltene Krankheiten helfen. Wir betrachteten gegenseitig unsere Zungen und suchten nach blauen Flecken und schwarzen Beulen. Wir fanden an diesem Abend nichts und auch an allen folgenden.

Einige Tage später stieß mich Democharesan. Er habe irgendetwas gehört. Wir versteckten uns mit unseren Pferden im Dickicht. Reiter. Verzeih, Kymbas, wenn meine Worte hier stocken! Einer nach dem anderen, wie der schmale Pfad es erforderte. Waren das die Saken, von denen man in Tomis erzählt hatte? Die ersten schleiften Menschen hinter sich her, die sich kaum noch auf den Beinen halten konnten. Die nächsten waren mit abgeschlagenen Köpfen und Händen versehen. Dann folgten die, die Pferde vor sich hertrieben. Wir ließen sie alle vorüberziehen und sprachen lange kein Wort. Die Reiter und ihre Gefangenen unterschieden sich im Äußeren kaum von einander. Vielleicht waren ihre Tätowierungen unterschiedlich, aber das konnten wir nicht richtig erkennen. Einige der Reiter hatten rot angemalte Gesichter. Nach dem Pestlager war das der zweite große Schrecken. Die Zeit, als wir befürchteten, nie wieder Menschen zu sehen, kam uns beiden plötzlich sehr friedlich vor.

Das Gefühl der Bedrohung wollte uns nicht verlassen. Abends, als wir in einer geschützten Mulde, verdeckt von Bäumen und Gestrüpp, ein kleines Lagerfeuer unterhielten, sagte ich zu meinem

Sohn: „Wenn das so weitergeht, dann werden wir zu ängstlichen Geschöpfen, die sich von Versteck zu Versteck flüchten. Wir dürfen nicht vergessen, dass wir Hellenen und Arkader sind. Wir beide kennen so manchen Vers. Wir sollten uns am Lagerfeuer gegenseitig Verse aufsagen, das ist ein gutes Heilmittel gegen jede Form von Verzweiflung.“ Democharesder die ganze Zeit so ernst dreingeschaut hatte, begann zu lächeln: „Ich kannte in Kolophon eine Thais, die mochte auch Verse. Sie hat mir den einen oder anderen Vers ins Ohr geflüstert. Sie sagte, sie seien von Alkman. Ich habe mir folgende gemerkt:

‚Mädchen mit süßem Gesang und mit reizender Stimme, die Beine
tragen mich Alten nicht länger; ach wenn ich ein Eisvogel wäre,
wie er mit den Eisvogelmädchen gemeinsam dahinschwebt, von Furcht frei,
über die Kronen der Wellen, der purpurne heilige Vogel.‘“

Auch ich musste nun lächeln; die Geliebte in Kolophon hatte einen Namen bekommen. Ich revanchierte mich mit Versen des Archilochos, die ein peloponnesischer Hoplit eigentlich nicht aufsagen sollte:
„Mit meinem Schild mag sich nun irgendein Saïer brüsten,
den ich bei einem Busch zurückließ –
eine tadellose Waffe; nicht freiwillig ließ ich sie zurück.
Mich selbst aber habe ich gerettet. Was kümmert mich jener Schild?
Zum Teufel mit ihm! Einen anderen werde ich mir wieder beschaffen,
nicht schlechter als diesen.“

So verfuhren wir nun jeden Abend. Wie Bergleute gruben wir in uns nach Versen, die wir irgendwann gemerkt hatten. Sie halfen uns, die Trübsal zu bannen auf unserem Weg zum Okeanos.

Democharesatte mich schon als Kind immer wieder nach dem Feldzug gegen Athen unter König Kleomenes gefragt, an dem wir Tegeaten teilgenommen hatten, um den Tyrannen Hippias zu vertreiben. Nun erzählte ich meinem Sohn von dem Lied, mit dem die Lakonier uns Hopliten aus Tegea geärgert hatten. Ich hatte es mir bei allem Ärger gut gemerkt – immerhin, die ersten Verse von den Spartanern in Ketten mochte ich:
„Einst ging Sparta hin zum ehernen Dreifuß Apollons:
„Gib uns Arkadien ganz!“ Doch die Pythia verwehrt den Wunsch:
„Arkadien willst du? Viel ist's! Dort wohnen eichenessende Männer,
die dir Einhalt gebieten. Doch Tegea sei dir gegeben:
Dort sollst du stampfenden Fußes den Boden der Felder vermessen!“
Blind vor Hoffnung zogen sie hin mit eisernen Fesseln –
um selbst Ketten zu tragen, sich selbst das Joch zu bereiten.
Denn die Tegeaten besiegten im Kampf die stolzen Lakedaimonier;
Knechte wurden die Sieger, und trugen selber die Fesseln,
die sie den Fremden gebracht, und maßen das Land mit der Schnur aus.
Lange währte der Streit, bis wiederum Phoibos gebot:
„Holt euch Orestes zurück, des Atriden gewaltigen Sohn!
Der unter eisernen Schlägen schläft in Tegeas Schoße.
Dort, wo zwei Winde einander entgegenbrausen, liegt er.“
Endlich erkannte Lichas, der vielgewandte, in Tegea suchend,

In einer Schmiede den Sinn des pythisch dunklen Orakels:
Sah, wie der Blasebälge zwei atmeten, Winde erzeugend,
Eisern der Amboss, eisern der Hammer, in der Erde der Tote.
Da hob er die Gebeine des Heros und brachte sie heimwärts.
Seitdem neigte sich das Geschick zu Sparta, seitdem wich Tegea im Kampfe,
und die Spartiaten beugten die Peloponnes unter den ehernen Speer.“

Rezitationen für Skythen und Phryne

Gemeinsam schimpften wir über den Hochmut und den Dünkel der Eurotassöhne, da trat eine Gestalt aus dem Dunkel der Bäume in den Schein unseres kleinen Feuers: Es war ein Skythe mit seinem hohen, spitz zulaufenden Hut, der sich oben etwas nach vorn bog; und diese Mütze war von weichem Leder und lag eng am Kopfe. Er trug Hosen, die bis zu den Knöcheln reichten, und darüber ein Gewand, das ihm bis über die Knie fiel. An den Füßen aber trug er weiche Reiterschuhe. Waffen führte er ebenfalls nach heimischer Sitte: einen Bogen und einen Köcher mit Pfeilen; denn die Skythen sind besonders geübte Bogenschützen. Sein Antlitz war wohlgestaltet, und ein kurz geschnittener Bart umrahmte es. Er war von kräftiger, männlicher Gestalt und trug das Haar lang. Mit offenen Händen trat er heran, setzte sich zu uns ans Feuer und sah uns erwartungsvoll an. Es war Democharès, der schnell begriff; er sagte: „Er hat uns belauscht. Bestimmt will er weitere Verse hören.“ Überrascht und sprachlos wie ich war, ließ ich meinen Sohn gewähren, und der rezitierte, was ihm einst die Amme immer vorgesungen hatte:

„Wie einst, aus Vatergefild' und Wohnungen scheidend,
Hin gen Thebe dem starken Amfitryon folgt' Alkmene,
Sie des Elektryon Tochter, des mutigen Schaarenzerstreuers.
Siehe, sie ragete weit vor den zartgebildeten Weibern,
So an Gestalt, wie an Größ'; und an Sinn wetteiferte keine
Aller sterblichen Fraun, die Sterblichen Kinder geboren.
Ihr von dem Haupte daher, und den dunkelschattigen Wimpern,
Athmete solch ein Reiz, wie der goldenen Afrodite.
Dennoch ehrete sie mit herzlicher Liebe den Gatten,
Wie noch keine geehrt der zartgebildeten Weiber.
Zwar den edelen Vater erschlug er ihr, siegend mit Obmacht,
Wegen der Rinder erzürnt. Er einst, abscheidend der Heimat,
Kam gen Thebe zu flehn den geschildeten Kadmeionen.
Dort nun bewohnt' er ein Haus mit der tugendsamen Genossin,
Abwärts ohne der Liebe Genuß; denn nicht war erlaubt ihm,
Ehe dem Lager zu nahn der behenden Elektryonide,
Eh' er gerächt die Ermordung der hochbeherzten Gebrüder
Seinem Weib', und verbrannt in wehender Lohe die Flecken
Jenes Tafiervolks und der teleboischen Männer.“

Der Skythe lauschte gespannt, sich wiegend im Fluss der Worte, wie von der Muse verzaubert. Er machte Zeichen, von denen ich glaube, sie sollten Gefallen ausdrücken. Dabei konnte er sicherlich weder die Worte verstehen, noch viel weniger hatte er je von Hesiod gehört. Der Skythe schenkte uns ein Stück getrocknetes Fleisch und verschwand so plötzlich, wie er gekommen war.

Von nun an kam an jedem Abend ein Skythe an unser Lagerfeuer, setzte sich, lauschte, hinterließ eine Gabe und ging wieder. Dann kam der Besuch in Begleitung von Jungen, die uns so ehrfürchtig ansahen, als seien wir Priester und Seher. Schließlich tauschten sie – ohne uns zu fragen – unsere erschöpften Pferde gegen frische Tiere aus. Aber es kam noch besser: Eines Tages brachten sie uns ein Weib, keine Jungfrau, sondern eine, auf deren Wangen das Leben seine Spuren hinterlassen hatte. Sie mochte Mutter sein, aber noch keine Großmutter. Sie trug gleich den Männern Hosen, die bis an die Knöchel reichten, und darüber eine Tunika, die mit einem Gürtel geschlossen wurde; sie war so gekleidet wie zum Ritte gerüstete Männer. Als Kopfbedeckung trug sie eine hohe, spitz zulaufende Haube, ebenfalls fast wie die Männer. Um den Hals hatte sie einen Reif von Gold, desgleichen an den Arme, und ihr Gewand war bestickt mit Bildern von Hirschen und geflügelten Greifen.

Ihr Begleiter ließ sie bei uns am Lagerfeuer zurück, nachdem sie beide unserer Rezitation gelauscht hatten. Democharesversuchte, sich mit ihr in Zeichensprache zu verständigen. Sie sah uns nur an, merkte aber wohl, dass wir ihr nichts tun würden, um dann zu sagen: „Chairete, Hellenes! Ich stamme aus Milet.“ Hätte sie gesagt, sie käme vom Mond, wir hätten nicht weniger gestaunt. Sie sagte, sie hätte früher Phryne geheißen, aber jetzt habe sie einen skythischen Namen; sie freue sich aber, ihren alten Namen aus einem griechischen Mund zu hören. Sie freue sich darauf, mit uns in der Sprache ihrer Kindheit zu sprechen, auch wenn ihr nach all den Jahren in beiden Sprachen Worte fehlen würden. Einst eine freigeborene Hellenin, sei sie schon als Kind in die Sklaverei verkauft worden. Als junges Mädchen hätte sie zu den Geschenken gehört, die an den Hof des Großkönigs nach Babylon geschickt worden seien. Dann sei sie an einen medischen Adeligen weitergereicht worden, der sie wiederum einem befreundeten vornehmen Skythen verschenkte. So sei sie als wertvolle Gabe ins Land der Skythen gekommen, wo ein skythischer Fürst geringeren Ranges sie geheiratet hätte. Morgen Abend werde er kommen, um sie abzuholen. Sie solle erkunden, mit wem die Skythen es hier zu tun hätten, ob Deinias und Demochareswirklich Gottsucher wären, die mit ihren Gesängen mit Göttern, Geistern und Ahnen reden würden. Sie habe schon einige Male im Dunkeln gestanden und ihren Rezitationen zugehört. Da seien viele Erinnerungen zurückgekommen. Sie werde ihrem Mann und seinem Volk sagen, sie beide wären wahrhafte Gottessucher, die in beständiger Zwiesprache mit höheren Mächten wären. Die Skythen glaubten, seitdem wir beide ihr Gebiet betreten hätten, habe es weniger Angriffe der wilden Erythrissedonen gegeben, weniger Krankheiten, bessere Träume und mehr Nachwuchs beim Vieh. Darin wolle sie sie bestärken.

Andere Skythen erinnerten sich der Reinigungsrituale nach Begräbnissen. Nach der Bestattung, so erzählte Phryne, versammelten sich die Männer in einem Zelt und erhitzten dort Hanfsamen auf glühenden Steinen; die Skythen schwitzten und atmeten die Dämpfe ein, ähnlich einem hellenischen Schwitzbad; die eben noch trauernden Männer würden ein wohliges Gefühl bekommen und manche würden sogar jubeln. Einige der Skythen, die den Versen gelauscht hätten, berichteten von ganz ähnlichen Gefühlen. Auch darin wolle sie, Phryne, die Skythen bestärken.

Wir wollten wissen, was es mit den Erythrissedonen auf sich hat, erzählten vom Pestlager und dem Zug der Gefangenen. Sie erklärte, dass die Issedonen Nachbarn der Skythen seien. Wenn ein Issedone sterbe, versammelten sich die nächsten Verwandten, schlachteten Vieh, zerlegten zugleich auch den Leichnam des Verstorbenen, vermengten beider Fleisch und verzehrten es gemeinsam als Festmahl. Der Schädel des Toten werde gereinigt, vergoldet und wie ein Kultbild aufbewahrt, dem

man jährlich Opfer darbringe. Das sei auch für ihre Skythen sehr seltsam. Die Erythrissedonen dagegen glaubten, dass ihre verstorbenen Fürsten Diener in der anderen Welt brauchten. Die abgeschnittenen Köpfe und Hände sollten Werkzeuge für die Fürsten im Jenseits sein. Ein Diener sei umso stärker, je grausamer sein Tod gewesen sei. Daher werde ein erythrissedonischer Fürst mit lebendigen Menschen und Pferden begraben. Wir sollten uns unbedingt davor hüten, in die Hände der wilden Issedonen zu geraten.

Was das Pestlager angehe, so seien sich die Skythen sicher, dass es die Folge eines Fluchs des Sonnengottes sei. Sie würden die Krankheit einfach den Fluch nennen. Er treffe meist Nomaden, die von weit her gekommen seien. Wenn der Fluch auftrete, versuchten viele Nomaden, sich mit Menschenopfern zu retten. Ob wir gehängte Menschen gesehen hätten, was wir bejahten. Das sei bestimmt ein solches Opfer an den Sonnengott gewesen. Der Fluch treffe Mensch und Tier. Wenn die Skythen ein solches Pestlager fänden, hielten sie sorgfältig Abstand, um mit Brandpfeilen alles in Flammen zu schießen. Man müsse alles töten und alles verbrennen, was mit dem Fluch in Berührung gekommen sei, sagte sie mit großem Ernst und großem Nachdruck. Ich spürte tief in mir, dass ich nicht erwähnen sollte, dass ich sogar in die Zelte hineingegangen war.

Im sanften Mondschein dieser Nacht schliefen wir wenig. Wir sahen auf zu den Sternbildern, die über uns wanderten. Wir wussten längst, dass wir nachts beobachtet wurden. Natürlich wachten die Skythen auch über die Frau, die zu uns gekommen war. Ich sagte Phryne: „Wenn du schlafen möchtest, zögere nicht. Wir wachen über dich!“ Aber sie war unermüdlich, und wir erzählten die halbe Nacht. Wir waren seelenvergnügt!

Am nächsten Tag blieben wir an unserem Lagerplatz. Phrynes Pferd meldete sich in der Frühe, indem es ein Bein hob und gegen einen Stein stieß, was einen dumpfen Ton ergab. Phryne ging schnell hinüber zu dem Tier, das Gesicht ganz nahe am Körper des Pferdes. Ich dachte mir: „Das ist die Skythin in Phryne, die am Fell des Tieres riecht.“ Dann legte sie ihre beiden Arme auf den Rücken des Pferdes und verharrte kurz in dieser Haltung. Sie senkte ihr Gesicht in die Flanke des Tieres, das ganz stillhielt. Nun war ich mir sicher, dass es Phryne Freude bereitete, am Fell ihres Pferdes zu riechen. So sehr war sie eine skythische Frau geworden.

Es war herrlich, mit Phryne zu lachen und zu scherzen, auch wenn ihr Mund die Sprache der Hellenen mit fremdem Klang sprach nach all den Jahren. Wann würden wir je wieder eine hellenische Frau sehen? Am nächsten Abend kam Phrynes Ehemann, und Demochares hatte sich den Kopf zermartert, um sich an ein Gedicht der Sappho zu erinnern, das ihm diese Thais, seine Geliebte in Kolophon, mehrfach vorgetragen hatte.

„Jener scheint mir den Unsterblichen gleich zu sein,
der Mann, welcher dir gegenüber sitzet
und dir nahe, wenn süß du redest, lauschet
und deinem Lachen –

was mir, wahrlich, das Herz in der Brust erschüttert:
denn kaum blick' ich zu dir, so gebricht mir alsbald
jedes Wort; nichts vermag ich mehr zu sagen,
stumm ist die Zunge,

glühend Feuer durchläuft im Nu die Haut mir,
mit den Augen seh' ich nicht mehr, es dröhnt mir
nur ein Sausen im Ohr,
kalter Schweiß rinnt nieder,

Zittern ergreift mich ganz, und grüner noch als
Gras erscheine ich mir, dem Tode nahe,
wenig fehlet, so glaub' ich schon zu sterben –
so mich dünket es selbst.

Doch alles ist zu ertragen, da auch der Ärmste
trägt, was Aphrodite ihm auferleget –
so denn will auch ich mein Herz bezwingen,
schweigend es tragen.“

Phrynes Hände ruhten in ihrem Schoß, ihre Miene bekam einen nachdenklichen Ausdruck, dann stiegen ihr Tränen in den Augen; ihr Mann schenkte den Worten der Sappho andächtig Gehör. Als sie ging, nahm sie ihren goldenen Halsreif ab und ebenso ihre goldenen Armreife. „Wenn ihr den Okeanos erreicht,“ sagte sie, „werdet ihr das Gold brauchen. Ihr habt noch eine ordentliche Wegstrecke vor euch.“ Nie werde ich meine Dankbarkeit für sie und die Skythen vergessen. Und Democharesholte die sorgsam gehütete kleine Weihfigur der Artemis von Ephesos aus einer Satteltasche heraus und schenkte sie Phryne. Wenige Tage später verließen wir das Land der Skythen und betraten ein Gebiet, das von deren Feinden bewohnt wurde, deren Zahl aber, so hatte Phryne erzählt, durch viele Ausbrüche des Fluchs stark abgenommen habe.

Wir meinten, den äußersten Rand des festen Landes erreicht zu haben, denn die Zahl der Bäume nahm ab, es wechselten sich Heide, Sumpf und Moor ab, die wenigen Kuppen und Hügel waren eine willkommene Abwechslung für das Auge, das sich vergeblich nach einer Grenze umsah. Als wir am Pontos aufbrachen, hatte uns ein Wirt, der lieber große Worte machte als ausschenkte, gesagt: „Ihr werdet dahin kommen, wo der Boden unter euren Sohlen längst aufgehört hat, dem Fuß eine Heimat zu sein.“ Dieser Satz blieb mir in Erinnerung. Keine Heimat, dachte ich, aber er bringt uns unserem Ziel näher. Bei so viel Wasser konnte der Okeanos nicht mehr weit sein.

Azoulis, Meniskos und Karmanes

Dort, wo wir uns mit den Pferden langsam durch eine sumpfige Heide bewegten, begegneten mir und meinem Sohn Democharesim frühen Sonnenschein drei Männer, die das Schicksal, wie ich seither denke, eigens für diese Stunde bereitgehalten hatte. Wir fragten nicht, woher sie gekommen waren. Wir wussten ganz einfach, dass es gute Männer waren. Alle drei sprachen Griechisch. Sie mussten wie wir der Oikoumene entstammen. Nicht mehr zu zweit zu sein, gab uns Kraft und mehr Hoffnung. Später erzählte Meniskos meinem Sohn Democharesses seien der Rest einer Expedition gewesen, die ein reicher Milesier mit Genehmigung des Großkönigs ausgeschickt hatte, um den Weg zu den Hyperboreern und ihrem Gold zu finden.

Wir hörten Schreie. Sie hatten sich auf einem Hügel verschanzt, der von einer Gruppe in Felle gekleideter Barbaren mit breiten Gesichtern und halbmondförmigen Augen attackiert wurde. Democharesund ich, wir sprengten überraschend unter die Angreifer. Meinem Sohn gelang es, den

Anführer der Barbaren zu erschlagen, so dass die anderen flüchteten. Jener hatte sich abrupt nach Democharesumgedreht, und der hatte sein Schwert auf den Kopf des Anführers niedersausen lassen. Es war nur ein Schlag gewesen, hart und voller Wut, der die massive Gestalt des Gegners sofort gefällt hatte. Ebenso rasch hatte er sein Pferd dem nächsten Gegner zugewandt, der umgehend die Beine in die Hand nahm. Die drei Männer auf dem Hügel begrüßten uns als ihre Lebensretter.

Der erste war Karmanes, der sich im Kampf besonders hervorgetan hatte – mit wettergegerbter Haut, groß von Gestalt, nicht weniger tapfer und einem unbezwingbaren Kampfeswillen, den auch vier Feinde zugleich nicht brechen konnten; er führte sein Schwert mit einer Ruhe, die eher der eines erfahrenen Soldaten glich. Er sagte nur das notwendigste; doch in seinem Blick lag eine Härte, die mir sagte: dieser Mann hat dem Tod schon oft genug in die Augen gesehen. Er sollte sich als hervorragender Seemann erweisen.

Der zweite, Meniskos, war von anderem Schlag: von rascher Zunge, wie er uns den Kampf beschrieb, untersuchte und erklärte; mit einem Feuer im Blick, das keine Ruhe kannte; ein drahtiger, hagerer Mann, dem, wie er nicht müde wurde, uns zu sagen, jedes Geheimnis der Welt wie eine persönliche Forderung erschien, solange es ungelüftet blieb, was ihn schließlich hier an diesen Ort geführt hatte. Ich mochte ihn auf der Stelle! Später erzählte er, ein Handwerkersohn, dass der Tod des Vaters und der Verlust allen Besitzes ihn in die Fremde getrieben hatte. Nur die Schwester hatte er noch verheiraten können, und er wünschte sich sehr, dass sie glücklich war. Jetzt rief Meniskos: „Habt ihr gesehen, wie schnell die Barbaren gerannt sind? Sie hatten solche Angst, wie wenn sie Frösche gewesen wären, die wohlgemut am Grabenrand im Grase sitzen; aber wenn jemand ruft oder ein Stein ins Wasser plumpst, hopsen plötzlich alle miteinander auf einmal kopfüber in den Graben.“

Der dritte endlich, Azoulis, der sich im Kampf eher zurückgehalten hatte: Sein Alter war schwer bestimmbar, es konnte durchaus genau die Mitte zwischen Kind und Greis sein. Ein großgewachsener Mann mit dem dunklen Hautton der Levante und einem fein geschnittenen Gesicht. Seine dunklen Augen wirkten oft abwesend. Er schien noch weniger zu sprechen als Karmanes; doch wenn seine Lippen sich öffneten, so geschah es, um von Blättchen, Wurzeln, Säften und Zeichen zu reden. In einer konischen Büchse trug er seltsame Insekten mit sich, die er sorgsam hütete. Während wir die erschlagenen Feinde und ihre Waffen begutachteten, bückte er sich, pflückte eine Blume und hielt sie uns hin: „Betrachtet die Blätter dieser kleinen Blume. Als ob ein Künstler sie um den Stengel angeordnet hat! Wie schön und klug diese Ordnung ist. Und doch ist es die reine Natur.“ Diese Kenntnisse sollten dereinst über Leben und Tod derer entscheiden, die ich am meisten liebte.

„Ihr sucht das Ende der Welt“, sprach ich zu ihnen, „so sucht es mit uns, denn wir fürchten weder das Meer noch das, was jenseits seiner liegt.“ Und sie schlugen ein. Waren wir doch alle froh, einander gefunden zu haben. Und wir steuerten alle auf ein Ziel zu! Nach dem gewonnenen Kampf waren Kummer und Sehnsucht nach dem Vaterland, nach Eltern, Weibern und Kindern für eine Weile vergessen.

Aber bevor wir aufbrechen konnten, errichteten Democharesund Meniskos einen kleinen Altar aus Rasensoden und brachten Athene ein Dankopfer dar; Karmanes sammelte die Waffen, die die Barbaren verloren hatten, und hängte sie an einen krummen Baum. „Ich glaube, ihr Griechen nennt

das Tropaion.“, sagte er trocken. Das erste Mal lachten wir alle gemeinsam. Aber dann sahen wir eine vom Wind ungestörte hohe Rauchsäule in einiger Entfernung, die sich über einer Baugruppe erhob. Karmanes fragte: „Es ist ein großes Feuer. Was mag das sein?“ Und Democharesagte nur: „Der Fluch.“ Wir sahen in drei fragende Gesichter und erklärten es ihnen. Wir verstanden alle, das musste für uns ein Warnungszeichen sein.

Wir schlossen uns einer Karawane von Pelztierjägern an und erreichten eine elende, kleine Siedlung an der Meeresküste, wo wir auf Menschen trafen wie die, gegen die wir gekämpft hatten, aber auch auf einige Phönizier, die ein großes Geheimnis darum machten, wie sie dorthin gekommen waren. Die Ansammlung von Hütten und Zelten war in der Tat ein Stapelplatz, wo hin und wieder Frachtschiffe vor Anker gingen, um Felle zu kaufen. Sogar Waren aus Hellas fanden sich.

Ein Boot war rasch gefunden; auch einige Tauschwaren konnten wir erwerben, sogar einige Amphoren mit geharztem Wein aus Ionien, von dem keiner genau erklären konnte, wie er an diesen Ort geraten war; einen Steuermann aber zu finden, der bereit war, sein Leben dem Okeanos anzuvertrauen, jenem uferlosen Meer, das, wie die Alten sagen, die gesamte bewohnte Erde wie ein ehernes Band umschließt, erwies sich als das schwerere Werk. Doch auch dieser fand sich, ein Mann, in dessen Augen die gleiche verzehrende Sehnsucht brannte, die mich selbst seit Jahren trieb – die Sehnsucht, zu wissen, was hinter dem Horizont liegt, und sei es um den Preis des eigenen Lebens. Er behauptete, von Menschen abzustammen, die aus dem Kaukasus gekommen waren. Sein Name war so kompliziert, das wir ihn einfach Nautes nannten. Bevor wir in See stachen, beharrte Democharesdarauf, einen Altar zu errichten und dem Poseidon, dem Okeanos und der Thetis, aber auch allen anderen Meeresgöttern Opfer darzubringen.

Sodann stießen wir hinaus in ein winterliches Meer, wie es kein Auge eines Hellenen zuvor erblickt hatte. Ich behaupte nicht, Kymbas, dass ich jeden Tag jener Fahrt in gleicher Klarheit vor mir sähe; manches ist mir seither wie ein Fiebertraum, und doch schwöre ich dir, dass ich nichts erdichte von dem, was folgt.

Tage kamen, an denen die Sonne kaum den Rand der Wogen berührte, ehe sie wieder verschwand, als fürchte auch sie sich vor dem, was wir suchten. Das Wasser selbst schien lebendig: bald von einem Grün, dunkler als Bronze, die man zu lange im Feuer belassen hat, bald von einem Weiß, das glühte wie geschmolzenes Silber unter dem fahlen nördlichen Licht. Des Nachts erhoben sich Lichter aus der Tiefe, kalt und pulsierend, wie Sterne, die ihren Platz am Himmel verloren und sich in die See geflüchtet hätten – kein Fisch, kein Feuer von Menschenhand konnte solches hervorbringen, dessen war ich mir gewiss.

Urwel

Einmal gerieten wir in eine Bucht, als wir Treibeis ausweichen mussten. Dort mündete ein Fluss ins Meer, aus dem wir unsere Trinkwasservorräte wieder auffüllen konnten. Nebelschwaden türmten sich über der Bucht. Schneeregen prasselte auf uns herab. Windstöße schüttelten uns. Unser Schiff war in der Bucht gefangen und wurde vom Nebel verschluckt. Wieder und wieder füllte sich die Luft mit dicken Schneeflocken. Die Welt um uns versank in Schnee und Nebel. Wir fuhren die Bucht hinauf, um einen Ankerplatz zu suchen.

Mit einem Male glaubten wir im Nebel Schattenfiguren und Bewegungen zu sehen. Dabei verengte sich die Bucht zu einem Sund, in den uns der dichte Nebel, der uns vom Meer her folgte, geradezu trieb. Der Nautes war sehr beunruhigt: Hier sei er noch nie gewesen. Aus den Schattenfiguren wurden massige Gestalten, die in Bärenfelle gekleidet zu sein schienen. Einer schleuderte einen Speer auf unser Schiff. Nun war der Nautes außer sich vor Angst: „Wir im Land der Urwel! Bärenmenschen! Hassen Menschen, hassen Boote! Müssen wenden!“ Inzwischen war der Sund noch enger geworden. Wir sahen nun mehrere Dutzend Urwel. Sie bedrohten uns, sie begleiteten uns, aber sie hielten sich vom Wasser fern. Endlich wichen die Felsen zurück, und wir wendeten. Ganz langsam suchte unser Schiff seinen Weg zurück durch den alles verhüllenden Nebel. Anfangs hörten wir noch Schreie, flogen noch Speere durch die Luft. Keiner traf. Vielleicht sahen auch die Urwel im Nebel nicht mehr als wir.

Als wir wieder draußen im Treibeisfeld waren, bedrängten wir den Nautes, uns alles über die Urwel zu erzählen. Widerstrebend begann der in seiner seltsamen Sprache zu berichten: „Ganz, ganz damals. Vater mein kleines Kind. Wāšḫap, Götter, zornig. Wazari waašaḫ, böse Menschen, ezzan, wazari, essen, Menschen. Menschen essen Menschen. Al zurgi, trinken Blut. Damals Stamm von anna, Mutterfrau. Waašti heyari, alle Frauen weg, šaḫiš, Baum, alle Frauen weg in Wald, feiern Arinniti, anna sḫap, Mutterfraugöttin. Böse Menschen kommen zu Stamm von anna. Maral heyari, töten alle, šur heyari, schlachten alle, Männer, hani, wapinu, Kinder, wakuka, ganz Alte.“

So ging das weiter, Kymbas. Ich will dir in meinen eigenen Worten erzählen, was ich verstanden habe: Vor langer Zeit gab es einen Stamm von Menschenfressern, die einen anderen Stamm, den Stamm der Mutter überfielen. Im Dorf waren nur Männer und Kinder, während alle Frauen tief im Wald waren, um das Fest der Muttergottheit zu feiern. Als die Frauen zurückkehrten, fanden sie ihr Dorf völlig verwüstet vor und wussten nicht aus noch ein. Sie wussten, wer das getan hatte, und sie wussten, was mit ihren Lieben geschehen war. Am traurigsten war eine Mutter, die sechs Kinder geboren hatte, die fruchtbarste im Stamm, die von Arinniti gesegnete. Als der Winter kam, ging sie zu einem Bär, der Winterschlaf hielt, und ließ sich von seinem Samen schwängern. Als die anderen Frauen sahen, dass in der Mutter von sechs ein neues Leben heranwuchs, taten sie es ihr gleich. Es waren sehr schwere Geburten, weil die Bärenkinder zu groß für den Schoß von Menschenfrauen waren. Trotzdem überlebten die meisten Mütter und die meisten Kinder. Sie waren keine Menschen mehr und doch keine Bären; sie sprachen wie Menschen, dachten wie Menschen, aber ihr Leib erinnerte an die Tiere, von denen ihre Mütter den Samen empfangen hatten: Mächtige Schultern, das dichte Fell, die breiten Hände und scharfe Krallen. Ein neuer Stamm war geboren: Die Urwel. Die Frauen erzogen diese Kinder zu ihren Rächern. Da die Menschenfresser Boote für ihre Raubzüge verwendeten, brachten sie den Bärenkindern bei, dass Menschen auf Booten oder Schiffen böse sind. Als die Bärenkinder ausgewachsen waren, zogen sie los und rotteten die Menschenfresser aus. Sie hielten sich für die Vollstrecker des göttlichen Zorns der Arinniti. Es genügte ihnen nicht, sie einfach nur zu töten, sie weideten sie aus, sie zerfetzten sie regelrecht, und sie verstreuten ihre Gliedmaßen. Dann kehrten die Urwel in ihr Dorf an einem einsamen Sund zurück und lebten dort Seite an Seite mit den Bären. Eines Tages geriet ein Schiff in den Sund, das von den Bärenkindern überfallen wurde. Sie töteten alle bis auf einen Mann, der überall an seinem Körper behaart war und den sie als ihren Bruder ansahen. Er lebte eine Zeitlang bei den Urwel und konnte dann flüchten. Ihm erzählten sie ihre Geschichte. Der Nautes fügte noch hinzu, dass er das immer für Seemannsgarn gehalten hätte. Nun zitterte er immer noch vor Angst.

Meniskos wollte in jedem Zeichen ein Vorzeichen sehen und sprach nächtelang von Göttern und Dämonen, die uns beobachteten; Karmanes schwieg zu alledem, den Blick unverwandt auf die Ferne gerichtet, als suche er dort etwas, das er allein zu erkennen vermöge; Azoulis aber schrieb, ritzte Zeichen in Wachs und Rinde, als sammle er Beweise für einen Prozess, den erst die Zukunft eröffnen würde.

Eisgebirge

Der Wind frischte immer mehr auf, bis er bald als heftiger Sturm tobte, der fast zwei Tage anhielt. Als er nachließ, bescherte uns der Wind eine gute Fahrt dem Sonnenuntergang entgegen. Es war noch etwas hin zum Aufgang der Sonne, in der grauen Stunde, in der das Meer noch nicht entschieden hat, ob es schwarz ist oder blau, da begegnete uns ein Eisberg von gewaltigsten Ausmaßen, der mindestens einen Tag lang kaum sechs Stadien entfernt von uns blieb. Der Eisberg war ein wahres Eisgebirge. Es füllte den Horizont von Nord nach Süd, weiß und ragend, mit Türmen und Gräten und Abbrüchen, als hätten die Götter den Kaukasus hierher versetzt und ihn dann mit weißer Stille übergossen.

Für Meniskos, Democharesund mich war es ein Eisgebirge, eine Eisinsel, die fest im Meer stand. Karmanes, Azoulis und unser Nautes dagegen waren sich einig, dass es ein im Meer schwimmender Eisberg sei. Schon wollte ich fragen, weshalb Delos einst habe schwimmen dürfen, dieses Gebirge aber nicht, als eine Bö unser Schiff auf das Eis zutrieb. Der Nautes und Karmanes kämpften darum, Abstand von dem Eisberg zu halten. Der Nautes schrie etwas von scharfem Eis unter Wasser. Azoulis kochte heißes Wasser mit Kräutern, die uns in der Kälte stärken sollten.

Je näher wir kamen, um so lauter wurde ein tiefes, singendes, fast schönes Geräusch, das aus dem Berg kam, als sänge er. Vor uns ragte eine Wand aus blauweißem Eis auf, deren Höhe wir von unten nicht mehr ermessen konnten, mit rinnenden Wasseradern und schwarzen Höhlenöffnungen und einer Fläche, die nicht wie eine Oberfläche wirkte, sondern wie ein Schnitt durch die Welt. Und darunter ein kleiner treibender Eissplitter, ein Klotz von der doppelten Größe eines Rammsporns, etwa zehn Klafter vor der Wand: das vorgeschobene Kind des Bergs, das keiner gesehen hatte, das unter der Wasserlinie begann, wo der Rumpf unseres Schiffes am dünnsten war.

Der Nautes warf sich gegen das Ruder, und der Bug drehte sich etwas. Der Eisrammsporn glitt an Backbord vorbei, so nah, dass wir die grüne Struktur im Eis sahen. Der Rumpf streifte etwas Unterseeisches – ein leises, sehr leises Reißen, ein Geräusch wie ein Finger über Wolle –, dann war scheinbar offenes Wasser, der Berg wanderte an der Steuerbordseite vorbei, unendlich lang, näher als man es für möglich gehalten hätte, so nah, dass wir den Berg *atmen* hörten, das Tönen und Tropfen und Knacken seiner eiskalten Existenz.

Schnell bemerkten wir aber, dass das, was wir für die Durchfahrt ins offene Meer gehalten hatten, nur eine Einbuchtung zwischen zwei vorspringenden Eiswänden war. Es gab so etwas wie einen flachen Strand. Der Nautes beschloss, das Schiff auf diesen Strand zu setzen, um etwaige Schäden am Rumpf zu überprüfen. Karmanes und Meniskos zogen tief vermummt los, um die nähere Umgebung zu erkunden. Bald kamen sie zurück, um uns zu holen. Meniskos holte sein Werkzeug vom Schiff, ehe wir den beiden folgten. Der Nautes wollte unbedingt beim Schiff bleiben. Meniskos und Karmanes führten uns zu einer Wand aus klarem blauem Eis, worin sich dunkle Schatten befanden. Als wir näher kamen, sahen wir, warum die beiden uns geholt hatten: Die dunklen

Schatten waren gewaltige Körper. Erst hielten wir sie für unförmige Massen, dann erkannten wir zottiges, braunes Fell. Die gewaltigen Köpfe mit ihren kleinen Augen und dicken Rüsseln schienen uns zu fixieren. Meniskos nahm Hammer, Axt und Meißel und machte sich daran, einen Weg durch das Eis zu schlagen – vergeblich. Wir fragten uns, wo solche Tiere leben mochten und wie sie in das Eis geraten waren. Fragen, die wir nicht beantworten konnten. Ich war beklommen und wünschte mir nur, solchen Riesen niemals lebend zu begegnen. Schließlich gingen wir zum Schiff zurück.

Der Nautes war fürs erste zufrieden. Der Rumpf hatte nur ein paar Schrammen abbekommen. Aber er warnte uns, dass der Versuch, diese Bucht und das Eisgebirge zu verlassen, lebensgefährlich wäre. Andererseits konnten wir hier nicht bleiben. Das wäre lediglich die Wahl zwischen Erfrieren und Verhungern gewesen. Ganz langsam und ganz vorsichtig manövrierte der Nautes das Schiff durch eine enge Fahrtrinne ins freie Wasser. Von allen Seiten drohten Eisbrocken. Vor der Ausfahrt trieb ein breiter Eisbrocken quer durch die Rinne. Der Nautes hielt das Schiff zurück. Erst als Karmanes, der das Eis genau beobachtete, den Arm hob, ließ er uns weiterfahren. Niemand sprach, bis die letzte Eiswand hinter uns lag. Sogar Karmanes wirkte blasser als sonst, und Meniskos saß still in einer Ecke. Wir schafften es!

So fuhren wir, weiter, als je ein vernünftiger Mensch geraten hätte, bis selbst die Zählung der Tage ihren Sinn verlor und die Zeit selbst, wie es mir schien, ihre gewohnte Herrschaft über uns aufgab. Eines Morgens musste der Nautes zugeben, dass er nicht mehr wusste, wo wir waren. Es war Azoulis, der eine Schriftrolle fand, auf der der Weg nach Thule verzeichnet war; es war Karmanes, der sich als fähiger Seemann erwies. Ihr schönes Beispiel erweckte uns andere zu gleicher Tapferkeit und zu der Überzeugung, dass die Götter den guten Menschen auch in der größten Gefahr beistehen.

Fellmenschen

So kamen wir an die Küste der Fellmenschen. Wir hielten uns dicht unter Land und versuchten, eine Bucht zu finden, wo wir an Land gehen konnten. Alles war dicht verschneit. Als wir endlich eine mögliche Anlegestelle gefunden hatten, erschien am Ufer ein ganzer Trupp von Menschen, die ein Fell zu haben schienen wie Affen oder Bären. Sie schrien und bewarfen uns mit Eisbrocken und Steinen. Einer sprang auf unser Schiff und baute sich vor Meniskos auf. Wir verstanden seine Schreie nicht, aber wir alle hatten das Gefühl, dass es Beschimpfungen oder Drohungen sein mussten. Schließlich gab ihm Meniskos einen Faustschlag, der ihn auf das Deck schickte. Dieser Schlag kam aus dem Nichts. So war das, wenn Meniskos Gewalt anwenden musste: Er schrie nicht, er plusterte sich nicht auf, er verdrehte noch nicht einmal die Augen. Schweigend und eiskalt schlug er den Schreihals nieder. Als der Fellmensch leblos am Boden lag, verstummte der Rest der Horde und verschwand hinter Schneewehen und Felsenklippen.

Wir begannen den Schreihals zu untersuchen, der jetzt nur noch schwach atmend am Boden lag. Er hatte ein dichtes Fell! Von Gestalt war er eher plump, ein langer Oberkörper, kurze, sehr muskulöse Beine, aber sehr breite und ebenfalls mit Fell bewachsene Füße, lange Arme, die bis zu den Knien gingen. Im länglichen Gesicht war das Fell nicht so dicht. Er hatte eine breite, fleischige Nase mit großen Nasenflügeln, einen breiten Mund und ein kräftiges Kinn. Dazu noch auffallend kleine Ohren, und tief liegende, gerötete Augen.

Der Nautes betrachtete den Fellmann sinnend. Dann sagte er so etwas wie: „Märchen werden wahr.“ Das sei ein Waj, eine Schreckensgestalt aus seiner Kindheit, ein Kinderschreck. Die einen sagten, die Waj hätten mindestens die Größe von drei Männern, vor der Kälte geschützt durch ein dichtes schwarzes Fell, mit einem schwarzen Horn auf der Stirn, völlig unempfindlich gegen Eis und Schmerz, unbesiegbar. Die anderen erzählten, die Waj seien menschenähnlich, hätten aber ein dichtes Fell wie die Bären, sie hätten auch eine Art Sprache, ritten auf Eisbären und würden rund um die heißen Quellen eine seltsame Pflanze anbauen, von der sie sich hauptsächlich ernährten. In beiden Darstellungen würden die Waj als sehr stark und den Menschen gegenüber als sehr feindlich beschrieben. Sie neigten dazu, Menschen, die sie fingen, zu fressen. Noch nie sei ein Mensch von den Waj zurückgekehrt. Das hier, so der Nautes, sei unzweifelhaft ein Waj. Ein Märchen wäre wahr geworden. Während wir uns so unterhielten, gab der Waj am Boden kein Lebenszeichen von sich.

Da erschien ein Waj am Ufer und legte einen großen Fisch vor sich ab, dann winkte er uns. Während wir dem Waj am Ufer zusahen, schnellte der bewusstlose Waj in die Höhe, packte mich mit seinen langen Armen und sprang mit mir an Land. Meniskos reagierte am schnellsten von allen und sprang hinterher. Auch er wurde von mehreren Waj gepackt und mit mir weggeschleppt. Unsere Reisekameraden konnten uns nicht helfen. Sobald unser Schiff außer Sicht war, wurden wir so gefesselt, dass wir kaum atmen konnten. Ich verlor zeitweise das Bewusstsein.

Auf dem Weg konnten wir sehen, wie gut die breiten Füße dafür geeignet waren, durch den Schnee zu stapfen. Sie schleppten uns in einen tiefen Talkessel, in dem es mehrere heiße Quellen gab. Dort befand sich ihr Dorf, das aus kuppelförmigen Schneehäusern bestand, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Sie schleppten uns in das größte Schneehaus, wo sie uns vor einem besonders großen Waj ablegten, der einen schwarzen Umhang trug und auf dem Kopf eine Krone hatte, die mit einem schwarzen Horn geschmückt war. Ich war so beklommen, dass ich die Kälte nicht spürte, die hier herrschte.

Der große Waj machte eine Handbewegung, und wir wurden losgebunden und auf die Beine gestellt. Der Anführer deutete auf sich und schrie fast: Omm. Ich deutete auf mich und sagte sehr betont: Deinias. Dann deutete ich auf meinen Reisekameraden und sagte: Meniskos. Dabei sah ich um mich und bemerkte, dass die Wände mit Totenschädeln geschmückt waren, was in mir heftige Besorgnis auslöste. Stimmten die Gerüchte darüber, dass die Waj Menschen fraßen? Ich beschloss, etwas Ungewöhnliches zu tun.

Ohne dass mich jemand daran hinderte, ging ich zu dem Anführer, umfing seine Knie und begann, aus der Odyssee zu rezitieren:

O Arete, du Tochter des göttergleichen Rhexenors,
Deinem Gemahle fleh ich und dir, ein bekümmerter Fremdling,
Und den Gästen umher! Euch allen schenken die Götter
Langes Leben und Heil, und jeder lasse den Kindern
Reichtum im Hause nach, und die Würde, die ihm das Volk gab!
Aber erbarmet euch mein, und sendet mich eilig zur Heimat;
Denn ich irre schon lang', entfernt von den Freunden, in Trübsal!

Sicher verstand Omm nicht, was ich sagte, aber ich konnte nur hoffen, dass er trotzdem verstand, was ich tat. Meniskos sah mich an, als wäre ich verrückt geworden. Omm dagegen ergriff meine

Schultern und richtete mich auf. Dann machte er ein paar Handzeichen, und wir wurden, ohne wieder gebunden zu werden, durch das Dorf zu einer Höhle geführt. Dabei kam ein Eisbär auf uns zu und schnupperte an uns, aber unser Bewacher gab ihm einen Stoß auf die Nase, und der Eisbär wandte sich ab. Die Höhle war überraschend warm, was von den warmen Quellen herrührte. Es gab so etwas wie Kissen aus Leinen, die mit irgendwelchen getrockneten Pflanzen gefüllt waren, und Bärenfelle. Meniskos begann sofort Fluchtpläne zu schmieden. Wir betrachteten uns den Höhleneingang. Der war zum größten Teil mit schweren Steinen verschlossen, so dass nur ein schmaler Durchgang verblieb, durch den wir hineingestoßen worden waren. Für die Nacht war eine Steinplatte vor den Durchgang geschoben worden, und wir glaubten, dass ein Eisbär vor dem Durchgang lag und schlief.

Am nächsten Morgen wurde die Steinplatte weggerückt, und der Eisbär verschwand. Aber es gab eine Wache, die uns hinderte, nach draußen zu gehen. Dafür kamen drei zierliche Waj, die ein enges Brustband und einen knappen Schurz, beides aus einer Art Leinen, trugen. Unter dem Brustband glaubten wir Ansätze eines Busens zu erkennen. Frauen oder Mädchen. Eine deutete auf sich, sagte zuerst: Omm, und dann deutete sie noch einmal auf sich und sagte: Amm. Vielleicht war sie die Frau des Anführers, vielleicht die Tochter oder Schwester. Sie brachten uns Frühstück: Heißes, mineralisch schmeckendes Wasser, das mit Kräutern gewürzt war, eine Art faseriges Brot und ein Stück fetten Speck, wohl von einem Bären. Die drei schauten sich Meniskos ganz genau an, und eine besonders mutige berührte Meniskos am Arm. Dabei war sie ganz mucksmäuschenstill und sah ihn durch halbgeschlossene Augenlider an. Dann gaben alle drei Geräusche von sich, die an ein Kichern erinnerten. Danach gingen sie wieder, und wir, ausgehungert wie wir waren, aßen und tranken.

Später holte uns der Waj, der unser Wächter war, aus der Höhle und führte uns zu dem großen Schneehaus Omms. Wir wurden vor dem Haus zur Schau gestellt, und immer mehr Waj versammelten sich um uns. Nun stellten wir endgültig fest, dass ein Teil der Waj von zierlicher Statur war und Brustbänder und Schurze trug. Bei einigen von diesen Waj sah man deutlich einen Busen, wenn auch nicht so groß wie bei Menschenfrauen. Was wir nicht sahen, waren Waj-Kinder. Wir standen lange. Die Waj kamen zu uns und betasteten uns. Meniskos wurde auch geschlagen, wenn auch nicht fest. Was uns zusetzte, war die Kälte. Als die Waj das bemerkten, ertönte dieses Kichergeräusch. Sie schrien: „Drurakti, drurakti!“ Schließlich wurden wir in die Höhle zurückgeführt und bekamen sogar von den drei Mädchen, wie wir nun sagten, ein Abendessen.

Am nächsten Morgen dieselben jungen Frauen. Sie brachten das Frühstück und interessierten sich für Meniskos. Sie betasteten unverhohlen seine starken Arme und brachten ihn dazu, seinen nackten Oberkörper zu präsentieren. Sie schienen davon fasziniert, wie sich ein Körper ohne Fell anfühlte. In ihrer Welt gab es das wohl nicht. Meniskos spielte gerne mit. Er schien sogar stolz auf ihr Interesse zu sein. Er dachte jedoch nur daran, wie wir fliehen konnten. Und seine neueste Idee war, Amm als Geisel zu nehmen, was mir überhaupt nicht behagte. Die jungen Frauen blieben nicht lange; ich hatte das Gefühl, die Wärme in der Höhle schien ihnen nicht zu behagen.

Später wurden wir wieder aus der Höhle geholt und durch die Siedlung geführt hin zu einer kreisrunden Senke, in der mehrere männliche Waj und einige Eisbären waren. Die Waj schienen spielerisch mit den Eisbären zu kämpfen. Wir wurden sehr unsanft in die Senke getrieben. Derweil versammelten sich immer Waj auf den Abhängen der Senke. Während die Kälte mich und, wie ich

nicht bezweifelte, auch Meniskos quälte, verhielten sich die Waj, als wäre es ein Frühlingstag. Schließlich wurde uns klar: Das hier war eine Art Arena, und wir sollten darin kämpfen.

Die Waj bildeten einen weiten Kreis um uns. Einige schlugen mit den Händen auf ihre Brust und stießen dumpfe Rufe aus. Nun begriff ich, dass sie von uns einen Kampf erwarteten. Zuerst musste Meniskos antreten. Er bekam einen Holzknüppel, während sein Waj-Gegner auf einem mächtigen Eisbären ritt und eine Eisbärentatze mit scharfen Krallen als Waffe hatte. Meniskos wog den Knüppel in der Hand, dann begann der Kampf. Ich verstand das Ziel nicht. Sollte es hier um Leben oder Tod gehen? Zunächst versuchte der Waj, Meniskos einfach umzureiten, dann ritt er an jenem vorbei, um ihn mit den Bärenkrallen zu verletzen. Meniskos bewegte sich blitzschnell, dann stand er wieder still, als würde er auf seinen Gegner warten. Dann, der Waj war schon an Meniskos vorbei, schlug der seinem Gegner mit voller Kraft in die Nierengegend. Der Waj fiel schreiend vom Rücken des Eisbären, aber der Bär verbiss sich in Meniskos' Arm. Andere Waj zogen den Bären weg, und ein Heiler, so jedenfalls kam er mir vor, kümmerte sich um die Wunden des Meniskos.

Dann musste ich antreten. Ich wurde in die Mitte der Senke geführt. Mir gegenüber stellte sich ein Waj auf. Ich konnte nicht einschätzen, wie stark er war. Das Fell verhüllte seine Muskeln. Einen Augenblick lang musterte er mich. Dann stürzte er auf mich los. Mit einem gewaltigen Griff umschlangen wir uns. Seine Arme schlossen sich um meinen Leib, und er versuchte, mich mit der schieren Kraft seiner Muskeln niederzuzwingen. Ich hatte schon oft gerungen, aber das hier war völlig anders. Ich hatte meine Kleidung an, die den Händen des Waj hervorragenden Halt bot, und ich krallte mich im Fell des Waj fest. Ich musste an die Ilias denken, wo es sinngemäß heißt: Wir glichen zwei mächtigen Dachbalken, die ein geschickter Zimmermann fest ineinandergefügt hatte, damit selbst die heftigsten Stürme das Dach eines stolzen Palastes nicht erschüttern konnten.

Die Sehnen meiner Arme schwollen an. Mein Rücken krümmte sich unter der gewaltigen Anstrengung, und meine Muskeln bebten. Das Knirschen meiner Gelenke war selbst bis in die Reihen der Zuschauer zu hören. Schweiß rann über meinen Körper, so dass meine Kleidung völlig feucht war. Aber ich spürte die Kälte nicht mehr. Der Waj versuchte, mich aus dem Gleichgewicht zu bringen, doch ich hielt stand; Meniskos sagte mir später: „Wie ein Fels, den die Wogen nicht erschüttern können!" Ich ließ mich nicht bezwingen. Meine geringere Körperkraft machte ich durch Geschicklichkeit, Erfahrung und eine unerschütterliche Beharrlichkeit wett.

Da packte mich der Waj und riss mich mit einem gewaltigen Ruck vom Boden. Doch selbst in diesem Augenblick dachte ich nicht nur an die Kraft meines Gegners. Als er mich vom Boden riss, sah ich, dass er sein Gewicht zu weit nach vorn verlagerte. Ich wand mich zur Seite, schlug mit dem Bein gegen seine Kniekehle und brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Der Fellmann verlor den Halt. Noch ehe er sich fangen konnte, hatte ich meinen Griff gelöst und den Gegner mit einem geschickten Ruck nach hinten zu Boden geschleudert. Für einen Herzschlag herrschte ringsum völlige Stille. Dann erhob sich ein gewaltiger Ruf unter den versammelten Waj. Niemand hatte erwartet, dass ich den Waj-Kämpfer auf diese Weise zu Fall bringen würde.

Der Waj hatte im Fallen meine Kleidung zerrissen, und ich stand plötzlich halbnackt da. Ich hatte von klein auf ein großes Muttermal, das vage an die Form eines Bären erinnerte. Mein Gegner ließ sofort von mir ab. Einige Waj liefen zu mir, um das Mal zu betrachten. Unter den Zuschauern entstand Unruhe, und ein Wort schien von Mund zu gehen. Ich durfte mich wieder anziehen. Dann wurden ich und Meniskos zu einem Kuppelschneehaus geführt, das ganz am Rand der Siedlung lag.

Im Halbdunkel erblickten wir steinerne Stelen, in die Bärenfiguren eingemeißelt waren: Bären, die gingen. Bären, die standen. Bären, die Menschen trugen. Bären, die Menschen verschlangen. Die Wände waren mit Bärenfellen und Schädeln geschmückt, großen und kleinen, manche mit leeren Augenhöhlen, die uns anzusehen schienen. Es war ein Bärenheiligtum. Dort wartete eine Art Priester auf uns, dem ich mein Muttermal zeigen musste. Er sprach kein Wort, deutete auf mein Muttermal, deutete dann auf den Schädel und deutete schließlich auf mich. Er schien sehr beeindruckt. Ich sagte: „Arktos, Arkas!“ Aber er reagierte nicht darauf. Gern hätte ich ihm erzählt, dass auch wir Arkader gewissermaßen Bärenkinder waren. Schließlich wurden Meniskos und ich zu unserer Höhle zurückgeführt. Ich hatte das Gefühl, dass die Wache uns nun mit Ehrerbietung behandelte.

Am nächsten Morgen wurde Meniskos noch vor dem Frühstück geholt. Später brachte mir Amm etwas zu essen. Sie wirkte verändert: Sie strahlte – wenn man das von einer Waj sagen kann – als hätte sie einen großen Sieg errungen; ihr Gesicht war stark gerötet, das ganze Fell schien rötlich zu schimmern, als ob ihr Körper erglühen würde. Sie sah mich an und strich sich mit ihrer Hand immer wieder über den Unterleib. Hatte sie etwas Besonderes gegessen? Ich verstand nichts.

Dann nahm Amm mich mit und führte mich in ein Schneekuppelhaus, in dem sich nur weibliche Waj befanden, die mir etwas älter als Amm erschienen. Amm zog mir die Kleidung aus und machte mir mit Handbewegungen klar, was von mir erwartet wurde: Ich sollte mit diesen Frauen schlafen. Eine Waj nach der anderen kam zu mir. Es ging alles sehr schnell. Keine Spur von Leidenschaft, wie ich sie bei Kynana empfunden hatte. Irgendwann konnte ich nicht mehr. Im Hinausgehen sah ich, dass einige weibliche Waj nun in ihrer Erscheinung Amm glichen: Das Gesicht stark gerötet, das ganze Fell rötlich schimmernd. Amm brachte mich zurück. Fast zur gleichen Zeit kehrte auch Meniskos zurück und erzählte mir, dass er das gleiche erlebt hatte. Amm war die erste gewesen, und mit ihr war es schön gewesen; mit den anderen nicht. Amm, die er als Geisel nehmen wollte! Da fiel mir wieder ein, dass wir keine Waj-Kinder gesehen hatten. „Es geht um Kinder!“, sagte ich zu Meniskos; und der stimmte zu: Wir seien zu den Waj-Frauen geführt worden wie der Stier zur Herde.

Am nächsten Morgen kam Omm persönlich, um uns zu verabschieden. Einige Waj brachten uns zur Küste zurück, wo unsere Reisekameraden immer noch auf uns warteten. Meniskos drehte sich immer wieder um. Hoffte er, Amm noch einmal zu sehen? Der Nautes hatte die ganze Zeit darauf gedrängt, abzureisen, aber Azoulis, Karmanes und Democharesh atten ihn zurückgehalten. Ich sprach mit Meniskos einige Male darüber, was wir erlebt hatten. Wir waren uns einig, dass die Waj überhaupt keine Familien im menschlichen Sinne kannten. Sollte es einen Ort geben, wo unsere Kinder gemeinsam heranwuchsen? Wir setzten unsere Reise fort, auf der der Nautes in seiner seltsamen Sprache Meniskos und mich genauestens über die Waj ausfragte.

Zwielicht

Der Winter hier hatte keine Tage, er gab nur Zwielicht: Perlgrau bis zum Mittag, dann sank das Licht zurück. Eines Mittags dann begegneten wir wieder einem Eisberg, weiß und groß und massig, langsam sich drehend, so nah, dass wir das Knacken und Ächzen seines Eises hören konnten, als atmete er schwer in der Strömung. Keiner von uns an Deck sagte etwas. Er zog an uns vorbei und trug seine kalte Pracht nach Osten, dorthin, wo wir herkamen. Wir segelten noch näher an die Küste

heran. Wir kamen nur langsam voran, bis der Nebel aufriss: Wir sahen schwarze Felszacken, die steil aus dem Wasser ragten. Kaum ein Baum, viel Gestrüpp und ein braunes, feuchtes Grasgewirr, das sich an die Hänge klammerte, wo die Windwucht es erlaubte. Darunter, am Fuß der Klippen, zischte eine weiße Brandung, die nicht aufhörte. Zwischen Brandung und Himmel: die Schneefelder, und darüber die Eisströme, die in den Meeresarmen aufbrachen. Wenn die Sonne für eine Viertelstunde durchkam, glühten diese Eisströme türkisblau, so grell, dass die Augen schmerzten.

Eine dünne Rauchsäule lockte uns an Land. Dieses Mal wurden wir nicht beworfen, niemand schrie, niemand sprang an Bord. Ich folgte Karmanes und Meniskos, die vorangingen. Wir fanden eine Spur im Schnee, die zu der Rauchsäule zu führen schien. Am Ende der Spur fanden wir einen Lagerplatz. Ein kleines Feuer, das die Rauchsäule erzeugte. Nahrung, grausige Nahrung: Am Feuer lag eine tote Waj. Es war eine Frau, die noch ihr Brustband trug. Man hatte ihr den Leib aufgeschnitten und ausgeweidet, die Haut teilweise abgezogen und mehrere Stücke Fleisch herausgetrennt. Einige davon brieten über der Glut. Erst da begriff ich, wozu der Rauch aufgestiegen war. Dann sah ich zwei birnenförmig zugehauene graubraune Steine, die scharfe Kanten hatten. Einer dieser Steine, wie sie bei uns als Donnerkeile gelten, war blutverschmiert.

Während wir stumm dastanden, hörten wir Äste brechen; dann brach aus dem Gebüsch eine Gestalt hervor, die uns aber zunächst nicht angriff. Sie war von Kopf bis Fuß in das Fell eines Eisbären gehüllt. Das Gesicht aber ließ mich erschrecken. Über den tief liegenden Augen wölbte sich ein mächtiger Knochenwulst, der quer über die Stirn lief. Eine Stirn im eigentlichen Sinne schien es kaum zu geben; das Gesicht begann unmittelbar über den Augen. Die breite Nase ragte weit hervor, die Wangenknochen standen seitlich ab, und der Unterkiefer schob sich nach vorn. Ein Kinn, wie wir es kannten, hatte der Fremde kaum. Seine Züge erinnerten mich eher an die Schnauze eines Tieres als an das Gesicht eines Menschen. Auch seine Hände waren ungewöhnlich groß und kräftig, mit einem Daumen, der fast so stark wirkte wie die übrigen Finger.

Der Fremde schien genauso überrascht wie wir, er schnaufte, bellte irgendwie, knurrte, doch dann stürzte er sich unvermittelt auf Karmanes und packte ihn, wogegen der sich vergeblich wehrte. Als sich die kräftigen Hände um Karmanes' Hals schlossen, sahen wir, wie klein der Hals dagegen war. Ich zog mein Schwert, stieß zu, drang aber nicht durch das Eisbärenfell. Meniskos hatte sein Messer schon in der Hand. Er stieß es in den Hals des Angreifers, zwischen Schlüsselbein und Unterkiefer. Er trieb die Klinge bis zum Heft hinein; aus der Wunde strömte rotes Blut hervor wie das Wasser, das von den Felsen Geranias herabtropft. Der Fremde ging in die Knie und starrte uns aus weit aufgerissenen Augen an. Karmanes konnte sich aus dem Würgegriff befreien. Dann fiel der Waj-Schlächter vornüber auf sein Gesicht, was ein dumpfes Geräusch ergab.

In aller Eile schälten wir ihn aus dem Eisbärenfell, an dem auch Meniskos' Messer versagte. Der Körper war nicht ganz so behaart wie der eines Waj. Es war unzweifelhaft ein Mann, auch wenn er mehrere Waj-Brustbänder trug. Er hatte lange Beine und schmale Hüften und war größer als Karmanes. Wir untersuchten noch rasch die direkte Umgebung. Zwischen den Sträuchern lag der abgenagte Kopf eines Kleinkindes. Das Hirn fehlte. Ich begann, Richtung Schiff zu laufen. Meniskos und Karmanes folgten mir schnell. Wir wollten nur weg!

Zurück an Bord erzählten wir dem Nautes, was wir erlebt hatten. Und Meniskos zeigte ihm das Eisbärenfell, das er als Trophäe mitgenommen hatte. Und der Nautes murmelte mehr als er sprach

ein Wort: Qor. Wieder ein Ammenmärchen für unartige Kinder. Qor war der schlimmste Fluch, den Eltern gegen ihre Kinder aussprechen konnten: Dann sollte der Qor kommen, eine Mischung aus Mensch und tollwütigem Hund, der am liebsten Kindergehirne fraß. Der Qor hätte einen ungeheuren Körper, wäre ein entsetzliches Ungeheuer und habe einen garstigen Mund, der den üblen Geruch tief aus der Kehle von sich hauchen würde. Wir waren endgültig in einen Teil des Erdkreises geraten, wo Geschichten, mit denen Ammen Kinder erschreckten, wahr wurden. Von dort segelten wir weiter, bedrückt im Herzen. Azoulis ausgenommen, der sich alles aufmerksam angehört hatte.

Die Bucht der Qor

An einem kalten Morgen überraschte uns ein heftiger Schlag. Der Nautes meinte, unser Schiff hätte einen Felsen gestreift. Wasser sei eingedrungen, und wir müssten unbedingt eine Bucht finden, um das Schiff zu untersuchen. Wir schöpften Wasser, der Nautes lenkte uns in eine Bucht, wo ein Bach ins Meer mündete. Die Strömung des Baches war so stark, dass er nicht ganz zugefroren war.

Das Ufer war frei von Bewuchs bis auf ein dichtes Gestrüpp, das Karmanes untersuchen wollte. Während wir anderen dem Nautes zur Hand gingen, hörten wir einen unterdrückten Schrei. Wir eilten sofort zu dem Gestrüpp, fanden aber nur noch eine Spur, die tief in den Schnee einsank, als ob jemand etwas wegschleppen würde. Wir dachten sofort an die Qor. Der Nautes, Azoulis und Democharesollten das Schiff bewachen, während Meniskos und ich der Spur folgen sollten. Vor dem Aufbruch brachten wir der edlen Pallas Athene ein Opfer dar, und ich betete: „Höre mich, Tochter Zeus' des Donnerers, die du beständig uns in allen Gefahren verteidigest, und, wo wir hingehn, unserer gedenkst; auch jetzo gewähre uns Lieb', o Athene! Lass uns wohl zu unserem Schiff und ruhmvoll wieder gelangen, Täter erhabener Tat, Retter unseres Kameraden!“

Wir gingen schnell in den Fußstapfen des Feindes, zwei Löwen an Mut, so sahen wir uns. Bald wurde die Spur breiter. Von links und rechts kamen weitere Fußstapfen dazu. Wir hatten es mit mindestens drei Angreifern zu tun. Wir schritten noch vorsichtiger voran. Gegen Abend erreichten wir einen Berg, der sich aus der schneeigen Ebene erhob, auf dessen Gipfel ein Feuer brannte. Dort musste das Lager der Angreifer sein! Wir sahen, dass es einen bequemen Aufgang über einen verschneiten und mit Bäumen bestandenen Hang gab, auf dem wir Bewegungen ausmachten. Auf der anderen Seite gab es einen fast senkrecht abfallenden Steilhang, eine weiße Wand, die unersteigbar schien. Inzwischen war es Nacht geworden, die aber vom Mond hell erleuchtet wurde. Meniskos und ich, wir sahen uns den Steilhang genau an. Wir untersuchten die Schneewand des Steilhangs und merkten, dass die Schneeschicht nur dünn war und wir Felsstufen und Büsche ertasten konnten, an denen wir uns hinaufziehen konnten. So wühlten wir uns angestrengt durch den Schnee und erstiegen unter großen Mühen die Schneewand. Mir brannte die Haut, und Meniskos unterdrückte verbissen sein Keuchen. Schließlich krochen wir und zogen wir uns gegenseitig über die scharfe Kante und duckten uns in die Schatten.

Vor uns lag ein kleines Plateau mit drei Kuppelzelten, die mit Eisbärenfellen gedeckt waren. Dazwischen ein Lagerfeuer, das fast vollständig heruntergebrannt war. An der Stelle, wo der bequeme Aufgang endete, gab es eine Art Felsentor mit mannshohen Felsen. Wir sahen keine Wache. Vielleicht war sie weiter unten zwischen den Bäumen. Am Rand des Lagers lag etwas Längliches, das in ein Eisbärenfell eingewickelt war. Es bewegte sich leicht. Wir schlichen hinüber

und fanden den gefesselten Karmanes, den wir sofort losschnitten. Karmanes war wach, er machte aber nur Zeichen, aus denen wir schlossen, dass zwei Angreifer in den Zelten schliefen und zwei Wache hielten.

Karmanes war noch schwach, aber unverletzt. Er zeigte uns die beiden Zelte, in denen jemand schlief. Es waren Qor. Meniskos und ich, wir gingen hinein und erstachen sie im Schlaf wie Diomedes und Odysseus bei den Thrakern: Ein schreckliches Röcheln hatte sich unter unseren mordenden Schwertern erhoben, und gerötet von Blut war der Boden der Zelte. Sonst rührten wir nichts an. Karmanes flüsterte, die anderen beiden würden bald kommen. Also legten wir uns am Felsentor in den Hinterhalt. Wir blickten hinunter in den Wald, der Schnee schimmerte im Mondlicht durch die Stämme. Dann sahen wir, dass zwei Gestalten aus dem finsteren Gewirr von Sträuchern, Bäumen und Ästen heraustraten und bergauf kamen. Es war düsterer geworden, denn Wolken trübten das Mondlicht.

Die schwarzen Schatten des Felsentores dehnten sich im Schnee. Wir kauerten neben den Felsen und griffen die beiden Qor von hinten an, als die das Tor durchschritten. Auch Karmanes konnte wieder eine Waffe führen. Keiner hatte ein Zeichen geben müssen. Wir wussten, wo ihre verwundbarste Stelle lag. Meniskos stieß den ersten mit seinem Messer nieder, ich schwang dem zweiten tief in den Nacken schnell das erhobene Schwert und durchschnitt ihm beide die Sehnen, dass sein Haupt mit dem Schnee hinrollend vermischt ward. Wir gingen kein Risiko ein. Der erste war nicht gleich tot. Er hieb um sich, knurrte, bellte. Meniskos war es, der ihm die Kehle durchschnitt. Dann war Ruhe. Kymbas, du wirst es nicht glauben, aber bis zu diesem Moment hatten mich Kampf und Gefahr die Kälte nicht spüren lassen. Nun aber begann ich, zu zittern und zu schlottern und mit den Zähnen zu klappern. Dies schien allen so zu gehen. Wir entfachten das Lagerfeuer und wärmten uns auf. So blieben wir bis zum Sonnenaufgang; die Qor hatten gut für Brennholz gesorgt. Wir teilten das, was Meniskos und ich als Wegzehrung mitgenommen hatten. Wir wären eher gestorben, als von den Nahrungsvorräten der Qor zu nehmen.

Am nächsten Morgen durchsuchten wir alles. Die Zelte waren gut gebaut und hielten die Kälte ab. Wir fanden viele, teils mit scharfen Kanten behauene Steine, die den Qor als Werkzeug dienten. Auch viele Knochen waren als Werkzeuge hergerichtet. Sie hatten Trockenfleisch dabei und auch frische Vorräte: Die Keule eines Eisbären und Unterleib und Beine eines männlichen Waj, die gefroren im Schnee lagen. Die beiden Qor in den Zelten lagen in Schlafsäcken aus Eisbärenfell, innen mit dem Fell wahrscheinlich von Waj gefüttert. Die beiden Qor, die am Felsentor lagen, steckten in Eisbärenfellmänteln; der eine trug einen Eisbärenschädel auf dem Kopf, der andere eine Art Helm, der aus den Schädeldächern von Waj oder auch Menschen gefertigt war; die Knochen waren sorgfältig durchbohrt und mit Sehnen zusammengenäht worden. Das war nicht das Werk von Tiermenschen! Die Qor schienen Waj und Eisbären als Lebensgrundlage zu haben. Ich ging noch einmal zu einem Qor hin und betrachtete mir sein Gesicht genauer. Irgendwie erinnerte es mich an die Schwarze Horde. Aber Demochares war nicht hier, ich konnte ihn nicht fragen. Was mochte wohl auf hohen Bergen, in tiefen Höhlen und hier am eisigen Rand der Welt noch auf uns lauern?

Schließlich machten wir uns auf den Weg zum Schiff. Ich wollte die Zelte anzünden mit den Qor, aber Karmanes hinderte mich daran. Man würde das Feuer weithin sehen, und das könnte ungeahnte Folgen haben. Wir nahmen lediglich die Eisbärenfellmäntel als Trophäen mit. Wie freuten sich Demochares und der Nautes, der inzwischen den Schaden ausgebessert hatte, uns wiederzusehen!

Azoulis ließ sich auch die scheinbar unbedeutendste Kleinigkeit erzählen. Wir wussten nun: Qor, das war kein einzelnes Ungeheuer, sondern ein Volk, mit dem wir rechnen mussten.

Das Warme Land

Das Meer veränderte sich, und der Nautes wurde unruhig. Das Eis verschwand, Wasserpflanzen, Tang und Seegras trieben im Meer, und der Nautes murmelte etwas wie ‚warmes Land'. Und das versetzte ihn mehr und mehr in Aufregung. Der Nautes begann zu fiebern, redete wirr und verlor immer wieder das Bewusstsein. Karmanes lenkte das Schiff in Richtung der Küste, die sich am Horizont abzeichnete. Wir fanden ein eisfreies Land mit einer großen Flussmündung, in die wir hineinfuhren und einen Landeplatz dort suchten, wo das Ufer frei war von schwarzem Schlamm. Das Flusswasser war erstaunlich warm; es stieg Dampf auf. Wir errichteten zwei Zelte am Ufer auf trockenem Grund, nachdem wir lange Ausschau gehalten hatten nach Spuren von Menschen, Fellmenschen oder Qor. Wir entdeckten nur Vögel, die lautlos am Himmel kreisten. Als der Nautes an Land geschafft wurde, begann er zu toben. Er schrie: „Nicht zu den Toten!" Dann versank er endgültig in tiefer Ohnmacht. Wir legten ihn in das eine Zelt; Karmanes und Meniskos bezogen das zweite zusammen mit Azoulis, der sich um den Nautes kümmerte. Democharesund ich, wir schliefen an Bord. Der Nautes kam noch einmal zu sich und rief uns. Er schimpfte, weil wir ihn an Land gebracht hatten. Er könne nur an Bord ruhig schlafen. Im Zelt sei es so dunkel. Ich antwortete ihm, dass es während der mondlosen Zeit zwischen zwei Neumonden besonders dunkel sei. Da sei der Unterschied zwischen dem Zelt und der engen Schiffskajüte nicht groß. Am nächsten Morgen war der Nautes verschwunden.

Als wir erwachten und das Zelt des Nautes leer vorfanden, war die Besorgnis groß. Hatte sich ein Qor angeschlichen und den Kranken weggeschleppt? Wir mussten ihn suchen. Karmanes sollte auf dem Schiff bleiben und sich mit der Strömung des Flusses hinaus in die Bucht treiben lassen. Azoulis blieb bei ihm, wollte aber erst noch einige ihm unbekannte Kräuter am Ufer sammeln, um sie zu untersuchen. Democharesund ich, wir würden den Nautes suchen.

Als wir losgingen, zogen unheilvolle, düstere Wolken über uns hinweg, und wir glaubten, klagende Schreie am Himmel zu hören. Der Nautes hatte eine Spur hinterlassen, der wir gut folgen konnten: Fußstapfen im matschigen Grund, abgebrochene Äste, wiederholt schien der Nautes gestürzt zu sein, hatte sich umhergewälzt, war auch auf allen Vieren gekrochen, bis er eine uralte Straße erreichte, die immer noch weitgehend frei von Bewuchs war, obwohl ringsum alles von Gestrüpp und abgestorbenen Bäumen überwuchert war. Sie schien nach Osten zu führen. Hier kam der Nautes schneller voran. In unregelmäßigen Abständen lagen die skelettierten Überreste von menschlichen Wesen, vielleicht auch Fellmenschen oder Qor, auf der Straße. Zerbrochene Knochen zeigten, dass der Nautes einfach durch die Skelette hindurch marschiert war. Wie konnte ein Mann, der gestern noch so krank gewesen war, so schnell gehen? Wir rasteten immer nur kurz und setzten unseren Weg fort.

Jenseits eines von zahlreichen abgestorbenen Bäumen durchsetzten Waldes sahen wir in der Dämmerung eine riesige Stadt, die zu Füßen einer halbverfallenen Akropolis lag, die hoch oben auf einer düsteren und zerklüfteten Felsenmasse ruhte. Durch die zerfallenden Hallen der Akropolis zogen zuckende bunte Lichter, blau und purpurrot. Dann bemerkten wir, dass auch in den Straßen immer mehr Lichter aufflammten. Wir gingen weiter und näherten uns der grauen, vom Zahn der

Zeit zerfressenen Stadtmauer. Die Straße führte uns direkt auf ein Stadttor zu, dem allerdings die Torflügel fehlten. Der tiefe Graben, der einst die Stadt umgeben hatte, lag in einem gewissen Abstand vor der Stadtmauer und war inzwischen ausgetrocknet und teilweise mit zerbröckelnder Erde und abgestorbener Vegetation aufgefüllt. Die Brücke war zusammengebrochen. Doch ihre Blöcke, die in den Graben gestürzt waren, bildeten eine Art unregelmäßigen Damm, über den man hinübergelangen konnte. Nicht ohne Beklommenheit kletterten wir hinüber. Unter Democharesʼ Füßen knackte es laut. Er stolperte über ein menschliches Skelett, das halb auf dem Schutthaufen und halb im Staub lag. Es war braun und vom Alter zerfressen. Ich bemerkte, wie er erschrak.

Hinter dem Graben blieben wir stehen. Die Dämmerung hatte schon begonnen, und ich fragte Democharesund Meniskos, ob wir in die Stadt eindringen sollten; wir hatten von oben eine ausgedehnte Stadt mit Straßen und Gassen gesehen. Gegen einen Hinterhalt in der Dunkelheit konnten wir uns nicht schützen. Demochareszögerte, aber Meniskos hatte dieses Glitzern in den Augen, das mir zeigte: Er war nicht nur kampfbereit, er wollte kämpfen. Da gab Democharesmir ein Zeichen. Er hatte den Nautes bemerkt. Ich sah ihn erst, als ich genau hinschaute: Unmittelbar vor dem Stadttor saß der Vermisste in einem dunklen Schatten und schien auf uns zu warten.

Wir sprachen ihn an, aber er antwortete nicht. Sein Gesicht war von unnatürlicher Blässe. Nichts in seiner Miene ließ erkennen, dass er uns erkannt hatte. Aber als wir vor ihm standen, erhob er sich ungelenk und schritt in großer Eile dahin, mit steifen, aber erstaunlich schnellen Schritten. Wir folgten ihm in die Stadt. Was blieb uns anderes übrig? Zwischen den Pflastersteinen wucherten Brennnesseln, hohes Gras und junge Bäume. Je dunkler es wurde, um so mehr Lichter erschienen. Bald waren die Straßen und Gassen dicht bevölkert. Menschen, Waj, also Fellmenschen, ja sogar Qor entdeckten wir, an denen wir schnellen Fußes vorbeimarschierten, um den Nautes nicht aus den Augen zu verlieren. Die Menschen schienen den Waj und Qor respektvoll auszuweichen. Aber niemand, weder Qor noch Waj oder Menschen, wich uns aus. Sahen sie uns etwa nicht?

Wir gingen an Handwerkern vorbei, die in zur Straße hin offenen Werkstätten ihren Berufen nachgingen, an Goldschmieden, die Schmelzöfen mit kostbarem Inhalt bedienten, an Heilern oder Zauberern, die in aller Öffentlichkeit stinkende Mixturen mischten und sie mit schrillem Klang anpriesen, an Händlern, die mit lauter Stimme kostbare, seltsam gemusterte Stoffe anboten, wie wir sie noch nie gesehen hatten, Gewürze, die wir noch nie gerochen hatten, zugleich verlockend und Brechreiz erregend. Dies alles nahmen wir wahr, ohne die Worte wirklich zu verstehen. In den dunkleren Gassen, die von der Hauptstraße abzweigten, erblickten wir pygmäenhafte Wesen mit dunklem, eingefallenem Gesicht und Augen, die durch das Halbdunkel leuchteten. Dahinter huschten dunkle, rußige Gestalten rasch hin und her, die an Hephaistosʼ Zyklopen erinnerten.

Durch die Menschen bewegten sich riesige Echsenwesen, die auf ihren Hinterbeinen gingen. Wir hörten sie in einem schrillen, befehlshaberischen Ton schreien, um dann in ein unheilvolles Zischen und heiseres Murmeln zu verfallen. Es schien eine fremdartige Sprache zu sein, die wir nicht verstanden. Von ihnen ging ein unbekannter, übler Geruch aus. Der Nautes wich den Echsenwesen aus, wurde langsamer, wenn wir langsamer wurden, ging schneller, wenn wir uns ihm näherten. Ich war überzeugt, dass er uns zu einem bestimmten Ort führen wollte. Ich fühlte immer stärker eine Beklemmung, die von allen Seiten aus den Abgründen des Tartaros an uns herankroch.

Wir kamen zu einem runden Platz, auf dem sich eine steinerne Plattform befand, auf der wiederum drei Steinsäulen standen. Links und rechts stand jeweils ein Qor mit Knochenhelm als Wache. An

einer Steinsäule sahen wir das kahle, weiße Gerippe eines Menschen hangen. An die zweite war eine besinnungslose Menschenfrau gefesselt, die splitterfasernackt ausgezogen war und von Kopf bis zu Fuße mit einer gelblichen Flüssigkeit, die weithin nach fauligem Fleisch roch, beschmiert wurde. Dies unternahmen zwei Menschen, die sorgsam darauf achteten, den Qor-Wachen nicht zu nahe zu kommen. Und an der dritten Steinsäule war einer, auf dem alles von schwarzen Käfern mit großen Kauwerkzeugen kribbelte und wibbelte, dicht und fest angebunden. Wie die Käfer bei ihrem Auf- und Abpatroullieren den Verwesungsgeruch witterten, fielen sie in unzähliger Menge über den armen Unglücklichen her, und unter ihren kleinen, emsigen Bissen musste er des langsamsten, erbärmlichsten Todes sterben; sie schroteten so lange, bis alles Fleisch vom Gebein herunter war. Noch gab er ein leises Stöhnen von sich. Der Nautes war kurz stehen geblieben, um langsam schreitende Echsenwesen vorbei zu lassen, und wir mit ihm. Ich glaube, wir alle waren froh, als wir den Platz hinter uns ließen.

Der Nautes erreichte ein mehrstöckiges Haus direkt unter dem Burgberg. Wie ein Wächter stand er vor der Tür. Ganz langsam hob er den Arm, um uns heranzuwinken, ebenso langsam streckte er einen Finger aus, um uns den Weg nach oben zu weisen. In dem Gebäude fanden wir eine halbzerfallene Treppe, der einige der Stufen fehlten; und alles lag in tiefem Schatten. Wir erklommen vorsichtig die Stufen und betraten einen großen Saal mit einer sehr hohen Decke, die unversehrt schien. An der Seite zur Straße hin befand sich eine große, ausgefranste Öffnung. Meniskos erkannte, dass es sich früher um den Ausgang zu einem steinernen Balkon gehandelt hatte. Er trat hinaus auf eine schmale Kante, die als einziger Rest des Balkons geblieben war, und blickte hinunter auf die Straße. Er rief uns unterdrückt zu, dass er hier Wache halten werde.

Alles in dem Saal war zu Staub zerfallen, bis auf eine Tür, die der Zahn der Zeit verschont hatte. Sie war nicht aus Holz, sondern aus Granit gefertigt. Sie führte in ein Zimmer, das aussah, als wäre es erst vor kurzem gereinigt worden. In dem Zimmer gab es mehrere granitene Klinen, auf denen Kissen lagen mit uns völlig unbekannten Mustern aus dunklem Gold und grellem Rot. Wir fanden auf einem Wandtisch ebenfalls aus Granit einen kleinen, länglichen Spiegel, der von einem rankenartigen Muster goldener Salamander umrahmt war, ein unglaublicher Anblick: Kein poliertes Metall, sondern eine Art Bergkristall. Der Spiegel hatte eine Tiefe, in der ich eine seltsame Szene erblickte: Echsenwesen, wie wir sie gesehen hatten, trieben Menschen mit Peitschen an, die eine große Mauer errichteten. Die Menschen verehrten die Echsenwesen wie Götter und brachten ihnen Kinder als Menschenopfer dar. Dann trübte sich der Spiegel.

Meniskos rief uns zu sich. Wir blickten auf die Straße. Da unten stand unser Nautes, vor ihm ein Echsenwesen, das scheinbar mit harter, befehlshaberischer Stimme auf ihn einsprach. Der Nautes stand da wie eine Säule. Ein zweites Echsenwesen kam hinzu, Stadtbewohner blieben stehen und sammelten sich vor dem Haus, in dem wir uns befanden. Erst da bemerkten wir die Flut hellen Lichts, die sich von der Akropolis aus über die Stadt ausbreitete. Alles stand still auf der Straße, die Menschen und die Echsenwesen schienen das Licht in sich aufzusaugen. Ihre Körper begannen, von innen zu leuchten – nur nicht der des Nautes und auch nicht unsere. Dann verstummte aller Lärm, alle, auch die Echsenwesen, machten die Straße frei. Eine Prozession näherte sich.

Zuerst kam eine Abteilung Waj, die auf Eisbären ritten und eine sehr würdevolle Haltung zeigten; die Menschen verneigten sich vor ihnen. Diesen folgte ein großer Haufen Menschen, die Gewänder von allerlei Farben trugen, alle mit rot geschminkten Gesichtern. Einige von ihnen mit weiß und rot

gestreiften Kleidern und mit hohen braunen Schuhen. Die Arme entblößt bis an die Schultern, steinerne Äxte schwingend, hüpften sie jauchzend einher; von dem Geflüster und Gezischel übeltönender Flöten zu ihrem ekstatischen Tanze ermuntert. Einige trugen auf ihren Schultern die grässlich geformte Figur einer Echse. Sie zeigten eine fanatische Wut, erhoben ein misstönendes Geheul und machten das seltsamste Getümmel. Sie wirbelten lange mit gesenktem Haupte, den Hals aufs sonderbarste biegend und wendend und das lose Haar schüttelnd, im Kreise herum. Zuweilen bissen sie sich in die aufgeschwollenen Muskeln, und zuletzt zerritzten sie sich gar die Arme mit ihren Steinäxten. Einer unter ihnen raste noch toller als die übrigen; er war nackt, rollte fürchterlich die Augen, schnaufte, brauste, schäumte, gebärdete sich wie wahnsinnig: Er zerpeitschte sich am ganzen Körper die Haut mit einer Geißel, deren Schnur unten weit aufgefasert und mit vielen spitzigen Knöchelchen und Steinchen versehen war, ohne jedoch die allergeringste Empfindlichkeit gegen den Schmerz erblicken zu lassen. Das Blut, das aus den Schnitten und Hieben floss, bedeckte schon den ganzen Körper und tropfte auf den Boden.

Sodann sahen wir eine Gruppe Qor mit Eisbärenmänteln und Knochenhelmen, die deutlich Abstand zu den tanzenden Menschen hielten. Auch vor ihnen verneigten sich die Menschen, die als Zuschauer am Straßenrand standen. Danach kamen wieder Menschen. Ungeordnet, teils taumelnd oder humpelnd, einige auf allen vieren kriechend, manche nackt, manche in zerrissenen Fetzen, viele schmutzig, mit verkrustetem Blut und offenen Wunden, einer trug seinen abgetrennten Arm, ein anderer hielt seinen Kopf in beiden Händen. Tote. Wir schreckten zurück, doch eine unwiderstehliche Neugier hielt uns am Fensterloch. Wenigstens Meniskos kroch herein.

Dann kam eine große Gruppe von Echsenwesen, die prachtvoll geschmückt zu sein schienen mit Edelsteinen und Stoffen, deren Muster beim Ansehen Kopfschmerzen verursachten. Die ganze Zeit stand der Nautes vor der Tür des Hauses, umlagert von Menschen, die ehrerbietig die Prozession verfolgten. Niemand versuchte, in das Haus zu gelangen, in dem wir uns aufhielten. Dann kamen riesige Tiere mit einem dichten Fell und großen Rüsseln, die mich an die Wesen erinnerten, die im Eisberg eingeschlossen gewesen waren. Sie ähnelten einem Rüsseltier der Ägypter. Auf ihnen ritten dunkelhäutige Pygmäen, die ich mit Aithiopien verband.

Die Menschen auf der Straße warfen sich plötzlich auf den Boden und drückten ihr Gesicht in den Staub. Der Nautes nicht. Dann kam ein Wagen heran, auf dem ein gewaltiges Wesen thronte, das nur ein riesiges Auge, aber hundert Hände zu haben schien, und dazu noch Fangarme wie ein Tintenfisch. Eine unheilvolle Ahnung ließ mich schreien: „Ein Hekatoncheir! Hinein, hinein ins Zimmer!“ Wir stürzten ins Zimmer, schlossen die steinerne Tür hinter uns und verrammelten sie mit den granitenen Klinen. Da schlug es auch schon gegen die Tür, aber sie hielt. Der Angriff dauerte nicht lange, aber wir waren vorsichtig und wagten nicht, die Tür zu öffnen. Schließlich versuchten wir es, aber es gelang nicht. Wir waren gefangen. Ein Fenster gab es nicht, eine Fettlampe beleuchtete das Zimmer, und unter der Decke waren einige kleine Öffnungen, um Luft herein zu lassen. Zu klein, um durch sie hindurch zu klettern. Dann erlosch die Fettlampe. In völliger Dunkelheit überkam uns große Müdigkeit, gegen die wir uns nicht wehren konnten. Wir tasteten uns zu den Klinen, legten uns darauf und schliefen ein.

Stunden später erwachten wir. Wir beschlossen, mit einer Kline die Tür aufzubrechen. Doch so weit kam es nicht. Wir konnten die Tür ohne Probleme öffnen. Die Welt draußen sah völlig anders aus als in der Nacht zuvor. Im Saal lagen die Trümmer der herabgestürzten Decke, über uns ein grauer

Himmel. Die Treppe, die wir hochgegangen waren, war völlig eingestürzt. Democharés, der seinen Proviantbeutel vergessen hatte, wollte zurück in das Zimmer, doch die Tür ließ sich nicht mehr öffnen. Wir hangelten uns hinunter. Auf der Straße fanden wir den Nautes. Sein Brustkorb war eingedrückt, alle Rippen schienen gebrochen. Die Totenstarre machte seinen Körper hart. Seine Haut fühlte sich an wie vertrocknete Baumrinde. Wie sich seine Haut über Nacht so verändern konnte, blieb uns ein Rätsel. Wir schleppten ihn mit. Er war unser Kamerad, er sollte nicht auf der Straße liegen bleiben.

Auf der Straße wucherte Unkraut, die Häuser waren verfallen, viele komplett eingestürzt. Keine Spur mehr von den Handwerkern und ihren Läden und Waren. Überall Knochenreste, vielleicht von menschlichen Skeletten. Über allem lag ein schwefliger Gestank und ein tiefes Schweigen. Kein Vogel war zu hören, nicht einmal der Wind. Wir kamen an der Steinplattform vorbei; die drei Säulen gab es nicht mehr, vielleicht waren die großen Steinbrocken die Reste der Säulen. Auch die Akropolis auf dem Burgberg war nur noch ein Steinhaufen. Wir waren ratlos. Hatten wir alles nur geträumt? Nun, da war der Nautes, und er war tot. Ein Toter in einer toten Stadt. Wie feiner Staub legte sich Traurigkeit auf uns. Alles hier zeugte von Verfall und Vergänglichkeit. Wir kamen an einem Brunnen vorbei, in dem es gluckerte. Wir schauten nicht nach, denn es stank aus dem Brunnen entsetzlich nach Verwesung. Es dauerte, bis wir das Stadttor fanden und die Straße, auf der wir gekommen waren. Die Ausdehnung der Stadt war gewaltig!

Wir begruben den Nautes neben der Straße nach griechischer Art. Er hatte erzählt, dass er aus dem Kaukasus stamme. Aber deren Art kannten wir nicht. Also wuschen wir ihn und häuften einen kleinen Grabhügel auf. Wein für ein Trankopfer hatten wir nicht. Am Fluss angekommen, gaben wir ein Feuerzeichen, und Karmanes lenkte das Schiff ans Ufer. Nun war er unser Nautes! Azoulis ließ sich alles genauestens erzählen, er notierte sogar das eine oder andere auf einem Papyrusfetzen. Er sagte, wir hätten großes Glück gehabt, und vor allem: Wir hätten nicht geträumt. Auch Azoulis hatte es eilig, das warme Land zu verlassen.

Die Stadt der Sirenen

Wir hatten die eisfreie See vor dem Warmen Land noch nicht verlassen, als plötzlich das Meer aufschwoll. Wolken wälzten sich überall zusammen und bedeckten den Tag mit erschrecklichen Finsternissen. Karmanes trieb uns an, und wir zogen das Segel vor dem Sturm hernieder. Der Wind trieb bald dahin und bald dorthin die Fluten, und schließlich wusste auch Karmanes nicht, wohin er sich wenden sollte. Bald wehte der Wind nach Westen, und bald trieb ein Nordwind das Schiff in einem Wirbel dahin, wo Karmanes die Küste vermutete; das Schiff war ein Spiel der Winde. Und was gefährlicher als alle Sturmwinde war, es fiel auf einmal eine so dichte Nacht herab, dass wir nicht einmal den Schiffsschnabel mehr erblicken konnten. Wie alle Hoffnung zur Rettung verschwunden war, hörte das Schiff auf, zu knarren und zu ächzen, denn das Meer und der Wind hatten sich beruhigt. Nichts war zerbrochen, fast alles, Mastbaum, Steuerruder, Seile und die Ruder, war unversehrt. Die Dunkelheit blieb. Wir beschlossen, dass es Nacht geworden war. Wir sättigten uns mit Speisen, die teilweise vom Sturm verdorben waren, und brachten hier mit neuer Hoffnung die Nacht zu.

Karmanes sagte uns, dass wir das Schiff ans Ufer schaffen müssten, um den Rumpf zu überprüfen, denn das Schiff machte Wasser. Aber erst, als es hell wurde, bemerkte ich, dass Democharés eine

Wunde am Kopf hatte. Es dauerte nicht lange, und er begann zu fiebern. Azoulis kümmerte sich um Democharés. Wir sahen ein felsiges Vorgebirge mit einem Kap, bei dem wir zu unserem Glück einen flachen Strand fanden. Dort sah ich auf einmal den Leichnam eines Waj auf einer leichten Welle an das Ufer gespült werden. Der Anblick rührte mich, und ich betrachtete mit lebhaften Augen die Gefährlichkeit des Meeres. Wir holten den toten Körper aus dem Wasser und bestatteten ihn unter Steinen. Als ich mir sein unbeschädigtes Gesicht angesehen hatte, fühlte ich so etwas wie Erleichterung. Ich kannte ihn nicht. Dennoch fragte ich mich, wie ein Waj ins Meer kam. Gab es unter den Waj auch Seeleute? Auch versäumten wir es nicht, dem Poseidon ein Opfer darzubringen, um ihm unseren Dank zu zeigen.

Nachdem wir dem Toten die letzten Pflichten erwiesen hatten und Poseidon geehrt, erkundeten wir die Umgebung. Über dem Strand hatte jemand aus Steinen und Treibholz eine Hütte gebaut, die gut erhalten, aber schon seit längerer Zeit unbewohnt schien. Die Hütte bot einige Bequemlichkeiten, trockene Lagerstätten, Feuerstelle und sogar Gefäße zum Kochen, mehr, als wir auf einer unbekannten Küste zu hoffen gewagt hatten. Und so beschlossen wir, dort Quartier zu nehmen. Vor allem glaubte Azoulis, hier meinen kranken Sohn besser versorgen zu können. So blieben diese beiden in der Hütte, während wir uns unter der Anleitung von Karmanes um den Rumpf kümmerten. Wir dankten noch einmal Poseidon, dass der verstorbene Nautes das Schiff so gut ausgerüstet hatte. Alles, was wir brauchten, um den Rumpf abzudichten, hatten wir zur Hand. Aber es dauerte.

Als wir zur Hütte zurückkamen, fanden wir Azoulis und Democharés schlafend vor. Während wir Azoulis mit einiger Mühe wecken konnten, gelang das bei meinem Sohn nicht. Ich war sehr besorgt. Azoulis war noch ganz benommen, seine Hände zitterten, er redete wirr, und er brauchte etwas Zeit, um mit uns sprechen zu können. Zuerst aber überprüfte er den Zustand des Democharés, der tief und fest schlief. Es schien ihm gut zu gehen.

Dann erzählte uns Azoulis von seinem Traum: „Ihr wart schon geraume Zeit fort, als Democharés mich bat, mit ihm ein paar Schritte zu gehen. Seine Beine müssten sich bewegen. Wir gingen ein Stück weg von der Hütte und schritten über ein Geröllfeld, wo ich nach wunderlich geformten Steinen und anderem Ungewöhnlichen suchte, wie es meine Gewohnheit ist. Da fiel mir eine Höhle auf, deren Eingang einst mit Reliefs verziert worden war, die kaum noch sichtbar waren. Auch Democharés zeigte sich verwundert. Als wir in die Höhle traten, verlor ich den Boden unter den Füßen und stürzte in ein tiefes Dunkel.

Als ich wieder zu mir kam, lag eine fremde Landschaft vor mir: Eine schlammige Flussebene unter einem gleißenden Himmel mit schwarzen Wolken, giftgrüne Pflanzen und Bäume, wie sie wohl an einem völlig anderen Ort der Oikoumene wachsen. In geringer Entfernung erhob sich eine riesige Stadt, deren Türme drohten den Himmel zu berühren. Hinter mir befand sich ein Höhleneingang, der mit aufwendigen Reliefs verziert war, und von dort führte eine Straße zur Stadt. Ich begriff, dass ich ein Tor gefunden hatte, und wollte, ohne mich weiter zu besinnen, wieder in die Höhle treten. Dann sagte ich mir, dass auch Democharés hier sein müsse, und ich wandte mich der Straße zu.

Auf der breiten, mit Backsteinen gepflasterten Straße, die von gemauerten Säulen gesäumt war, begegneten mir vielfältig geformte Wesen von unbekannter Herkunft, die der Stadt zustrebten. Waren Menschen, Sphingen oder Kentauren darunter? Da hörte ich, dass von der Stadt eine vielstimmige Musik ausging. Ich bin kein Freund von Musik, Tempelgesänge hasse ich geradezu,

und umso mehr wunderte es mich, wie tief sie in mich eindrang und wie sie mich bannte. Sie versprach Wunderbares und gaukelte überirdisches Glück, unendliche Freude und völlige Freiheit vor. Eine der Stimmen rief meinen Namen. Ich ließ mich von der Musik anziehen, ging aber nur so weit an die Stadtmauer heran, dass ich Einzelheiten erkennen konnte.

Die Stadtmauer war so ausgedehnt, dass ich selbst aus weiterer Entfernung kein Ende hatte erkennen können. Nun sah ich einen breiten, wassergefüllten Graben, hinter dem sich die Mauer erhob. Oben auf der Mauer standen in regelmäßigen Abständen einstöckige Türme. Soweit ich sehen konnte, saß auf jedem Turm der Stadtmauer eine Sirene, die sang. Ich glaubte, majestätische Vogelkörper mit den Oberkörpern wunderschöner Frauen zu sehen. Zusammen bildeten sie einen vielstimmigen Chor von unvergleichlicher Schönheit. Sie sangen nur für mich. Die Musik erzählte mir, wie sich alle meine Träume erfüllten. Ich war gefangen zwischen dem Wunsch weiterzugehen und dem Willen umzukehren. Democharis hatte ich völlig vergessen. Schließlich fühlte ich eine Kraft, die mich zurückzog. Ich trat wieder in den Höhleneingang. Das nächste, was ich sah, waren eure Gesichter. Aber in mir drin, da höre ich die Nachklänge, die mich bis hierher verfolgen, da erhebt sich eine starke Stimme, die mir gebietet, wieder zu dieser Stadt zurückzukehren.“

Nun erst bemerkten wir, dass sich Democharis’ Zustand verändert hatte. Sein Atem war schwächer geworden, sein Gesicht blass. Meniskos ergriff Democharis und rüttelte ihn gleichzeitig fest an beiden Schultern. Dann rieb Azoulis mit seinen Fingerknöcheln auf Democharis’ Brustbein. Ich gab ihm ein paar Ohrfeigen. Das wiederholten wir immer wieder. Ich betete zu Hera und bat auch die Seele der Mutter des Democharis um Hilfe. Schließlich kam mein Sohn wieder zu sich, konnte aber lange nicht sprechen. Wir bedrängten ihn nicht, auch wenn Azoulis sehr ungeduldig war. Schließlich berichtete auch er uns von seinem Traum:

„Azoulis und ich, wir waren ein Stück gewandert und kamen zu einem Geröllfeld, wo Azoulis eine Höhle fand. Mit Azoulis betrat ich sie, fiel ins Bodenlose und stürzte in ein Dunkel ohne Maß. Ich fand mich in einer fremden Flusslandschaft wieder: Ein heller Himmel, rotes Gras und eben solche Gewächse, wie sie vielleicht außerhalb des Erdkreises wachsen, wenn es dort überhaupt etwas gibt. Den Horizont beherrschte eine riesige Stadt, deren Türme und Mauern in den Himmel ragten. Hinter mir erblickte ich einen Höhleneingang, ähnlich dem, den Azoulis entdeckt hatte, und von ihm ging eine breite Straße zur Stadt. Ich begriff, dass wir ein Tor in eine fremde Welt gefunden hatten. Aber wo war Azoulis? Er musste doch auch hier sein. Aber ich konnte ihn nicht entdecken.

Nun erst wurde ich mir der mit blauen Kacheln verkleideten Säulen gewahr, von denen die Straße gesäumt war. Ich erblickte auf ihr Wesen von unbekannter Gestalt, die mir keine Aufmerksamkeit schenkten und von der Stadt angezogen zu werden schienen. Nun erst bemerkte ich auch die verlockende Musik, die von der Stadt ausging und nur für mich zu erklingen schien. Wider meinen Willen schritt auch ich auf die Stadt zu, wollte mich immer wieder losreißen, ging doch weiter und blieb wieder stehen.

Da trat von der Seite her eine Frau auf mich zu. Schön wie eine Göttin schlang sie ihre Arme um meinen Nacken. Alles an ihr war schön, sie war schöner als alle Statuen der Aphrodite, die ich je gesehen hatte. Jede Sprache wäre ohnmächtig, ihre Gestalt zu beschreiben, und was ich sagen werde, wird zu wenig sein. Ein süßer Duft ging von ihr aus. Ihre Haare wallten in natürlichen Locken die Schultern herab. Auf ihre Stirn beugten sich die Spitzen derselben vorwärts. Ihre Augenbrauen liefen daran bis an die Grenze der Wangen herum und verloren sich sanft zwischen

Augen, die heller als alle Sterne glänzten, wenn kein Mond am Himmel ist. Darauf schlug sie zärtlich mit ihrer Hand an meine Wangen und sagte liebkosend: ‚Ich werde dir nicht mehr von der Seite weichen, schöner Democharès. Komm, wir wollen der Musik folgen, Geliebter! Ich heiße Kirke.‘

Die Musik versetzte mich in eine selige Stimmung. Tausend Küsse gab ich Kirke. Jedenfalls glaubte ich das. Ich sah uns auf einer sonnenbeschienen Blumenwiese liegen. Ich vermeinte zu fühlen, wie Kirke mich feurig mit den Armen der Begierden umschlang und wie ich dadurch in das Heiligtum der Liebe geführt wurde. In der Tat aber waren wir schon nahe an der Stadtmauer, der ein Wassergraben vorgelagert war. Ich erhaschte gerade noch einen Blick auf einen Turm, auf dem eine wahrhaftige Sirene saß und sang.

So betrat ich mit Kirke, die sich eng an mich schmiegte und fortwährend liebkoste, die Stadt. Mich entzückten die Baukunst und manch anderes Merkwürdige. Den Melodien folgend, gerieten wir immer tiefer in ein Labyrinth von Straßen und Gebäuden mit vier und mehr Stockwerken, bis wir eine riesenhafte, mehr als ein Stadion breite Tempelpyramide erreichten, auf der wiederum ein Turm stand, alles mit glänzenden blauen Kacheln verkleidet. Von dessen Spitze floss ein gewaltiger Strom von Tönen herab, der sich mit dem Gesang der Sirenen vereinigte. Es war mir, als wäre die Musik ein Trank geworden, der mir übermenschliche Kräfte und einen übermenschlichen Willen verlieh. An meiner Seite war eine Göttin der Schönheit, die mich über alles begehrte. Nun fühlte ich, dass ich ein Gott an ihrer Seite werden konnte. Zusammengewachsen waren unsere Leiber! Zusammenfließen würden unsere Seelen!

Lange mussten wir die Stiegen emporsteigen. Kirke zog und stützte mich die ganze Zeit. Sie gönnte mir noch nicht einmal auf der großen Plattform eine Pause. In dem Saal, der sich im obersten Stockwerk des Turmes des Heiligtums befand, fanden wir, was diese göttliche Musik hervorbrachte: Einen tiefen, schwarzen Brunnenschacht, aus dem die Musik emporwallte und beständig zu wachsen schien. Um die schwarze Öffnung herum standen viele Wesen, schön und majestätisch, in andächtiger Haltung. Ich sah Menschen und Sphingen und Minotauren und Pygmäen und Kentauren und noch viel mehr, für die ich keine Namen habe. Je neuer und gewaltiger der Klang wurde, desto stärker verspürte ich den jähen Wunsch, mich hineinzustürzen, um mich in einen Gott zu verwandeln. Kirke zog mich immer weiter zu der Öffnung hin, flüsterte mir zu, wie sehr sie mich begehrte und sich mir endgültig hingeben wollte. Ich sah, wie immer wieder Wesen, von gleichem Verlangen ergriffen, sich verzückt opferten, indem sie in die Tiefe sprangen. Kirke flüsterte: ‚Noch ein Schritt, dann werden wir es gemeinsam tun. Ewige Liebe, ewige Jugend, ewiges Glück. Du wirst dich von allen menschlichen Begrenzungen befreien.‘

Da spürte ich, dass etwas oder jemand mich packte. Kirke verschwand mit einem Klagelaut. Ich kannte diesen Griff, hatte ihn oft genug gefühlt. Es war meine Mutter. Sie steckte mir etwas in die Ohren, nicht anders als Odysseus vor den Sirenen. Sie führte mich die Stiegen herunter und aus der Stadt heraus. Ohne sie hätte ich den Weg durch das Straßengewirr nicht gefunden. Als ich in die Höfe und Werkstätten blickte, sah ich nur Staub und menschliche Gerippe. Das war keine Stadt der Träume! Dabei sprach meine Mutter kein Wort. Erst draußen vor der Stadt, als schon der Höhleneingang in Sicht war, sprach sie: ‚Höre! Widerstehe der Musik und suche die Stadt nie wieder auf. Noch einmal kann ich dich nicht retten. Du hast einen Bruder im Hause der Kynana. Sage deinem Vater, ich bin ihm nicht böse.‘“

Als Democharesseine Erzählung beendet hatte, weinte ich. Dann stand Democharesauf und ging zur Tür. Azoulis fragte ihn, wo er hin wolle. Zu dem Turm, antwortete er, wobei er nicht mehr Herr seiner selbst zu sein schien. Dies wiederholte sich noch einige Male. Ich bewachte meinen Sohn zuletzt sogar. Erst als wir wieder auf See waren, verlor Democharesdiesen Drang. Er sagte mir aber, so viel Schönheit, so viel Glück habe er nie empfunden. Er wisse nicht, ob er je eine Frau werde so lieben können wie Kirke.

Später sagte Azoulis, wir wären auf einen Seelenfänger gestoßen. Und er fragte sich, was das für Götter oder Dämonen wären, die so etwas täten, sich vielleicht sogar von Seelen nährten.

Das falsche Thule

Und dann, an einem Morgen, der sich in nichts von den vorangegangenen unterschied und der doch alles verändern sollte, hob sich vor unserem Bug eine Küste aus dem Dunst – schroff, fern, von einem Licht umspielt, wie ich es zuvor nie gesehen hatte. Ein Aufschrei ging durch unsere kleine Mannschaft, halb aus Furcht, halb aus einem Jubel, wie ihn nur der empfindet, der ein Ziel erreicht, an dessen Existenz er selbst kaum mehr geglaubt hatte.

Thule! Dachte ich, rief ich.

Der Name allein, o Kymbas, trägt seit meiner Kindheit einen Klang, der Kälte und Feuer zugleich in sich birgt – ein Land, von dem die einen behaupten, seine Bewohner lebten wie du und ich, während andere schwören, es sei halb schon dem Reich der Schatten zugehörig; ein Land, in dem, wie man raunt, die Nacht selbst über Monate herrscht, ehe sie einem ebenso langen Tag weicht, als gehorchte dort selbst die Zeit anderen, uns unbekannten Gesetzen.

Je näher wir kamen, desto fremder wurde mir das Land. Diese Erde schien niemandem zu gehören. Kein Acker lag zwischen Meer und Hügel. Kein Baum stand am Ufer. Keine Mauer, kein Tempel, kein Turm, kein Rauch verriet die Hand eines Menschen. Nur Gras. Es war ein Gras, wie ich es noch nie gesehen hatte. Es lag flach auf der Erde, vom Wind niedergedrückt, und bewegte sich dennoch unaufhörlich. Ganze Hänge schienen zu atmen. Wo der Boden nicht schwarz und feucht war, schimmerte das Gras gelblich und braun. Dazwischen lagen Steine, manche klein wie Brotlaibe, andere größer als ein Mann.

Wir fanden eine schmale Bucht und warfen den Anker. Als ich an Land ging, sank mein Fuß bis über den Knöchel in schwarzem Boden. Ich bückte mich und nahm die Erde in die Hand. Sie war kalt. Obwohl es Winter war, war es hell. Aber das Licht kam nicht von oben. Die Sonne war irgendwo hinter den Wolken verborgen und schien dennoch alles zu durchdringen. Kein Schatten lag auf dem Boden. Alles war ohne Tiefe: die Hügel, die Steine, das Gras, das Meer.

Dann brach die Wolkendecke auf. Eine blass und kleine Sonne erschien. Ich hatte nie zuvor eine solche Sonne gesehen. Sie stand tief über dem Meer, beinahe auf seiner Oberfläche. Ihr Licht war nicht warm. Es berührte die Welt, ohne sie zu erwärmen. Für einen kurzen Augenblick glänzten die nassen Steine, und das Gras wurde silbern. Dann war die Sonne wieder verschwunden. Es begann zu schneien. Die Flocken kamen nicht von oben. Der Wind trieb sie waagerecht über den Hügel. Sie stachen ins Gesicht wie feiner Sand. Ich zog den Mantel enger um mich.

Ich rief Karmanes zu mir, der als Seemann die Universalsprache der Händler radebrechen konnte. Wir stiegen auf einen Hügel, auf den alsbald auch drei Einheimische kamen. Sie trugen Felle und grobe Mäntel. Ihre Beine waren nackt oder nur mit einem Stoff umwickelt. Die beiden Jüngeren waren mit langen Speeren bewaffnet. Der dritte war älter und stand etwas hinter den beiden. Er sagte etwas. Seine Sprache klang, als würden Steine an einander gerieben. Ich verstand kein Wort, aber Karmanes antwortete. „Wir sollen ihnen folgen," teilte mir mein Reisegenosse mit. Wir gingen gemeinsam den Hügel hinunter.

Das Dorf lag in einer Mulde, verborgen vor dem Meer. Es bestand aus niedrigen Häusern aus Stein und Erde. Aus einem der Dächer stieg Rauch. Ich roch Feuer, Torf und den schweren Geruch von Tieren. Menschen kamen aus den Häusern. Kinder standen im Eingang und sahen mich an. Eine Frau brachte mir eine Schale. Darin war eine dunkle Flüssigkeit. Aus Meeresalgen, wie ich später erfuhr. Ich trank. Sie war heiß. Ich hatte schon vergessen, dass Wärme so kostbar sein konnte.

Wir wurden in die Hütte des Dorfältesten geführt. Karmanes sagte nur ein Wort: Thule. Der Alte sprach und machte Zeichen. Karmanes übersetzte: Weiter im Norden, zwei Tage mit dem Boot, große Insel, viele Menschen. Wir verbrachten einige Tage in dem Dorf. Trieben Handel mit Dingen aus unserem Schiff, die für die Einheimischen von großem Wert waren; für zwei Eisbärenfellmäntel der Qor bekamen wir alles, was wir wollten, auch zwei Schafe. „Jetzt", sprach Democharès, „lasst uns unserem Beschützer, dem Poseidon, ein Dankfest feiern." Meniskos und Karmanes zündeten mit großer Mühe aus Torf und Tierdung ein Feuer an, und Democharès und ich errichteten aus frischem Rasen dem Gotte Poseidon einen Altar. Die zwei langzottigen Schafe wurden gleich zum Opfer auserlesen und dem Poseidon als unserem Helfer und Beschützer geschlachtet. Darauf ging es an die Zubereitung des herrlichen Gastmahls, zu dem sich auch einige Dorfbewohner gesellten. Danach fragten weiter nach Thule, erfuhren noch dies und jenes. Schließlich segelten wir weiter.

Ich hatte, ehe mein Fuß jenen Strand berührte, all dies für nicht mehr gehalten als das Seemannsgarn müßiger Winterabende. Ich bin mir sicher, Kymbas, du wirst es mir glauben, ehe diese Erzählung endet: Was mich dann auf Thule erwartete, übertraf jedes Gerücht, jede Sage, jeden Traum, den ich in all den Jahren meiner Irrfahrt genährt hatte – und war zugleich der Anfang dessen, was mein Schicksal auf immer besiegeln sollte.

Kapitel 7 – Derkyllis

(Erzählebene: Deinias berichtet dem Kymbas; öffnet sich zur Erzählung der Derkyllis)

Ich hatte, Kymbas, in meinem Leben schon manches Ufer betreten, das kein Grieche vor mir gesehen hatte, doch nichts hatte mich auf das vorbereitet, was mich auf Thule erwartete, nachdem wir drei Tage lang immer weiter nach Norden gesegelt waren. Kaum hatten wir die Anhöhe hinter dem Strand erklommen, als vor uns, wie aus dem grauen Zwielicht dieses seltsamen Landes herausgeschnitten, einen Kreis aus mächtigen Steinen sahen. Dort war ein Priester zugange, mit dem sich Karmanes gut verständigen konnte. Er führte uns in die Siedlung, deren Oberhaupt er auch war. Er bestätigte uns, dass wir Thule erreicht hätten. Die Menschen sahen anders aus als die auf der Insel zuvor: Ihre Gesichtszüge waren feiner, ebenso ihre Kleidung.

Sie wiesen uns ein leerstehendes Haus an, über das eine Beschließerin regierte. Das war eine korpulente alte Frau, deren tiefe Männerstimme uns mehr als einmal verwirrte. Aber sie war ein fröhlicher Mensch und mischte sich nicht in unser Leben ein. Wir lernten rasch, mit Torf zu heizen und die überall vorhandenen heißen Quellen zu nutzen. Azoulis verstand es am besten, auf dem offenen Herd ein Torffeuer zu entfachen. Auf der vorigen Insel hatte er gelernt, welche Algen essbar waren. In einem großen eisernen Kessel, der an einer Kette aus dem Rauchfang hing, zauberte er köstliche Suppen.

Karmanes glaubte, gehört zu haben, dass gelegentlich Menschen aus dem Süden kamen und dass auch jetzt solche auf Thule seien. Aber sie lebten nicht hier in der Siedlung. In einer klaren Nacht, als wir kein Auge zutun konnten, machten wir alle einen Spaziergang durch die Kälte und fanden etwas außerhalb der Siedlung einen Bau aus fein behauenem Stein – anders als die Häuser in der Siedlung, zu fein für ein Volk, das hier am Rand der Welt lebte, zu fremd für alles, was ich aus Hellas kannte. Und dort, im Torbogen dieses Hauses, stand sie.

Das schwöre ich dir, Kymbas, bei den Göttern der oberen und unteren Welt: Hätte man mir gesagt, ich stünde vor einer Unsterblichen, ich hätte es in diesem Augenblick nicht bezweifelt. Sie war groß gewachsen, von einer Haltung, wie sie nur Frauen aus altem, freiem Blut eigen ist, und in ihren Augen lag etwas, das weder Furcht noch Staunen war, sondern die stille Kraft eines Menschen, der dem Äußersten schon ins Gesicht gesehen hat und nicht mehr zurückweicht. Ihr dunkles Haar war von eigentümlicher Schönheit, es gab einen sanften Widerschein von sich und floss ringelnd über den Rücken hinab. Mir fielen die schön geformten Schultern auf, die – das sah ich sofort – schon mehr Lasten getragen hatten, als man einem Menschenleben eigentlich zumuten darf. Und doch: kein Zug von Klage in ihrem Antlitz, nur eine Wachsamkeit, scharf wie eine gezückte Klinge. Ich glaube, ich war bereits verliebt in sie, ohne es selbst zu wissen.

Sie bat uns mit einer Geste in das Haus. Wir traten ein; über der Türschwelle hing ein leerer Vogelkäfig. Wir fanden uns in einem überraschend großen Raum ohne Fenster, der bei Tage nur Licht bekam, wenn die Türen geöffnet waren. Kleine Talgkerzen standen in flachen Schalen. Das Fett war vom Schaf, gelblich und noch nicht ganz von seinem Geruch befreit. Trotzdem erzeugten sie einen angenehmen Hauch von Wärme. Ich gedachte der schweren Kerzen aus dem Wachs, der von den Bienen des Lykaios stammte.

„Fremde“, sprach sie in reinem, aber ionisch gefärbtem Griechisch, das mich mehr überraschte als jedes Wunder, das ich auf dieser Insel schon vermutet hatte, „welcher Wahnsinn oder welcher Wille der Götter hat euch an dieses Ende der Welt getrieben?"

Ich trat vor – mein Sohn Democharesneben mir, Karmanes und Meniskos hinter mir, selbst der sonst so gefasste Azoulis für einen Moment sprachlos –, und ich gebe zu, Kymbas, dass meine Zunge in diesem Augenblick schwerer war als in jeder Gefahr, die ich je bestanden hatte. „Herrin", sagte ich, „wir sind Männer, die dem Rand der Oikoumene mehr Vertrauen schenkten als der Sicherheit unserer Heimat. Doch was uns hierher trieb, verblasst neben der Frage, wie eine Hellenin aus Ionien an diesen fernsten aller Winkel der Welt gelangen konnte."

Ein Schatten – nicht von Furcht, das erkannte ich bald, sondern von altem Schmerz – zog über ihre Züge, aber ihr Ton blieb ganz unbewegt. „Mein Name ist Derkyllis," sprach sie, „und die Geschichte, wie ich hierherkam, ist länger und dunkler, als ein Fremder sie an einem einzigen

Abend ertragen könnte. Doch da ihr nun einmal hier seid – und da etwas in euren Gesichtern mir sagt, dass ihr nicht die letzten Männer sein werdet, die diese Küste je betreten – so will ich sie euch erzählen, vom Anfang bis zu jenem bitteren Ende, das noch immer keines ist."

Ich, Deinias, der schon Ungeheuer der Wildnis und die Grausamkeit der Kälte überstanden hatte, wusste in jenem Moment etwas, das mächtiger war als jede überstandene Gefahr: Das war nicht nur Liebe, ich hatte meine Seele an diese Frau verloren, ehe ich auch nur ein Wort ihrer Geschichte vernommen hatte. Und als sie zu sprechen begann, da war sie im Schein der flackernden Lampen noch schöner, noch begehrenswerter als vorher im fahlen Licht der niemals ganz vergehenden Thule-Dämmerung. Und ich wusste, Kymbas, dass ich, gleich welches Schicksal noch vor mir läge, diese Frau nicht mehr verlassen würde, solange Atem in mir war. Tausende Male habe ich mir seit dem gesagt, dass es keinen Bildhauer gebe, dessen Kunst groß genug sei, um ihrer Schönheit gerecht zu werden.

Trotzdem vergaß ich nicht, Meniskos zum Schiff zu schicken, um die letzte Amphore geharzten Weins zu holen. Meniskos kam zurück und überraschte uns mit folgenden Worten: „Der Aphrodite Ermunterer und Waffenträger, Dionysos, ist schon da. Doch leider nur in bescheidener Menge!“ Als erstes spendeten wir den Göttern Wein, um ihren ferneren Beistand zu erbitten.

So begann Derkyllis:

„Es war in Tyros, in dem Haus meines Vaters, dass alles Unheil seinen Anfang nahm – an dem Tag, da wir einem Fremden aus Ägypten Obdach gaben, dessen Namen ich fortan nie wieder aussprechen werde, ohne dass sich mir die Kehle zuschnürt … Aber ich sehe, dass die Nacht schon fortgeschritten ist. Ihr müsst noch schlafen, euch ausruhen. Du aber, Deinias mit den leuchtenden Augen, komm morgen Nacht wieder hierher. Dann werde ich dir weiter erzählen."

Wir tranken einen Becher Wein auf die Freunde und auf die Länder im Süden. Keiner von uns ist gefeit gegen die Rührung, die Heimweh auslöst. Dann trinken wir den Wein in der Hoffnung, dass Dionysos uns noch lange diesen Genuss vergönnt und wir uns der Erde und ihrer Früchte erfreuen können.

Später, als die anderen gegangen waren, blieb ich noch bei Derkyllis. Wir schwiegen, und ich tat nichts anderes, als ihre Hand zu halten und in ihre Augen zu sehen. Sie gab mir einen Abschiedskuss, aber ich wollte nicht gehen, konnte nicht weg von ihr gehen. Dann küssten wir uns, voller Leidenschaft, mit aufgeregt schlagenden Herzen. Zum ersten Mal seit langer Zeit fühlte ich mich wiedergeliebt von einer Frau. Ich ging zurück in unser Quartier. Ich blieb zunächst schweigend und geräuschlos in der Türe stehen. Alle taten so, als würden sie schlafen, machten regelmäßige Atemzüge. Dennoch fühlte ich Democharesʼ fragenden Blick in der Dunkelheit. Draußen heulte der Wind und drängte ins Haus. Im Traum sah ich Derkyllisʼ Blick, ernst, angespannt, mein Gesicht musternd. Als ich am nächsten Morgen erwachte, als erster, mit den ersten Strahlen der rosenfingrigen Eos, beherrschte mich nur ein Gedanke: Der Moment, da alles Licht schwindet, das Herabsinken der Nacht, die völlige Dunkelheit. Da durfte ich Derkyllis wiedersehen.

(Fortsetzung in Kapitel 8 – Der Priester Paapis, Erzählebene 4: Derkyllis' Bericht)

Kapitel 8 – Der Priester Paapis

(Erzählebene: Derkyllis berichtet dem Deinias)

Höre nun, Deinias, den Anfang meines Unglücks, denn ich glaube nicht, dass die Chronik eines sterblichen Menschen je ein finstereres Kapitel enthalten hat als jenes, mit dem meine Geschichte beginnt.

Meine Familie, aus Milet eingewanderte Griechen, lebte schon seit drei Generationen in Tyros. Wir hatten es zu Wohlstand und Ansehen gebracht. Ich war noch ein Kind, als eines Abends – ich erinnere mich an jede Einzelheit, als wäre es gestern gewesen – ein Fremder an die Pforte unseres Hauses in Tyros pochte. Er war hochgewachsen und von jener bronzenen Hautfarbe, wie sie die Söhne Ägyptens tragen, doch seine Augen waren es, die mich zuerst erschreckten: dunkel, unergründlich, wie zwei Brunnen, in deren Tiefe man nichts als das eigene, verzerrte Spiegelbild erblickt. Paapis, so nannte er sich, ein Priester, der – wie er in Worten sprach, die mehr verbargen, als sie enthüllten – landflüchtig und mittellos und mit Elend überhäuft aus seiner Heimat hatte fliehen müssen, von Feinden gehetzt, die seine Heimat verwüstet hätten, deren Namen er niemals nannte.

Mein Vater, ein Mann von jenem Edelmut, der die Hilfsbedürftigen dieser Welt nicht nach ihrer Herkunft, sondern nach ihrer Not beurteilt, nahm ihn ohne Zögern auf. Wie hätte er auch ahnen können – wie hätten wir alle ahnen können –, dass wir damit ein Verhängnis unter unser eigenes Dach luden, gegen das jede Vorsicht, jede Klugheit machtlos bleiben sollte!

In den ersten Monden zeigte sich Paapis als der dankbarste aller Gäste. Er erzählte vom smaragdgrünen Band des Nils mit den Dattelpalmenhainen und den endlosen Schilfflächen. Er sprach mit Wehmut von den Feldern mit ihren Bewässerungsgräben, von den Ochsengespannen, die auch den Pflug zogen. Von Bauern, von Scharen von Kindern, von den Frauen in ihren Hütten aus Nilschlamm, die tagaus tagein Fladenbrote buken. Er beschrieb für uns die Kolossalstatuen in Ipsambul und den Pharaonen, die sie erbaut hatten. Paapis schuf Bilder mit Worten: Die Göttin Isis, die die Schwester und Gemahlin von Osiris war, und den falkenköpfigen Gott Horus, Sobek, den Nilgott mit Krokodilschädel, und die Göttin Nut, deren Leib das Himmelsgewölbe trug, dass sie allabendlich die gealterte Sonne verschlucke, um sie am nächsten Morgen als junge Sonne zu gebären. Er sprach aber auch von den Geheimnissen der ägyptischen Priesterschaft mit einer Beredsamkeit, die selbst die Gelehrtesten unter unseren Nachbarn verstummen ließ, und mein Bruder Mantinias – noch ein Knabe damals, doch von unstillbarem Wissensdurst – hing an seinen Lippen wie ein Ertrinkender an einem Rettungsseil. Er fachsimpelte mit dem Vater über Astrologie und wollte genau wissen, wann wir geboren, und sogar, wann wir gezeugt worden waren, um ein genaues Horoskop zu erstellen. Er behauptete sogar, er könne manches in unserer Zukunft zum Guten wenden. Ich gestehe, Deinias, dass auch ich mich seinem Bann nicht ganz zu entziehen vermochte, obgleich mir, tief in meinem Innersten, von Anfang an ein Gefühl des Unbehagens blieb, das ich mit keinem Verstandesgrund zu rechtfertigen wusste.

Doch wie das Gift, das man in kleinsten Tropfen einem Weine beimischt, seine Wirkung erst entfaltet, wenn es zu spät ist, ihm zu entrinnen, so verhielt es sich auch mit der Gegenwart dieses Mannes in unserem Haus. Kaum ein Mond verging seither, ohne dass nicht ein neues Übel über unsere Familie hereinbrach: Eine Sklavin, Myrto, treu ergeben seit Jahren, erkrankte über Nacht an

einem Leiden, das kein Arzt zu deuten wusste, sie verlor ihre Stimme, um dann ganz plötzlich zu sterben; ein Feuer, dessen Ursprung niemand fand, verzehrte den halben Kornspeicher meines Vaters; ja, selbst das Wetter, so schien es mir in meiner kindlichen Furcht, wandte sich gegen uns, sobald Paapis unter freiem Himmel wandelte.

Nicht, Deinias, dass ich damals schon die volle Wahrheit erkannte – wie hätte ein Kind auch die dunklen Künste eines Mannes durchschauen sollen, der sein ganzes Leben dem Studium eben jener Künste gewidmet hatte? Doch nun weiß ich: Von jener Nacht an, da Paapis zum ersten Mal die Schwelle unseres Hauses überschritt, war unser Schicksal – meines, das meines Bruders, ja das unserer ganzen Familie – nicht mehr das unsere. Es gehörte fortan einem finsteren Plan, dessen Ausmaß wir erst erahnen sollten, als es bereits zu spät war, ihm zu entkommen.

Was sich in jener verhängnisvollen Nacht zutrug, da Mantinias und ich, von den besten Absichten geleitet und doch von einer Ahnungslosigkeit getrieben, die mich noch heute mit Grauen erfüllt, unseren eigenen Eltern jenen Trank reichten, der sie in den Schlaf des vermeintlichen Todes sinken ließ – das, Deinias, ist eine Geschichte, die ich dir nicht erzählen kann, ohne dass meine Stimme zittert. Doch erzählen muss ich sie, denn ohne sie verstehst du nicht, warum zwei junge Menschen, unschuldig und doch von der schwersten aller Schulden beladen, zu fliehen gezwungen waren – bis an die Enden der Erde, bis nach Thule.

Dritter Teil – Derkyllis' Geschichte: Schuld

Kapitel 9 – Der Schlaf, der wie der Tod aussieht

(Erzählebene: Derkyllis berichtet dem Deinias)

Höre nun, Deinias, was ich dir bislang verschwiegen habe, denn kein Ohr sollte davon erfahren, ehe ich nicht sicher war, dass es mich nicht verachten würde für das, was ich getan habe. Doch du hast ein Recht darauf, die ganze Wahrheit zu kennen, bevor du weiter mit mir gehst – und so will ich sie dir geben, ohne etwas zu meinem Vorteil zu verschweigen.

Ich sehe Paapis noch vor mir, wie er dort stand: ein hochgewachsener Mann mit dem dunklen Blick eines Menschen, der mehr gesehen hat, als ein Mensch ertragen sollte, gehüllt in die Gewänder Ägyptens, mit Zeichen bestickt, die keiner von uns zu lesen vermochte. Er war ein eindrucksvoller Mann, der bald alle für sich einnahm, besonders die Frauen – wir wussten nicht, mein Deinias, dass wir damit ein Verhängnis in unsere Mitte holten, wie man einen schlafenden Skorpion in sein Gewand steckt, ohne ihn zu sehen.

Dankbar, ja unterwürfig fast, verhielt er sich auch meinem Bruder und mir gegenüber. Er sprach zu uns von den Geheimnissen seines Landes, von Kräutern, die heilen, und solchen, die den Schlaf bringen, der dem Tod gleicht und doch nicht der Tod selbst ist. Ich gebe zu: Ich hörte ihm gerne zu, und auch mein Bruder, der von Natur aus ein wissbegieriger Geist war, ließ sich von seinen Reden gefangen nehmen wie ein Vogel vom Netz des Vogelstellers. Doch bald schon – und ich weiß bis heute nicht, wodurch wir sein Wohlwollen verloren – hatte ich das Gefühl, dass sich seine Freundlichkeit in etwas Kälteres, Berechnenderes wandelte.

Myrto versuchte mich zu warnen. Sie war zu unser aller Kümmernis stumm und schließlich bettlägerig geworden. Ich besuchte sie, und sie machte Zeichen, dass sie etwas aufschreiben wolle. Höre also, was mir damals in den Sinn kam: Ich nahm ein Diptychon, eine zweiflügelige Wachstafel von der Art, wie wir sie als Schüler zum Unterricht mitbrachten, und gab sie Myrto. „Auch wenn du mir sonst nichts mehr sagen kannst“, sprach ich, „so schreibe wenigstens hier auf, was du sagen möchtest. Ich aber werde es lesen und dadurch erfahren, was du mir mitteilen willst.“ Das kleine, früher sehr schöne Dienstmädchen freute sich; denn an ihrem Gesicht war deutlich zu erkennen, dass sie sogleich darüber nachdachte, was sie mir unbedingt mitteilen sollte.

Myrto schrieb, wie Paapis mit Gewalt und Überredung ihr Bettgenosse geworden sei, aber es sei ihr immer schlechter gegangen; Paapis sei nun der Liebhaber der Amme Banitu, der dasselbe Schicksal wie ihr, Myrto, bevorstehe; als sie gedroht habe, die Amme Banitu zu warnen, habe er sie, Myrto, mißhandelt, und deswegen sei sie stumm geworden.

Deshalb schrieb Myrto diesen Brief, um die Amme vor Paapis zu warnen, den ich überbringen sollte. Ich las den Brief, worin auch meine Mutter und ich gewarnt wurden: Wenn Paapis erst einmal Gewalt über uns habe, werde er uns übles antun. Sowohl meine Mutter als auch die Amme waren empört über den Brief, der lediglich ein Zeugnis von Myrtos schlechtem Gesundheitszustand sei. Ich ließ es dabei bewenden. Heute weiß ich, dass das ein sehr schwerer Fehler war.

Unser Vater schimpfte mich sogar aus: Ich dürfe den Paapis nicht mit einem Scharlatan wie dem Chaldäer namens Diophanes gleichsetzen. Der versetze bekanntlich die ganze Stadt mit seinen wunderbaren Antworten in Verwirrung und schließe den Leuten die Geheimnisse des Schicksals für Geld auf. Er wisse angeblich auf ein Haar anzugeben, welcher Tag das eheliche Band am festesten knüpfe, welcher den Grund der Stadtmauern verewige, welcher dem Kaufmann vorteilhaft, welcher den Reisenden zu Lande und zu Wasser glücklich sei. Und wenn das zu wenig einbringe, verkaufe er alten Weibern Mittel gegen Gliedersucht und Warzen. So einer, der wollüstig dem Golde ergeben sei, was er den Blöden durch Lug und Trug abgenommen habe, könne gewiss auch nicht seine Finger vom Hauspersonal lassen. Paapis dagegen habe so oft schon seinen edlen Charakter und seine überragende Bildung bewiesen. Er würde Myrto sogar bestrafen, wenn er nicht so viel Mitleid mit ihr hätte.

Wenige Tage darauf ging es Myrto schlechter. Da sonst niemand Zeit fand, blieb ich bei ihr. Sie freute sich darüber, machte aber zugleich eine abwehrende Handbewegung, als wollte sie sagen: Komm nicht zu nahe! Ich versuchte, ihr immer wieder etwas Tee einzuflößen; schlief selbst etwas zwischendurch, um auch in der Nacht meine Krankenwache halten zu können. Gegen Abend erkannte ich in ihrem Gesicht das unaufhaltsame Ende, so grau und welk war es schon. Ich ging kurz hinaus, um die Abendluft zu genießen. Später begann Myrto sich im Bett aufzubäumen. Sie machte ein böses Gesicht, öffnete den Mund, als wollte sie schreien, aber keinen Laut brachte sie heraus. Dann wieder sah mich Myrto freundlich an, versuchte wohl, mir etwas zu sagen, ich beugte mich über sie, aber es war eigentlich nichts zu verstehen; eigentlich, später dachte ich für mich, ‚er will dich, er braucht dich‘ gehört zu haben. Die Lippen wurden plötzlich schwarz, und die Zunge schwoll an, woran sie zu ersticken drohte. Ich benetzte die Lippen mit Wasser, um ihr etwas Erleichterung zu verschaffen. In den frühen Morgenstunden starb sie. Ein letztes Mal öffnete sie weit den Mund, ein stummer Schrei, dann war es ausgestanden. Ich wusch mich und ging zur Mutter, um ihr alles zu erzählen. Zunächst vermochte ich nicht zu sprechen. Ich flüchtete mich in

die Arme meiner Mutter und weinte die Tränen, die ich eine ganze Nacht lang zurückgehalten hatte. Als ich mich endlich erklären konnte, machte die mir Vorwürfe, dass ich nicht Hilfe geholt hätte, dass es sich für eine junge Frau meines Standes nicht zieme, bei einer sterbenden Magd Krankenwache zu halten. Das ließ mich fortan schweigen.

Dennoch trieb mich mein Gewissen dazu, noch einmal mit der Amme namens Banitu zu sprechen, die Paapis zu seiner neuen Bettgenossin gemacht hatte. Wieder war sie empört, sprach von falschen Verdächtigungen und zeigte mir sogar stolz einen Brief, den ihr Paapis geschrieben hatte, obwohl sie nicht richtig lesen konnte. Sie bat mich, ihn ihr vorzulesen. Der Brief hatte folgenden Inhalt: Er begann mit ihren Haaren, die sich nicht entscheiden konnten, ob sie dunkelbraun oder schwarz sein wollten. Ihre Stirn sei klarer als der Morgenhimmel, ihre Augen seien grün wie das Meer, ihre Augenbrauen glichen dem schwarzen Holz, aus dem man Kämme schnitzt. Milch und Alabaster müssten vor der Farbe ihrer Wangen erblassen. Ihre Zähne verglich er mit Perlenschnüren, ihre Lippen mit Granatblüten. Einen großen Lobgesang stimmte er auf ihre Hände an. Er pries jeden Finger, jeden Nagel und vor allem das, was ihre Hände an ihm taten. Ihre Stimme gliche dem verliebten Gurren einer Taube. Dann kam er zu ihrem Busen. Von ihm wusste er Wunder zu melden: Zwei Granatäpfel seien dort, und ihre vollen Brüste seien ebenso fest wie diese. Zum Schluss schrieb er von ihrer Scham. Aus ihr ströme ein Duft wie kostbarer Balsam, und die Härchen darum seien zart wie das Fell neugeborener Lämmer. Von der Kehrseite wolle er schweigen; doch auch sie sei rund wie der volle Mond, und selbst der verborgene Eingang sei vollkommen schön. Schließlich dankte er ihr für die köstlichen Gaben, die sie ihm aus ihrem verborgensten Schatz geschenkt habe.

Wenn Paapis so mit Banitu sprechen konnte, dann war sie für mich verloren. Eine Frau, die einen solchen Brief als Liebesbeweis las, ließ sich nicht von einer Warnung überzeugen. Eine liebesverrückte Banitu war für mich bis dahin unvorstellbar gewesen. Myrto hatte mir mitgeteilt, dass Paapis durch Gewalt und Überredung ihr Bettgenosse geworden war. Gewalt konnte ich mir bei Banitu nicht vorstellen. Ich kannte ihren Körper, ich hatte die Schwielen und die Narben von Peitschenhieben auf ihrem Rücken und vor allem auf ihrem verwüsteten Gesäß gesehen. Im Bad hatte sie mir erzählt, dass die Narben immer noch schmerzten. War das ihre wunderschöne Kehrseite?

Sie war in unser Haus gekommen, als mein Bruder Mantinias mannbar geworden war und seine männlichen Begierden nicht mehr beherrschen konnte. Er belästigte sogar Myrto, die von klein auf seine Amme gewesen war. Da kaufte unser Vater die starke Banitu, die für ihre Aufsässigkeit schwer geschlagen worden war. Sie war keine richtige Amme, sollte sich aber um Mantinias kümmern. Als meine Mutter und ich bemerkten, dass uns Mantinias nackt im Bad beobachtete, bat unsere Mutter Banitu, sich noch mehr um Mantinias zu kümmern. Es half. Mantinias wurde ruhiger.

Banitu, die so oft geschlagen worden war, würde die sich mit Gewalt von dem Ägypter zwingen lassen? Aber da war etwas in ihren Augen und in ihrer Stimme. Sie war verrückt nach Paapis. Oder war ich zu misstrauisch? Mantinias hing an Paapis’ Lippen, meine Eltern ließen nichts auf ihn kommen. Banitu schien es zu genießen, die Bettgenossin des Priesters zu sein. Das Unheil nahm seinen Lauf.

Es war Mantinias, der zuerst auf den Gedanken kam, unseren Eltern zu helfen, deren Kräfte in jenen Wochen zu schwinden begannen wie eine Fackel, die man zu lange brennen lässt. Er hatte von Paapis selbst gelernt – Ironie des Schicksals! – ein Trank, der neue Kraft schenken sollte, ein

Elixier, gebraut aus Wurzeln, die nur in mondlosen Nächten gesammelt werden dürfen. In bester Absicht, Deinias, das schwöre ich dir bei allen Göttern, die über uns wachen, bereiteten wir diesen Trank und reichten ihn unseren Eltern, in der festen Überzeugung, ihnen Genesung zu bringen.

Was dann geschah, werde ich bis an mein Lebensende nicht vergessen können. Kaum hatten sie den Trank berührt mit ihren Lippen, sanken beide zurück in ihre Lager, als hätte eine unsichtbare Faust sie niedergeschlagen. Ihr Atem wurde so leise, dass ich mein Ohr an ihre Brust legen musste, um überhaupt ein Zeichen von Leben zu erhaschen; ihre Haut war mürbe und welk, nahm eine Blässe an, wie ich sie nur an den Toten gesehen hatte, die man zur letzten Ruhe bettet. Ich schrie auf – ich erinnere mich noch an den Klang meiner eigenen Stimme, fremd und schrill in der Stille des Hauses –, und Mantinias stürzte an mein Lager, bleich wie unsere Eltern selbst, und in seinen Augen las ich dasselbe Entsetzen, das mein eigenes Herz zerriss.

Wir weckten Paapis, baten ihn verzweifelt: „Du sollst uns die Geister der lieben Verstorbenen aus der Unterwelt zurückrufen und diese Körper auf einen Augenblick wieder beleben!“ Alles vergebens. Paapis schien untröstlich und stellte uns unsere Lage dar: Wir, die wir Rettung gebracht zu haben glaubten, standen nun als Mörder unserer eigenen Eltern da – so, jedenfalls, erschien es in jener schrecklichen Stunde. Kein Arzt in ganz Tyros hätte uns von diesem Verdacht befreien können, selbst wenn wir gewagt hätten, einen zu rufen; und die Furcht vor der Rache des Gesetzes lähmte uns nicht minder als der Schmerz über das vermeintlich verlorene Leben derer, die uns das eigene gegeben hatten.

So blieb uns, das wiederholte Paapis immer wieder, nur eines: die Flucht. Wie ein Befehl trieb uns dieses Wort an: Flucht, flüchten, flüchtet. Noch in derselben Nacht, ehe die ersten Nachbarn erwachen und unsere Tat entdecken konnten, rafften wir zusammen, was wir für die Flucht brauchten, warfen einen letzten Blick auf die reglosen Gestalten unserer Eltern – ein Bild, Deinias, das mich seither auf jeder Parasange meiner Irrfahrt begleitet hat wie ein gespenstischer Schatten, der sich nicht abschütteln lässt – und verließen das Haus, in dem wir aufgewachsen waren, um es, wie wir damals glaubten, nie wieder zu betreten. Wir verließen auch die Stadt, die meiner Familie so lange Sicherheit geboten hatte. Paapis versprach uns, für alles zu sorgen und sich auch um die sterblichen Überreste unserer Eltern zu kümmern.

Was aus jener Nacht wurde, welche Länder wir durchmaßen und welchen Schrecken wir noch begegnen sollten, ehe das Schicksal uns lehrte, dass nicht jeder Schlaf, der dem Tod gleicht, auch der Tod selbst ist – das, mein Deinias, sollst du in der Nacht erfahren, die dieser folgt. Denn die Geschichte einer Schuld, einmal begonnen zu erzählen, verlangt danach, bis zu ihrem Ende erzählt zu werden.

Kapitel 10 – Rhodos, Kreta, die Tyrrhener, die Kimmerier

(Erzählebene: Derkyllis berichtet dem Deinias)

Ich werde dir, Deinias, erzählen, was aus meinem Bruder und mir wurde, nachdem wir aus dem Haus unserer Väter geflohen waren, mit dem Bild unserer toten Eltern vor Augen und dem Glauben im Herzen, wir hätten sie ermordet. Kein Fluch, den je ein Priester über einen Sterblichen gesprochen hat, wiegt schwerer als der, den ein Mensch sich selbst auferlegt, und diesen Fluch

trugen Mantinias und ich von Tyros aus über drei Meere und durch die Länder vieler fremder Völker.

Tags war da dieses Gefühl des Gehetztseins. Nachts ließ mich die Verzweiflung nicht schlafen, ich lag mit knirschenden Zähnen, geballten Fäusten und gefangen in einer Mischung aus Schuld und Wut, Angst und Reue. War es möglich, das Geschehene ungeschehen zu machen? War es möglich, die Eltern zurückzuholen? War es möglich, uns zu entsühnen?

Paapis schickte uns nach Rhodos. Dort hatte er einen Freund, dier uns aufnahm, doch kaum waren wir an Land gegangen, da merkten wir, dass wir in Wirklichkeit Gefangene waren. Wir wurden in zwei Kellerräume gesperrt und konnten kaum miteinander sprechen. Bald wussten wir nicht mehr, ob Tag oder Nacht war. Wenn wir fragten, hieß es immer nur: Paapis kommt bald. Es gab nur wenig zu essen, und das Wasser hatte einen metallischen Geschmack. Wir wurden schwächer. Wir verabredeten, nichts mehr zu essen und so wenig wie möglich zu trinken. Da lebten wir auf. Als der Freund von Paapis Mantinias einen Napf mit Brei in die Zelle stellte, schlug mein Bruder jenen nieder, sperrte ihn ein und befreite mich. Wir nahmen unser Gepäck und alle Münzen, die wir finden konnten. Im Hafen bestiegen wir ein Schiff nach Kreta.

Voller Bitterkeit sagte ich zu Mantinias etwas, das Myrto so manches Mal ausgesprochen hatte: Begreife, dass die klugen Alten nicht ohne Grund das Glück blind und völlig augenlos gebildet; da es mit seiner Gunst nur immer gegen böse und unwürdige Leute verschwenderisch ist, nie mit Beurteilung unter den Menschen eine Wahl trifft, vielmehr die am meisten vorzieht, vor denen es selbst laufen würde, wenn es sie sehen könnte.

So segelten wir nach Kreta, jener uralten Insel, deren Berge man schon von Weitem für die Wächter eines vergessenen Königreichs halten mag. Mich hatte in der Zelle immer ein und derselbe Satz geplagt: Man kann der eigenen Schuld nicht entrinnen, indem man ihr davonläuft, man kann sie nur an einen anderen Ort mitnehmen. Ich erinnere mich, wie mein Bruder auf dem Vorderdeck stand, die Fäuste um das Tauwerk geschlossen, und in die Gischt hineinsprach, als könnte das Meer selbst ihm die Sühne nennen, die er leisten sollte. Das Meer mit all seinen Wellen konnte das nicht. Nichts, was ich bislang gesehen hatte, konnte das. Wenn ich mit Mantinias sprechen wollte, wiederholte der meist, Myrto hätte uns ja gewarnt, wir hätten es ahnen müssen, aber äußerste Dummheit und Blödheit hätten ihn geblendet. Dazu kam die Gewissheit, dass Paapis etwas gegen uns im Schilde führte. Auch vor ihm mussten wir nun fliehen.

Wir gingen in Amnisos an Land, dem Hafen von Knossos an der Nordküste. Ich glaubte, auf dem Kai zwei Männer gesehen, deren Gesichter mir aus dem Haus des Paapis auf Rhodos bekannt vorkamen. Ich stieß Mantinias an, und der nickte. Gerade, als wir wegrennen wollten, ergriff ein Bube meine Hand und fing an, mich wegzuziehen. Er sagte: „Ich zeige euch, wo man gut essen kann.“ Wir ließen ihn gewähren, niemand kam uns nach. Wir erreichten eine rußgeschwärzte Garküche, ein mageireion, halb unter freiem Himmel. Auf einem roh gefügten Herd glühte ein Holzkohlenfeuer. Der Junge wies uns einen Platz an einem wackligen Tisch zu. Es gab Oliven, Bohnen, in Öl ausgebackene Eier, geröstetes Ziegenfleisch und Brot. Eine Zeit der Ruhe, der Sättigung und Erholung. Nachdem wir bezahlt hatten, führte der Bube uns zu einem Schiff, das gerade ablegen wollte.

Von Kreta trieb uns das Schicksal – oder eher die Furcht, erkannt zu werden von Paapis' Schergen – wieder aufs Meer. Unser Schiff wurde von Seeräubern aufgebracht, die Mantinias und mich zu den anderen Gefangenen unter Deck sperrten. Dann brach ein Sturm über uns herein, der das Schiff regelrecht zertrümmerte. Auf einem Wrackteil kam ich zu mir mit zwei Männern, Keryllos und Astraios. Es war Keryllos, der mir das Leben rettete, der sich um mich sorgte. Astraios war fast tot. Wir hatten Glück: Ein Handelsfahrer, der zum Vesuv unterwegs war, nahm uns mit. Was meinen Bruder Mantinias anging, wagte ich kaum zu hoffen, dass er überlebt hatte.

So wie Astraios schwebte ich zwischen Leben und Tod. Wenn ich dem Leben näher war, glaubte ich zu träumen; wenn ich dem Tod näher war, umfing mich tiefste Schwärze. Im Traum sah ich braune, freundliche Augen, die immer näher kamen; in meinem Traum fühlte ich Hände, die mir gut taten; in meinem Traum schien ein Gesicht auf mich herab; in meinem Traum wurden meine Lippen zärtlich mit Wasser benetzt; in meinem Traum lächelten meine Lippen. Als ich wieder zu mir kam, waren Keryllos' Lippen ganz nah. Unwillkürlich küsste ich sie, und bis in mein Innerstes drang dieses Glücksgefühl. Mein Kopf ruhte in seinem Schoß, wir beide sprachen kein Wort. Neben dem Durst in meiner Kehle spürte ich die Trunkenheit der Liebe und den Ruf des Lebens.

So wurde Keryllos mein Geliebter, trotz seines rauen Charakters: Sein Blick war finster und seine Stimme barsch – anderen gegenüber. Er stand etwa im vierzigsten Lebensjahr. Was Keryllos mir von seiner Herkunft und Heimat erzählte, blieb bruchstückhaft, blass: Massilia, Gefangenschaft bei den Phöniziern, der er knapp entronnen war, ein Vater, den er sehr verehrte, und eine Mutter, die keine Griechin war, sondern eine Keltin aus dem Hinterland Massilias. Er vermied es sogar, ihren Namen zu nennen. Ich konnte nicht glauben, dass er sich nicht mehr an den Namen der eigenen Mutter erinnern konnte. Schämte er sich etwas seiner Mutter, weil sie eine Barbarin war? Diese Verschlossenheit sagte mir, dass Keryllos Teile seines Lebens vergessen wollte, ob aus Not oder aus Verzweiflung, das wusste ich nicht.

Die Besatzung, das waren Tyrrhener, jenes seefahrende Volk im fernen Westen, dessen Sprache mir so fremd in den Ohren klang wie das Knirschen von Eis. Ich will nicht verhehlen, Deinias, dass ich in jenen Tagen manche Nacht wach lag und mich fragte, ob diese Flucht überhaupt jemals enden werde, ob es irgendwo auf dieser weiten Erde einen Ort gebe, an dem ein Mensch mit einer solchen Bürde noch aufrecht gehen könne. Und die Tyrrhener sollten uns an die Schwelle von etwas weit Furchtbarerem und zugleich Größerem bringen, als ich es mir hatte träumen lassen.

Denn von Parthenope und Neapolis führte uns der Weg – ich zögere fast, es auszusprechen – in das Land der Kimmerier. Wir waren vor Tau und Tag aufgebrochen. Astraios weigerte sich, weiterzugehen; er wollte das Gebiet der Kimmerier nicht betreten. Er werde auf uns warten. Wir ließen ihn in einem kleinen Tal zurück, wo es eine klare Quelle gab mit einem glitzernden Wasserbecken und schattenspendende Bäume. Wir sammelten trockenes Reisig und machten ein Feuer. Keryllos fing zwei Hasen, die Astraios für uns braten sollte. Wir wollten am späten Nachmittag zurück sein.

Wer von den Kimmeriern nur aus den Erzählungen der Dichter weiß, der stellt sich vielleicht ein Reitervolk der Steppen vor, wie es die Perser fürchten. Doch das Volk, zu dem wir gelangten, hauste tief im Innern der Erde, in Höhlen, die sich wie die Adern eines schlafenden Titanen unter den Hügeln hinzogen, und ihr Land lag, wie ich bald erkennen sollte, am Ufer eines Sees, über dem eine ewige, schwefeldunstige Dämmerung lastete – des Avernersees bei Kyme, von dem die Alten sagen,

dass kein Vogel ihn im Fluge zu überqueren wage, ohne tot herabzustürzen. Ich hielt diese Geschichte für eine der vielen Übertreibungen, mit denen Reisende ihre Abenteuer schmücken. Ich sollte eines Besseren – und eines Schrecklicheren – belehrt werden.

Als wir jenen bleiernen See zum ersten Mal erblickten, mein Geliebter Keryllos und ich, Hand in Hand wie zwei Kinder, die sich vor der eigenen Kühnheit fürchten, da war es mir, als spüre ich einen kalten Atem aus der Tiefe der Erde selbst, einen Hauch, der nicht von diesem Sonnenlicht stammte, das anderswo über den Feldern der Menschen liegt. Die Kimmerier, die uns entgegentraten, blass wie Wesen, die das Tageslicht seit Generationen mieden, sahen uns an, als läsen sie in unseren Gesichtern mehr, als wir selbst von uns wussten. Und einer von ihnen, ein Alter mit Augen wie erloschene Kohlen, sprach zu mir Worte, die mir das Blut erstarren ließen: dass hier, an diesem Ort, die Pforte liege, durch die man zu den Toten hinabsteige – und dass, wer eine ungesühnte Schuld mit sich trage, von dieser Pforte angezogen werde wie das Eisen vom Eisenstein.

Ich wusste in diesem Augenblick, Deinias, dass wir nicht durch Zufall an diesen finsteren Ort gelangt waren. Etwas – ein Schicksal, ein Gott, oder vielleicht nur das unerbittliche Gewicht der eigenen Tat – hatte uns hierher geführt, an die Schwelle der Unterwelt selbst. Und wenn du mich fragst, ob ich in jenem Moment Furcht empfand, so sage ich dir: Ja, mehr Furcht, als ich seit dem Tag empfunden hatte, an dem ich glaubte, meine Eltern getötet zu haben. Doch mehr noch als die Furcht trieb mich die Gewissheit, dass ich, sollte es einen Weg zur Sühne geben, ihn nur finden würde, wenn ich den Mut aufbrächte, selbst hinabzusteigen in jenes Reich, vor dem sich selbst die Vögel des Himmels fürchten.

Was ich dort fand, will ich dir in der kommenden Nacht berichten.

Kapitel 11 – Der Eingang des Hades

(Erzählebene: Derkyllis berichtet dem Deinias)

Höre mich an, Deinias, denn was ich dir nun erzähle, würde ich selbst keinem Fremden glauben, hätte ich es nicht mit meinen eigenen Augen gesehen und mit meinen eigenen Füßen durchmessen.

Wir waren, Keryllos und ich, tief ins Land der Kimmerier vorgedrungen, jenes finsteren Volkes, das in Höhlen haust und das Sonnenlicht scheut wie Eis das Feuer. Kein Sonnenstrahl, so schien es mir, hatte diesen Boden je berührt; ein ewiges Zwielicht lag über den Hügeln, grau und schwer wie ein nasses Tuch, und die Luft selbst roch nach Schwefel und nach etwas Älterem noch als Schwefel. Ich hatte mir kein Land vorstellen können, das die oberen Götter so sehr vergessen zu haben schienen, und noch weniger eines, das sich so unverhohlen dem Reich der Toten anzudienen schien wie dieses.

Es war Keryllos, der zuerst den See erblickte, schwarz, reglos und undurchdringlich, ein bodenloser Schlund, von dem die Kimmerier flüsternd behaupteten, sein Grund reiche hinab bis in die Unterwelt selbst. Ein vernünftiger Mensch, Deinias, wäre umgekehrt. Doch ich hatte seit dem Unglück meiner Eltern gelernt, dass Furcht ein schlechter Führer ist, wenn man nach Wahrheit sucht – und Wahrheit war es, die ich suchte, mehr noch als einen Weg nach Hause. Keryllos konnte

nicht mehr weiter; er sagte: Etwas ziehe ihn hinunter, aber zugleich verliere er immer mehr Kraft. Er bewies mir seine Liebe, indem er auf mich wartete.

So folgte ich einem schmalen Pfad, der sich zwischen zerklüfteten Felsen hinabwand, tiefer und tiefer, bis das letzte Grau des Himmels hinter mir verschwand und mich nur noch das trübe Glimmen unterirdischer Feuer umgab. Ich gestehe, dass mein Herz schneller schlug, als es einer Tochter aus gutem tyrischem Hause geziemt hätte – doch was blieb mir, als weiterzugehen? Hinter mir lag nur die Anklage für eine Tat, die ich nicht begangen zu haben glaubte, aber begangen zu haben fürchtete; vor mir lag, was auch immer die Unterwelt für mich bereithielt. Ich wählte, was vor mir lag.

Ich zwängte mich durch eine enge Höhle hindurch, die hinabführte in eine wesentlich größere Höhle, von deren Decke dicht an dicht die Fledermäuse herabhingen; der Boden war völlig mit deren Dung bedeckt. Ein unbeschreiblich übler Gestank erfüllte die Höhlung, ich bekam kaum Luft. Aber ich kam durch, die Luft wurde besser, und ich füllte meine Lungen, ohne die Angst, ersticken zu müssen. Und dann, Deinias, stand ich vor dem Tor.

Kein Tor aus Erz, keines mit Wächtern aus den Sagen der Dichter, sondern ein Riss im Fels selbst, aus dem ein Atem drang, kälter als jeder Wind, den ich je gespürt hatte, und doch – ich kann es nicht anders sagen – von einer Art Leben durchzogen, als ströme dort unten etwas, das weder tot noch lebendig war. Ich glaubte, einen stechenden Geruch zu spüren. Mir war danach, mich umzudrehen und wegzulaufen, aber meine Beine verweigerten sich meinem Willen. Ich konnte nicht anders, ich musste näher treten, die Fackel erhoben, mein Atem stockte, und aus dem Dunkel löste sich eine Gestalt.

Ich erkannte sie, ehe sie ein Wort gesprochen hatte. Es war Myrto – Myrto, die Dienerin meines Vaters, die gestorben war, Opfer des Paapis, und die ich mit eigenen Händen hatte bestatten helfen. Und doch stand sie nun vor mir, nicht als grauenvolles Trugbild, sondern mit derselben stillen Güte in den Zügen, die sie zu Lebzeiten immer für mich gehabt hatte.

„Fürchte dich nicht, Kind“, sprach sie, und ihre Stimme klang, als komme sie von sehr weit her und doch von ganz nah. „Du bist weiter gekommen als die meisten Sterblichen es wagen, und weiter, als es dir noch lange vergönnt sein wird. Höre, was ich dir zu sagen habe, ehe die Pforte sich wieder schließt.“

Deinias, bei all den Göttern, die über uns wachen und die vielleicht auch über jenes Land unter der Erde wachen: Was Myrto mir in jener Stunde offenbarte – von den Wegen der Seelen, von den Toren, die zwischen den Welten liegen, und von dem, was einen Menschen erwartet, der die Grenze überschreitet, ohne dass sein Herz bereit dazu ist –, das hat mich seither nie wieder verlassen. Es war, als hätte man mir einen zweiten Blick geschenkt, mit dem ich seither auf alles Sichtbare sehe: dass hinter ihm ein Unsichtbares liegt, geduldig wartend, nicht feindlich, nur wartend.

Als ich schließlich wieder hinaufstieg zu Keryllos, der oben in wachsender Angst um mich ausharrte, war ich, äußerlich betrachtet, dieselbe geblieben, als die ich hinabgestiegen war. Doch du, Deinias, der du mich jetzt vor dir siehst, weißt so gut wie ich: Wer einmal an der Schwelle des Hades gestanden und mit den Toten gesprochen hat, kehrt niemals ganz zurück in die Welt der Lebenden. Zusammen stiegen Keryllos und ich weiter hinauf, genossen den dunklen kühlen Wind

der heraufziehenden Dämmerung und kehrten zu Astraios, der es tatsächlich geschafft hatte, uns ein Abendessen zu bereiten.

Kapitel 12 – Das Grab der Sirene

(Erzählebene: Derkyllis berichtet dem Deinias)

Ich will dir, Deinias, von dem erzählen, was Keryllos, Astraios und mich erwartete, als ich aus den finsteren Hallen des Hades wieder ans Licht der Sonne emporgestiegen war und wir die Gefilde des Avernersees verließen – denn was ich dort unten gesehen hatte, war nichts gegen das, was mir noch bevorstand, und ich schwöre dir bei den göttlichen Mächten, die über diese Welt und die andere wachen, dass ich in jenem Augenblick glaubte, das Schlimmste läge hinter mir. Ich irrte mich gewaltig.

Drei Tage und drei Nächte waren wir gewandert, seit Myrto, die tote Dienerin, mir die Geheimnisse der unteren Welten enthüllt hatte, drei Tage, in denen die Erinnerung an jene Schatten schwerer auf meiner Seele lastete als jede Bürde, die ein sterblicher Leib zu tragen vermag. Wir gingen über felsigen Grund. Nur wenigen Pflanzen gelang es, hier Wurzeln zu schlagen. Unter einem einsamen Baum fanden wir einen runden Steintisch, der dort seit Anbeginn der Zeit zu stehen schien. Wir rasteten im Schatten des Baumes, aßen vom Tisch und setzten unseren Weg fort. Unsere Stimmen verhallten im felsigen Nichts. Da, an einem Vorgebirge, bar aller Vegetation, wo das Meer sich mit einer Wildheit gegen die Felsen warf, wie ich sie seit meiner Flucht aus Tyros nicht mehr erlebt hatte, erblickten wir zum ersten Mal jenes Grab, von dem noch seit jeher die Schiffer jener Küste mit gedämpfter Stimme sprechen.

Es war kein Grab, wie Menschen es errichten. Aus dem nackten Fels selbst schien es gewachsen, uralt und doch von einer schrecklichen Schönheit, aus dem ein Gesang ertönen soll, den kein sterbliches Ohr je wieder vergisst, hat es ihn einmal vernommen – denn dort, so sagt man, ruht Parthenope, die Sirene, die einst, von Verzweiflung übermannt, sich selbst dem Meer übergab, weil ein Sterblicher ihrem Lied widerstanden hatte. O Deinias, als wir uns jenem Ort näherten, war da zuerst nur die Stille des Todes, dann vernahmen wir zunächst ein leises, undeutliches Stöhnen aus den Tiefen der Erde; es war, als riefe eine Stimme aus vergangenen Jahrtausenden nach uns, wispernd zuerst, schließlich drängender, bis Astraios – der sonst der Besonnenste von uns dreien war – die Hände über die Ohren schlug und mir zurief, wir sollten umkehren, solange es noch Zeit war.

Keryllos aber, tapfer wie eh und je, wollte nicht weichen. „Was ist ein Lied gegen einen Mann, der dem Hades selbst ins Antlitz geschaut hat?“, rief er und trat, das Schwert in der Faust, näher an den Fels heran, als hätte er es mit einem sterblichen Gegner zu tun und nicht mit einem Zauber, der älter war als jede Klinge. Ich packte ihn am Arm, doch schon hatte der Gesang ihn ergriffen; seine Augen wurden starr, sein Schritt schwankend, und einen Herzschlag lang glaubte ich, ihn für immer an jene singende Stimme aus dem Fels zu verlieren, anders als einst jener Sterbliche, dessen Standhaftigkeit Parthenope in den Tod trieb. Wer weiß, vielleicht war das Odysseus gewesen.

Dann hörte auch ich die heimlich singende Stimme: Sie war eine Mischung; da war das warm ausstrahlende Schlaflied der Mutter, da war die liebkosende Stimme eines jungen Geliebten, da war,

ganz sanft, die dunkle Stimme des Vaters, körperlose üppig weiche Stimmen, die mich einlullen und sich holen wollten. Nie wieder wollte ich mich davon trennen.

In diesem Augenblick höchster Gefahr – und glaube mir, Deinias, gerade solche Augenblicke entscheiden über Leben und Tod – griff Astraios zu seiner Flöte, auf der er gelegentlich spielte, und ließ eine Melodie erklingen, schärfer und heller als der Klagegesang aus dem Grab. Ein Wettstreit der Töne entbrannte, wie ich ihn nie zuvor gehört hatte und, so hoffe ich, auch nie wieder hören werde: das uralte Klagen der Sirene gegen die helle, trotzige Weise eines Sterblichen. Und – den Göttern sei Dank – Astraios behielt die Oberhand. Keryllos erwachte wie aus einem Traum, bleich und zitternd, doch am Leben.

Wir wandten uns von jenem Ort ab, ohne ein weiteres Wort, und erst als das Grab hinter dem Vorgebirge verschwunden war und es wieder Vegetation gab, vor allem Felsdisteln in allen Größen und traurige Meerzwiebeln, konnten wir wieder frei atmen. Der Himmel zeigte sich uns in einem kräftigen Blau. Der Übergang kam so plötzlich und unerwartet, dass ich für einen Moment glaubte, aus tiefem Wasser aufgetaucht endlich Luft holen zu können. Doch, Deinias, wisse: Wer einmal das Lied der Toten gehört hat, sei es im Hades oder an diesem Gestade, der trägt es fortan in sich, gleich einer zweiten, leiseren Stimme – und ich sollte bald erfahren, dass die Geschichte des Pythagoras, die uns Astraios in jener Nacht erzählte, um unsere Herzen von jenem Grauen abzulenken, uns weiter in die Wunder dieser Welt hineinführen würde, als ich es mir je hätte träumen lassen. Davon werde ich dir in der nächsten Nacht erzählen.

Vierter Teil – Astraios erzählt: Pythagoras

Kapitel 13 – Das Kind unter der Weißpappel

(Erzählebene 5: Astraios berichtet der Derkyllis)

Ich habe, so erzählte uns Astraios, seit ich denken kann, ein Leben geführt, das mehr den Sagen der Dichter gleicht als dem Los gewöhnlicher Sterblicher, und du, Derkyllis, die du selbst schon an Toren des Hades gestanden hast, wirst mir darum vielleicht eher Glauben schenken als ein anderer, dem ich erzählen wollte, was ich jetzt erzählen werde. Denn was ich zu berichten habe, ist die Geschichte eines Wunders – und ich selbst, so seltsam es klingen mag, bin nicht sein Held, sondern nur sein Zeuge und, wie sich zeigen wird, sein Bruder im Geiste.

Man muss zurückgehen in jene Zeit, da Mnesarchos von Samos, ein Mann von altem Blut – von tyrrhenischer Herkunft war er, aus dem Volk jener Tyrrhener, die Lemnos, Imbros und Skyros bewohnten – und noch älterem Wagemut, auf einer seiner vielen Fahrten durch die Lande jenseits des Ägäischen Meeres zog – ein Kaufmann, gewiss, doch von jenem Schlag, dem das Handeln nur Vorwand war für das eigentliche Verlangen: das Unbekannte zu sehen, ehe es einem anderen zufiel, es zu entdecken. Daher bereiste er viele Städte und Länder. So kam er, in der Dämmerung eines Tages, wie es sie seither nicht wieder gegeben hat, zu einem einsamen Hain an der Grenze eines fremden Landes, wo eine einzelne Weißpappel stand, hoch und silbern wie ein aufgerichtetes Schwert gegen den Abendhimmel.

Und dort, freundliche Derkyllis, freundlicher Keryllos – denn ich weiß, wie unglaublich euch das klingen muss, und doch schwöre ich bei den Göttern, die über Land und Meer gebieten, dass ich nur wiedergebe, was mir von Männern bezeugt wurde, die keinen Grund zur Lüge hatten –, dort lag, im letzten Licht des Tages, ein Kind. Kein gewöhnliches Kind, wie es ausgesetzt wird aus Armut oder Schande, sondern ein Geschöpf von solcher Ruhe und solchem Glanz, dass Mnesarchos, wie er später selbst erzählte, seine Zügel anhielt, ohne recht zu wissen, warum ihm auf einmal das Herz schneller schlug.

Das Kind lag auf dem Rücken, das Antlitz der sinkenden Sonne zugewandt, und – hier beginnt das eigentliche Wunder – es blinzelte nicht. Nicht einmal, als die letzten, glühenden Strahlen sich wie feurige Speere über den Horizont ins Auge des Kindes bohrten, zuckte eine Wimper, wich sein Blick. Es sah der Sonne entgegen, wie ein König seinem Thron entgegensieht, unerschrocken und mit einer Art stiller Vertrautheit, als kenne es dieses Gestirn seit Anbeginn seines Daseins besser, als es je ein Mensch gekannt hat.

Und war das schon Wunder genug, so hielt die Natur noch ein zweites bereit, nicht minder seltsam als das erste: Aus der Rinde der Weißpappel, gerade über dem Kopf des Kindes, sickerte ein Tropfen um den anderen, ein heller, honigfarbener Tau, und dieser Tau fiel nicht auf die Erde, sondern rann, als führte ihn eine unsichtbare Hand, in ein feines Röhrchen aus Schilf, das das Kind zwischen den Lippen hielt, und sog daraus, gemächlich und zufrieden, wie ein Säugling an der Brust seiner Mutter trinkt. Kein Weinen, kein Schrei nach Hilfe – nur dieses ruhige, beinahe königliche Trinken vom Saft eines Baumes, der, wie jeder Mann des Landes wusste, sonst keinem Lebewesen Nahrung spendet.

Mnesarchos, der in seinem Leben schon auf dem Schlachtfeld für seine Polis Samos gekämpft und Stürme auf offener See überstanden hatte, gestand mir später, dass ihm in jenem Augenblick zum ersten Mal in seinem Leben die Knie weich wurden – nicht aus Furcht, sondern aus einer Ehrfurcht, für die er, wie er sagte, kein Wort in seiner Sprache fand. Er stieg von seinem Wagen, kniete neben dem Kinde nieder und wagte es lange nicht, es zu berühren, aus der dunklen Ahnung heraus, dass er hier einem Wesen gegenüberstand, das den Göttern näher stand als den Menschen.

Doch die Nacht rückte heran, und mit ihr der Ruf der Vernunft, der stärker war als aller Aberglaube: Kein Kind, und sei es noch so wundersam, sollte allein in der Wildnis der Dunkelheit und ihren Gefahren überlassen bleiben. So hob Mnesarchos das Kind behutsam empor und, wie er berichtete, gab dieses keinen Laut des Widerstands von sich, sondern blickte ihn an mit Augen, in denen mehr Wissen zu liegen schien, als ein neugeborenes Wesen billigerweise besitzen dürfte, wickelte es in seinen eigenen Mantel und nahm es mit sich auf die Reise zurück nach Samos.

Dort, in der Obhut eines ehrbaren Bürgers namens Androkles, wuchs das Kind zunächst in aller Stille heran, bis Mnesarchos, dem das Schicksal dieses Findlings nicht mehr aus dem Sinn wollte, sich entschloss, es förmlich als sein eigenes anzunehmen. Er gab ihm den Namen Astraios – „der Sternhafte“ –, ein Name, der, wie ich hoffe, dir, Derkyllis, nun nicht mehr fremd klingt, denn ich selbst bin es, von dem ich rede, und ich erzähle dir nichts als das, was mir selbst, freilich aus zweiter Hand, von der Philotis und von Männern von unbezweifelbarer Ehre, überliefert worden ist.

Erzogen wurde ich fortan an der Seite der leiblichen Söhne des Mnesarchos – Eunostos, Tyrrhenos und jenes Dritten, dessen Namen die ganze bewohnte Erde noch kennen sollte, lange nachdem

unsere Abenteuer, du, Derkyllis, auch du, Keryllos, und ich in Vergessenheit geraten sein werden: Ich spreche von Pythagoras. Doch von seiner Erziehung, von den Wundern, die dieser Mann noch vollbringen sollte, und von dem seltsamen Band, das ihn und mich seither aneinander kettete wie zwei Sterne an derselben Bahn – davon, o Derkyllis, will ich vor allem dir erzählen, wenn du mir nur ein wenig länger dein geduldiges Ohr leihen willst.

Kapitel 14 – Die Erziehung des Weisen

(Erzählebene: Astraios berichtet der Derkyllis)

Ich will dir, o Derkyllis, nun erzählen, was aus dem Findelkind der weißen Pappel wurde, denn du hast mich schweigend genug angehört, ohne dass ich dir Genüge getan hätte; und was ich dir jetzt berichte, wird dir gewisslich noch wunderlicher erscheinen als alles, was du bislang von mir vernommen hast, und dennoch schwöre ich dir bei allen Göttern des Himmels und der Unterwelt, dass kein Wort davon Lüge ist.

Mnesarchos hatte den Knaben, den er in der Obhut des Bürgers Androkles auf Samos aufwachsen ließ, nicht wie ein gewöhnliches Kind erzogen, denn ein gewöhnliches Kind war er nicht, das hatten alle gesehen, die ihn je erblickt hatten, sein Auge, das ungeblendet in die Sonne zu blicken vermochte, sein Wuchs, sein Schweigen, das mehr sagte als das Geschwätz anderer Knaben. Androkles, ein Mann von scharfem Verstand und noch schärferem Blick für das, was in einem Menschen verborgen liegt, erkannte früh, dass hier kein Same auf gewöhnlichen Boden gefallen war, sondern dass etwas heranwuchs, dem die Welt selbst noch keinen Namen gegeben hatte.

Mnesarchos war so beeindruckt von der Erziehungsarbeit des Androkles, dass er auch seinen Sohn Pythagoras zu diesem schickte. So wuchsen wir eine Zeitlang zusammen auf, ich, Astraios, und Pythagoras.

Zuerst unterwies man uns in den Künsten, die jedem griechischen Knaben geziemen: im Spiel der Leier, deren Saiten nur unter Pythagoras´ Fingern einen Klang annahmen, der die Alten weinen und die Jungen verstummen ließ; im Ringkampf, in dem Pythagoras´ Körper eine Geschmeidigkeit offenbarte, als gehorchte ihm jede Sehne mit größerer Willigkeit, als es Sehnen aus Fleisch eigentlich zukommt; und in der Malkunst, in der Pythagoras Bilder schuf, die, wie mir auch andere versicherten, den Betrachter mit den Augen der dargestellten Wesen selbst anzuschauen schienen. Doch dies alles, o Derkyllis, womit mich Pythagoras weit übertraf, war nur das Vorspiel zu dem, was noch kommen sollte, so wie das erste blasse Licht des Morgens nur das Vorspiel zur Sonne selbst ist.

Denn Androkles sandte Pythagoras hinaus, kaum dass er die Schwelle des Knabenalters überschritten hatte, hinaus aus dem sicheren Samos in die Welt der Weisen, und ich, der ich damals noch nicht sein Schüler, sondern nur ein staunender Beobachter seines Weges war, will dir schildern, wie kühn dieser Weg gewesen ist. Zuerst zu Anaximander nach Milet führte man ihn, jenem Manne, der behauptet, die Erde schwebe frei im Raum, gehalten von nichts als vom Gleichgewicht der Dinge untereinander – eine Lehre, bei deren erstem Hören mir selbst der Boden unter den Füßen zu schwanken schien, so ungeheuerlich klang sie meinen Ohren. Doch der Knabe Pythagoras nahm diese Lehre auf, wie ein Schwamm das Wasser des Meeres aufnimmt, und gab

schon nach kurzer Zeit Fragen zurück, vor denen selbst Anaximander, wie man mir berichtete, das Haupt neigte.

Von dort aber ging die Reise weiter, weiter, als irgendein Grieche vor ihm gewagt hätte, dem es nicht um Handel oder Krieg, sondern einzig um Erkenntnis zu tun war. Nach Ägypten führte man ihn, wo die Priester in den Tempeln von Memphis und Theben ihm zunächst die Pforten verschlossen hielten, denn kein Fremder, so hieß es, dürfe die Geheimnisse schauen, die seit Jahrtausenden in Stein gehauen unter dem Wüstensand ruhten. Doch der Jüngling – so erzählte man mir, und ich zweifle nicht daran, denn ich habe seither Wunderlicheres von ihm mit eigenen Augen gesehen – bestand die Prüfungen, die man ihm auferlegte, mit einer Ruhe, als sei ihm der Tod selbst kein Schrecken, und die Priester öffneten ihm zuletzt jene innersten Kammern, in denen das Wissen von den Zahlen, den Sternen und der Seele der Welt gehütet wird.

Von den Ägyptern zu den Arabern, von den Arabern zu den Chaldäern, jenem Volk, das die Bahnen der Gestirne mit einer Genauigkeit berechnet, die uns Griechen wie Zauberei erscheint, obwohl es doch, wie er mir später selbst erklärte, nichts als geduldige Beobachtung und die Kraft der Zahl ist. Und von den Chaldäern endlich zu den Hebräern, deren Priester ihm von einem einzigen, unsichtbaren Gott erzählten, der ohne Bild und ohne Tempelstatue verehrt wird – eine Lehre, die ihn, wie er selbst gestand, tiefer erschütterte als alles zuvor Gehörte.

So kehrte er zurück, o Derkyllis, ein Mann geworden, beladen mit dem Wissen aller Völker, die unter der Sonne wohnen. Seine tägliche Lebensführung bestand darin, dass er alle Menschen von Ehrgeiz und eitler Ruhmsucht abgeraten hat, da diese Leidenschaften vor allem Neid hervorrufen, und dass er die Volksmengen gemieden hat.

Er selbst hat am Morgen in seinem Haus Gespräche gehalten, wobei er seine Seele mit der Lyra stimmte und einige alte Paiane des Thales sang. Danach sang er Lieder des Homer und des Hesiod, durch die er den betrübten Geist zu beruhigen pflegte.

Auch hat er Tänze ausgeführt, von denen er glaubte, dass sie dem Körper Beweglichkeit und Gesundheit verliehen. Spaziergänge unternahm er nicht in größerer Gesellschaft, sondern nur mit einem oder zwei Gefährten, und zwar in Heiligtümern und Hainen, wobei er die ruhigsten und schönsten Orte auswählte.

Ich selbst, dem das Schicksal es bestimmt hatte, ihm zu begegnen, wurde vor ihn geführt, damit er über mich richte, ob ich seiner Lehre würdig sei. Er maß mich mit einem Blick, der, wie mir schien, nicht meine Gestalt, sondern das Wesen hinter meiner Gestalt zu prüfen suchte, und legte mir Fragen vor, deren Sinn ich erst Jahre später ganz zu erfassen begann. Doch am Ende jener Prüfung, deren Einzelheiten ich dir, o Derkyllis, ein andermal berichten will, damit die Nacht uns nicht überrascht, nahm er mich als seinen Schüler an – und von jenem Tage an war mein Leben nicht mehr das eines gewöhnlichen Mannes, sondern gebunden an das Schicksal des größten Weisen, den diese Erde je hervorgebracht hat.

Einstweilen rate ich uns, hinüber nach Iberien zu gehen, wo es keine griechischen Handelsposten, aber dafür viel Unbekanntes gibt. Bestimmt könnt ihr euch dort vor der Gefahr verbergen, die euch verfolgt, und vielleicht finden wir Hinweise auf Rettung und deinen vermissten Bruder Mantinias.

Ich war schon dort und habe Hoffnung. Ich sehe, dass du zögerlich nickst, Keryllos, aber nickst. So sei es denn.

Fünfter Teil – Die Irrfahrt durch die Ränder der Welt

Kapitel 15 – Die Stadt der Tagesblinden

(Erzählebene: Derkyllis berichtet)

Von allen Wundern, die ich auf meiner langen Flucht durch die äußersten Länder der Erde geschaut habe, ist keines so tief in mein Gedächtnis eingebrannt wie jene Stadt in Iberien, deren Namen ich nie erfuhr und die ich seither nur die Stadt der Tagesblinden nenne. Wer meine Geschichte bis hierher gehört hat, weiß, dass ich nicht mehr leicht zu erschrecken war – und doch, ich gestehe es frei, als wir zum ersten Mal ihre Mauern erblickten, lief mir ein Frösteln über den Rücken, das nichts mit der Kälte des Nordens zu tun hatte.

Wir kamen bei sinkender Sonne aus den Hügeln, Astraios, Keryllos und ich, erschöpft von Tagen der Flucht, und sahen unter uns im letzten roten Licht eine Stadt liegen, deren Straßen leer waren wie die eines Grabes. Kein Rauch stieg aus den Herden, kein Ruf eines Wächters war zu hören, kein Kind spielte vor den Türen. Es war, als hätten wir die Ruinen eines längst gestorbenen Volkes vor uns – und doch waren die Dächer heil, die Gärten bestellt, die Brunnen gefüllt. Ein Volk ohne Toten, aber auch ohne Leben, so schien es mir in jenem Augenblick.

„Bleibt zurück, bis die Sonne ganz gefallen ist“, riet Astraios, der mehr von den Sitten fremder Völker wusste als wir beide zusammen. Kaum aber hatte das letzte Licht die Zinnen der Mauer verlassen, da geschah, was ich mit eigenen Augen kaum zu glauben wagte: Die Stadt erwachte. Türen sprangen auf, Fackeln wurden entzündet, Stimmen erhoben sich – ein ganzes Volk, das den Tag verschlafen hatte wie wir die Nacht, trat nun ins Freie, und ich erkannte mit Schaudern, dass die Augen dieser Menschen im Fackelschein glänzten wie die der Katzen, groß und dunkel, für das Licht der Sonne blind, für das der Nacht aber scharf wie das eines Falken. In allen Augen jedoch blitzte die Freude der Begrüßung auf.

Man nahm uns freundlich auf, denn Fremde, die bei Nacht kommen, galten diesem Volk als Boten des Glücks. Groß und klein, jung und alt, Mann und Weib wimmelte jauchzend in fröhlichem Getümmel um uns her. Ein Ältester namens Turdulo – so gut ich seinen Namen in unserer Sprache wiedergeben kann – führte uns in seine Halle; an ihm waren sichtbare Spuren von Schönheit – denn das Altersgrau kann die frühere Schönheit nicht ganz überdecken. Turdulo erzählte, während draußen das nächtliche Leben der Stadt in vollem Gange war, von der alten Feindschaft, die auf ihnen lastete. Ein Nachbarvolk, das man die Söhne der Wölfe nannte, überfiel sie zu jeder Neumondnacht, wenn die Wachsamkeit am geringsten und die Beute am reichsten war, und raubte ihnen Vieh und Vorräte, ohne dass sich die Tagesblinden wirksam hätten wehren können, denn ihre Feinde kannten keine solche Schwäche.

Ich sah, wie Astraios bei diesen Worten die Stirn in Falten legte, jene Falten, die ich schon einmal gesehen hatte, wenn er über einem Rätsel brütete, das eine Lösung jenseits des Schwertes verlangte. Und in der Tat: Noch in derselben Nacht, während Turdulo uns von den vergangenen Überfällen erzählte, holte Astraios jene kleine Flöte hervor, die er stets bei sich trug – ein Instrument, unscheinbar von Gestalt, aus dem Bein eines Vogels gefertigt, dessen Namen er nie preisgab.

„Ein Feind, der im Dunkeln sieht wie am Tag“, sprach er, mehr zu sich selbst als zu uns, „fürchtet nichts, was er sehen kann. Was aber, wenn wir ihm etwas schicken, das er hört, ehe er es sieht – und das ihn lehrt, das Dunkel selbst zu fürchten?“

Als die nächste Neumondnacht heraufzog und mit ihr, wie man voraussagte, die Söhne der Wölfe, verbargen wir uns mit den bewaffneten Männern der Stadt in den Schatten der äußeren Gärten. Ich hörte sie kommen, ehe ich sie sah: das Klirren von Waffen, das leise Lachen jener, die sich ihres Sieges längst gewiss wähnten. Und dann, in dem Augenblick, da ihr Anführer den ersten Schritt über die Schwelle der Stadt setzte, begann Astraios zu spielen.

Ich habe seither viel Wunderliches gesehen, doch keines, das mich so sehr erschütterte wie jener Ton. Es war keine Melodie, wie Menschen sie zum Tanz oder zur Trauer spielen, sondern ein Klagen, das aus den tiefsten Höhlen der Erde selbst zu kommen schien, ein Ruf, bei dem selbst mir, die ich um seine Herkunft aus Astraios' Kehle wusste, das Blut in den Adern erstarrte. Die Söhne der Wölfe, an eine solche Waffe nicht gewohnt, stoben auseinander wie Spreu im Sturm; manche warfen ihre Waffen von sich und flohen kreischend in die Nacht, andere sanken schreiend zu Boden, als würden unsichtbare Klauen nach ihnen greifen, und keiner von ihnen, das schwöre ich bei allen Göttern, denen ich je geopfert habe, wagte sich seither wieder in die Nähe jener Stadt. Die Tagesblinden erbeuteten in dieser Nacht eine große Menge geflochtener Schilde, die mit ungegerbten rauen Ochsenhäuten überzogen waren, und trugen sie in die Stadt, um daraus ein Siegeszeichen zu errichten.

Als der Morgen graute und die Bewohner sich, wie jede Nacht, zur Ruhe des Tages zurückzogen, dankte uns Turdulo mit Geschenken, wie sie sonst nur Königen gebühren, und bat uns, für immer zu bleiben. Er verhieß uns in der kommenden Nacht ein Festessen, das die Leckereien der Freier zu Ithaka weit übertreffen werde, bot uns sogar an, ganz bei ihnen zu bleiben. Ersteres nahmen wir dankend an, denn ein Tag Rast in Sicherheit würde uns gut tun. Wir nutzten den Tag in der schlafenden Stadt, um uns zu pflegen und zu erholen. Dann erwartete uns wirklich ein ebenso ausgelassenes wie üppiges Fest mit Kuchen und Striezeln, Bohnenbrei und Pasteten, Ochsen am Spieß und gebratenen Hühnern, Zuckerwerk und Eingemachtem sowie honigsüßen Weinen. Turdulo rief uns zu: „Kommt, die Tafel ist gedeckt!“ Mit größter Geflissenheit wurde alles besorgt: Sie schwenkten und deckten, kochten und richteten an, trugen auf und legten vor, dass es eine Lust war. Auch füllten sie die Weinbecher recht fleißig an. Bald brachten sie weiteres Essen, bald weitere Mischkrüge mit Wein.

Zu unseren Ehren sangen die jungen Männer ein Lied, das ein Händler aus Griechenland mitgebracht hatte:
Aufflammen laß die blitzenden
Fackeln! Ja, du kommst, o Iakchos,
Und schwingst sie in Händen,
Beim nächtlichen Fest der Morgenstern!

Von Lichtern funkelt der Anger,
Greisen selbst regt sich das Knie,
Und sie schütteln der Sorgen
Und der bleichenden Jahre Last
Vom Haupte, verjüngt
Durch die heilige Festlust!
Aber du, o Seliger,
Leuchte voran mit der Fackel
Glänzendem Leitstern
Zum blumig betauten Gefild
Dem schwebenden Jünglingsreigen!

Und die jungen Frauen, die nun auch den Tanzboden stampften, nahmen mich in ihre Mitte und antworteten, als ob sie aus Athen oder Korinth wären:

Demeter, heil'ger Orgien
Obwalterin, o steh uns bei
Und schirme selber deinen Chor!
Laß ungestört die ganze Nacht
Uns spielen, singen, tanzen,
Und Spaß und Ernst, wie's eben kommt,
Laß walten in der Rede Fluß,
Und wenn ich würdig deines Fests
Gescherzt, gelacht, gespottet, dann
Laß mich den Siegskranz schmücken!

Aber die Furcht vor Paapis, die Hoffnung auf Rettung und die Sehnsucht nach meinem Bruder Mantinias trieben mich weiter, wie sie mich seither immer weitergetrieben hat, durch Länder, die noch seltsamer waren als dieses, deren Bewohner den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tag gemacht hatten – und ich sollte, wie sich bald erweisen sollte, nicht das letzte Volk gesehen haben, dessen Sitten den unseren so fremd waren wie die des Mondes.

Kapitel 16 – Kelten, Aquitanier, Artabrer

(Erzählebene: Derkyllis berichtet)

Ich habe, o Deinias, in meinem Leben Dinge gesehen, von denen kein Mensch in Tyros zu träumen wagt, und doch, wenn ich mich jener Tage in Iberien erinnere, packt mich noch heute jener kalte Schauer, der auch einem Krieger nicht fremd ist, wenn er weiß: das Nächste, was geschieht, entscheidet über Leben und Tod, und keine Klugheit der Welt kann es mehr abwenden.

Kelten

Wir hatten das Land der Tagesblinden kaum verlassen, als wir in das Gebiet jenes dummen und grausamen Volkes gerieten, das die Griechen die Kelten nennen – ein Volk von Riesen, so schien es mir, blondhaarig und blauäugig, deren Kriegsgeschrei die Vögel aus den Wäldern trieb, ehe man

auch nur den ersten Schatten ihrer Speere und Schilde erblickt hatte. Sie kannten kein anderes Gesetz als das Schwert, und Fremde galten ihnen nicht als Gäste, sondern als Opfer. Sie waren Verächter der Gastfreundschaft des Zeus, darin keinen Deut besser als der Zyklop Polyphem.

Wir machten Halt in einem wohlbewässerten Tal, das mit Bäumen und Sträuchern dicht bewachsen war. Hier gab es eine Quelle, die sich in ein natürliches, riesiges Becken ergoss, das von Bäumen beschattet war, die sich in seiner saphirblauen Oberfläche spiegelten. Das Wasser kalt und schmeckte hervorragend. Das überschüssige Wasser speiste einen Bach, der aus dem Tal herausfloss und in einen größeren Bach mündete. Wir versteckten unsere Pferde zwischen den Bäumen und lagerten im Gebüsch am Wasserbassin.

Die Kelten griffen uns bei Nacht an. Sie verständigten sich mit Eulenschreien. Der Mond stand hoch und hell am Himmel, und in seinem Schein konnten wir die keltischen Späher sehen. Wir zogen uns in den dunklen Schatten der Bäume, Eichen vielleicht, zurück. Ich erinnere mich, wie Astraios' Hand die meine fasste, kühl und fest, als das Feuer der Kelten schon die Baumwipfel rötete und ihre Schatten wie Riesen über die Lichtung tanzten. „Fürchte dich nicht“, flüsterte er, „denn noch ist die Stunde nicht gekommen, in der die Götter uns verlassen haben.“ Ich weiß nicht, woher er in jener Nacht solchen Mut nahm – ich selbst hätte ihn nicht gefunden.

Es war Keryllos, der schließlich die Pferde losband, jene seltsamen Tiere, deren Fell, wie ich mit eigenen Augen sah, binnen weniger Atemzüge die Farbe wechselte, bald weiß wie Schnee, bald dunkel wie die Nacht selbst, ein Geschenk der Tagblinden – ob Zauber, ob Naturwunder, ich vermag es nicht zu sagen, und auch heute noch, da ich Zeit hatte, um nachzudenken, weiß ich keine Erklärung dafür, außer dass an den Rändern der Welt die Natur selbst sich andere Gesetze gibt als in unserer Heimat. Wir warfen uns auf ihre Rücken, und kaum waren wir aufgesessen, da brach hinter uns das Geheul der Verfolger los, die uns mit Geschrei, Flüchen und sogar einigen Pfeilschüssen verfolgten. Wenn mein Verstand noch funktioniert hätte, hätte mir klar sein müssen, wie unwahrscheinlich es war, dass ein Pfeil bei diesen Lichtverhältnissen ein bewegliches Ziel treffen konnte. Ich gebe zu, dass ich auf jenem Ritt durch die Dunkelheit an nichts anderes dachte als an die Hufschläge unter mir und den Atem, den ich mir zu bewahren mühte – denn wer je um sein Leben geritten ist, weiß, dass der Verstand in solchen Stunden schweigt und nur der Körper handelt. Astraios schien mit Nachtaugen zu sehen, er lenkte sein Pferd zum Fluss, und die anderen Pferde folgten ihm durch die Nacht, zwischen Bäumen und Sträuchern hindurch. Bald erreichten wir den Schilfgürtel, und die Schreie der Kelten wurden leiser. Erst später machte uns Astraios darauf aufmerksam, dass die Pferde, die sich in der Nacht durch den Wechsel der Farbe tarnen konnten, viel zu unserer Rettung beigetragen hatten.

Als der Morgen graute, hatten wir die Kelten hinter uns gelassen, überschritten an einer Furt den zwei Plethren breiten Fluss – das Wasser ging Keinem bis über die Brust – das Gewässer war zwar nicht groß, aber anmutig, und viele Dörfer bekränzten seine Ufer. Auf einem großen Moosbett machten wir Rast, gleichermaßen erschöpft und voll neuer Hoffnung. Keine Ranken mehr, die nach uns schlugen, kein Knacken von totem Holz, das den Feind ankündigte.

Aquitaner

So betraten wir das Land der Aquitaner – ein in seinem Wesen sanfteres Volk, wie es schien, doch nicht weniger seltsam in seinen Sitten und so kriegerisch, dass die Kelten nicht wagten, in ihr

Gebiet einzudringen. Der Weg, den wir machten, war arg. Bald mussten wir grundlose Wasserrinnen überwinden, bald blieben wir in zähem Moraste stecken, bald glitten unser Pferde auf schlüpfrigem Boden aus. Endlich wurde der Weg besser und verwandelte sich in eine ebene Straße. Plötzlich kam ein Trupp bewaffneter Reiter in so gestrecktem Galopp hinter uns hergesprengt, dass sie kaum die Pferde anhalten konnten, als sie bei uns ankamen. Es waren aquitanische Reiter, denen die Ankunft von Fremden gemeldet worden war. Sie geleiteten uns zum Wohnsitz der beiden Königsfamilien.

Hier war es, wo Astraios zu einer Berühmtheit wurde, wie ich sie ihm zuvor nicht zugetraut hätte. Denn die Aquitaner hatten längst bemerkt, dass seine Augen, gleich dem Mond, in stetem Wandel waren – bald voll und leuchtend, bald zu einer schmalen Sichel verengt –, und da bei ihnen die Herrschaft zweier Könige nach eben diesem Wechsel des Mondes bestimmt wird, glaubte man in Astraios' Blick ein Orakel zu erkennen, das über Krieg und Frieden zwischen ihnen entscheiden könnte. Man verehrte ihn beinahe wie einen Gott, und, Deinias, keine Verehrung ist so gefährlich wie jene, die aus der Hoffnung geboren wird, ein Fremder möge einen alten Streit entscheiden. Wir sahen wohl, wie sich die Blicke der beiden Königsparteien verdüsterten, sooft Astraios' Augen sich veränderten, und wir wurden vorsichtiger.

Es kam der Tag, als zu einer großen Jagd geladen wurde, an der Mitglieder beider Königsparteien und wir teilnehmen sollten. Zwei Prinzen aus beiden Häusern, Koisis und Tirtanos, die eigentlich für ihre Feindschaft gegeneinander bekannt waren, denn einer von ihnen würde der nächste herrschende König sein, gingen gemeinsam aus, Wild zu jagen, wofern man anders Rehe Wild nennen kann; denn andere, mit Hauern oder Hörnern bewehrte Tiere ließ die Königin Enica aus Besorgnis ihren Sohn Koisis nicht aufsuchen. Astraios' Augen standen an jenem Tag als schmale Sichel, und man sprach, die nächste Herrschaft falle dem zu, den der Mond bezeichne. Der Seher Lubos aus der Partei des Prinzen Tirtanos fürchtete, der Blick des Fremden spreche für Koisis.

Schon war der Hang eines dicht mit Wald bewachsenen Hügels mit Netzen umstellt, und die Jäger gingen auf den Anstand; man ließ die Spürhunde los, das im Lager liegende Wild aufzutreiben. Stracks verteilten sich dieselben allenthalben durch das Dickicht, und wohl abgerichtet, wie sie waren, jagten sie mit heimlichem Gekläff, bis sie Witterung aufnahmen. Nun wurden sie laut, dass weit umher der ganze Forst vom heftigsten Gebell erscholl.

Kein flüchtiges Reh stand vor den Jägern auf, kein schüchtern Damtier, keine vor anderen Tieren zahme Hindin; aber ein gewaltiger Keiler, den man noch nie da gesehen hatte. Seine hangende Wamme, dick mit Kot gepanzert, gleich einem Bären über und über zottig; hoch die Borsten des Rückens gesträubt, schäumte er vor Wut, fletschte die Zähne und drohte Gefahr aus feuerflammenden Augen. Wie ein Blitzstrahl fuhr er unter die Hunde, die sich ihm am kühnsten genaht hatten, haute rechts, links um sich her mit seinen gekrümmten Gewehren, und sie lagen tot am Boden gestreckt. Nun rannte er gerade gegen die Netze an, stürzte sie im ersten Anlauf nieder, und davon, ins Freie!

Die Mitglieder der Königsfamilien waren schier verscheucht. Keiner anderen als gefahrloser Jagden gewohnt und noch dazu ohne geeignete Waffen, ohne wirksamen Schutz, stoben sie auseinander und verkrochen sich, so gut sie nur konnten, hinter Gesträuchen und Bäumen; ihre Jäger mit ihnen, die versuchten, sie zu schützen. Allein Keryllos stand offen da mit einem schweren Jagdspeer, um Astraios und mich zu verteidigen.

„Komm!“, rief Koisis dem Tirtanos zu, „wir werden uns doch nicht die Schande antun und, gleich den feigen Memmen da, vor Furcht und Schreck eine so fette Beute uns entwischen lassen? Unsere Pferde her! Wir müssen nach! Nimm Du einen Jagdspieß, ich nehme eine Lanze!“ Gesagt, getan. Sie saßen zu Pferde und sprengten hinter dem Eber her, bis wir sie aus den Augen verloren. Es dauerte eine ganze Zeit lang, bis ihnen einige Jäger folgten.

Nach einiger Zeit kam Tirtanos mit einem Jäger zurück. Der Prinz war blutbespritzt, sein Pferd leicht verletzt. Wir erfuhren, dass Prinz Koisis den Tod gefunden hatte. Tirtanos erzählte den versammelten Hofleuten und Jägern folgende Geschichte: „Wir jagten auf unseren Pferden dem Eber hinterher. Dieser ermüdete nicht. Erst vor einem Felsen blieb dieser, seiner angeborenen Stärke eingedenk, stehen und schien in weilender Wut zu überlegen, welcher von uns beiden seinen mörderischen Zahn zuerst empfinden sollte. Koisis flog vorauf und traf mit seiner Lanze den Eber in den Rücken. Der Eber schüttelte die Lanze ab und stürzte sich auf Pferd und Reiter. Das Pferd sank sogleich, als es sich verwundet fühlte, mit dem Hinterteile nieder und warf wider Willen seinen Reiter ab. Wie dieser fiel, saß der Eber auf ihm und zerfetzte erstlich seine Kleider, als er aber aufstand, ihn selbst auf das jämmerlichste. Ich konnte nicht helfen, denn sofort griff der Keiler mich an und verwundete mein Pferd. Ich musste fliehen. Mit den Jägern, die nachgekommen waren, machte ich kehrt. Wir ritten gegen den Eber an und erlegten ihn mit großer Mühe.“ Der Seher Lubos hörte Tirtanos' Bericht schweigend an; sein Gesicht vermochte ich nicht zu deuten. Ich dagegen musste an Adonis denken.

Inzwischen hatten die Jäger den toten Koisis herbeigebracht und aufgebahrt, damit die Jagdgesellschaft ihn noch einmal sehen und Abschied nehmen konnte. Keryllos betrachtete sich den Leichnam genau. Dann kam er zu Astraios und mir und raunte uns zu: „Ein Mensch hat dem Prinzen Koisis seinen Spieß durch die rechte Hüfte gerammt, damit er ja auf der Stelle bliebe. Er tat es mit aller Zuversicht, da er wusste, dass diese Wunde von den Hieben des Ebers nicht zu unterscheiden sein würde. Das kann nur Tirtanos gewesen sein. Ich wüsste nicht, wer es sonst getan haben könnte.“

Es gab große Trauerfeiern, die mehrere Tage dauerten und auf denen viel getrunken und viel gegessen wurde. Allgemein wurde die Tapferkeit des Tirtanos gerühmt und das Pech des Koisis bedauert. Die Königin Enica schien weniger von Trauer als von Wut und Zorn beherrscht zu werden. Hatte auch sie den Leichnam untersucht oder untersuchen lassen? Als die Trauerfeiern beendet waren, hielten wir es für klüger, aufzubrechen, ehe man begann, uns zu Werkzeugen des einen oder des anderen zu machen. Das war sehr schade, denn auch mich und Keryllos hatten die Aquitaner mit besonderen Ehren bedacht. Dies tat mir so wohl, dass meine schuldgeplagte Seele wieder in Gleichgewicht und Ruhe zu kommen schien und sich die Erinnerung an das Hässliche und Bedrohliche verlor. Das war aber eine Wirkung, die sehr schnell wieder verging.

Artabrer

So gelangten wir zurück nach Iberien, in das Land der Artabrer, wo mir zum ersten Mal ein Anblick begegnete, der mich staunen machte wie kaum ein anderer auf dieser ganzen Reise: Dort waren es die Frauen, die, mit Speer und Schild bewaffnet, in die Schlacht zogen, während ihre Männer daheim am Herd das Brot buken und die Kinder wiegten und sich über die Vorzüge von Salböl aus Lilien, Sesam, bitteren Mandeln und dem Terpentinbaum ergingen. Ich, die ich in Tyros

aufgewachsen war, wo man einer Frau kaum zutraut, das Haus allein zu verlassen, stand da und sah Kriegerinnen an mir vorüberziehen, deren Blick nicht weniger hart war als der jedes Kelten, den wir hinter uns gelassen hatten – und ich leugne nicht, o Deinias, dass mir in jenem Augenblick zum ersten Mal der Gedanke kam, wie schmal die Grenze ist zwischen dem, was ein Volk für naturgegeben hält, und dem, was nur Gewohnheit ist.

Wir begegneten einer hochgewachsenen, blonden Reiterin, die anscheinend auf dem Weg Wache hielt. Sie musterte uns neugierig, aber auch etwas herablassend. Ihr fester Körper und ihre stolze Haltung strahlten Selbstgefühl und Machtbewusstsein aus. Mit befehlsgewohnter, ganz kühler und etwas dunkler Stimme sprach sie uns an. Was unser Begehr wäre, wollte sie wissen, wir hätten die Grenze zum Gebiet der artabrischen Frauen überschritten. Sie richtete die Worte direkt an mich, über Keryllos und Astraios sah sie kühl hinweg, ja, sie stellte kalte Verachtung zur Schau. Ich antwortete, wir seien *Theopropoi* aus Griechenland und suchten nach Orakelplätzen. Sie gab Order, ihr zu folgen. Links und rechts des Pfades wuchsen Dornensträucher und stacheliges Unkraut, in der Luft lag der Duft von aromatischen Kräutern. Der Pfad wirkte sehr schmal und schien in den Himmel zu führen. Auf der Passhöhe verließ sie uns, um weiter Wacht zu halten. Astraios sagte später, das sei eine der schönsten Frauen gewesen, die er je gesehen habe, zugleich stark und doch von zarter Schönheit. Ich musste lachen: „Hast du nicht gemerkt, wie sie euch Männer nicht angesehen hat?“

Die Artabrer lebten in verstreuten Gehöften, die über eine Hochebene verstreut lagen. Als wir den Pass zu der Hochebene der Artabrer durchquerten, grüßte uns ein großes Heroon mit Frauenfiguren. Zunächst hatten wir den Eindruck, wir hätten eine menschenleere Ebene, durchfurcht von trockenen Wasserrinnen, vor uns. Nur ein paar Wildkaninchen huschten in der Sonne hin und her. Aber dann hörten wir Hunde bellen und rochen den Rauch von Feuerstellen. Wir erreichten die erste Hofreite, von der Aschenrauch aufstieg. Hunde liefen um uns herum und wedelten mit den Schwänzen. Alle Menschen, die wir trafen, schickten uns weiter zum Hof der Buruzagesa. Die empfing uns in einem reich bevölkerten Gehöft in der großen Halle, deren Tore einladend weit geöffnet waren und in der ein gastliches Feuer brannte. Keiner sprach Keryllos an, Astraios wurde mit scheuen Blicken gemustert, aber ich als Frau wurde aufs herzlichste begrüßt. Man lud mich ein, mich unter ihnen niederzulassen; für die Artabrer war es selbstverständlich, dass Keryllos und Astraios meine Diener waren. Wir genossen die Gastfreundschaft, erhielten neue Pferde und Hinweise auf ein uns noch unbekanntes Orakel weiter im Norden hinter dem Land der Astyrer.

Die Buruzagesa lud mich zu einer Bärenjagd ein. Astraios sollte mich als Dolmetscher begleiten, und Keryllos auf dem Hof bei unserem Gepäck zurückbleiben. Wir ritten in ein dicht bewaldetes Seitental. Ein Unwetter kam auf, und eine Artabrerin und ich verloren den Anschluss. Eben hatte die Artabrerin ihr Pferd an einen starken Eichenzacken gebunden und war etwas weiter hingegangen, um den Weg zu erkunden, als auf einmal ein abscheulicher Bär aus der nächsten Höhle brummend herauszottelte. Sobald mein Pferd den sah, fuhr es vor Furcht und Schreck zusammen, stellte sich auf die Hinterbeine und hätte mich fast abgeworfen. Ich blieb oben, hatte aber keine Gewalt mehr über mein Ross und verlor die Zügel. Das Pferd ging durch und galoppierte, was das Zeug hielt! Ich hatte das Gefühl, dass ich den Berg nicht etwa hinunter ritt, sondern kollerte wie eine Kugel. So sehr strebte das völlig verängstigte Tier, dem schrecklichen Bären zu entkommen! Eine Reiterin aus unserer Jagdgesellschaft packte sich die Zügel und hielt mein Pferd an; so rettete sie mich und brachte mich zur Buruzagesa. Ich erzählte alles, Astraios übersetzte, und sofort wurde ein Trupp

Jägerinnen losgeschickt. Die artabrische Reiterin war nirgends zu finden; wohl aber sah man hin und wieder zerstreute Glieder ihres zerrissenen Leibes und des zerrissenen Leibes ihres Pferdes. Mir war es außer allem Zweifel, dass der Bär das Stück Arbeit verrichtet hatte. Nach und nach wurden alle zerstreuten Teile ihres Leichnams zusammengefunden. Man setzte sie, so viel als es sich tun ließ, wieder aneinander und bestattete sie nahe dem Hof der Buruzagesa. An der Trauerfeier durften nur Frauen teilnehmen. Die Buruzagesa erklärte uns, dass Männer zu weichlich seien, um an der Beerdigung einer gewaltsam umgekommenen Frau teilzunehmen, und die Würde des Totenabschieds stören könnten.

Nicht nur ich, die ich keine Ruhe finden durfte, solange der Schatten des Paapis über mir lag, drängte darauf, weiterzuziehen, sondern auch Keryllos, dem es als Mann bei den Artabrern immer weniger gefiel. Aber was uns bei den Astyrern erwartete, war von einer Art, die selbst mein von Wundern schon abgestumpftes Herz erschütterte. Doch davon, Deinias, will ich dir erst berichten, wenn du mir versprochen hast, das Licht noch etwas länger brennen zu lassen; denn diese Geschichte trägt keinen fröhlichen Schluss.

Kapitel 17 – Der Tod des Keryllos

(Erzählebene: Derkyllis berichtet dem Deinias)

Von den Artabrern, wo die Frauen die Speere führten und die Männer am Herdfeuer blieben, zogen wir weiter nach Westen, dorthin, wo das Land in schroffen Bergketten gegen das Meer aufsteigt und die Astyrer hausen, ein Volk, hart wie der Fels, aus dem sie ihre Häuser schlagen. Selbst ihr Himmel hing tief und eisern über dem Land.

Wir kamen bei Einbruch der Nacht in ihr Bergdorf, Keryllos, Astraios und ich, hungrig und von der Reise gezeichnet, und wurden, wie es diesem Volk eigen ist, mit einer Gastfreundschaft empfangen, die man ebenso gut für eine Falle hätte halten können. Man bewirtete uns und wir alle wurden von einer großen Schläfrigkeit übermannt. Wir sahen uns an: War es die Erschöpfung durch den langen Ritt, oder hatte man uns vergiftet? Wir konnten uns nicht aufrecht halten; ein tiefer, traumloser Schlaf umfing uns. Als wir am nächsten Morgen erwachten, erholt und entspannt, führte man uns in eine dunkle, rauchige Hütte zum Feuer des Häuptlings, eines Mannes von grauem Bart und Augen, die nichts vergaßen. Und kaum hatte das Feuerlicht das Gesicht des Keryllos voll getroffen, da erstarrte dieser Alte mitten im Wort.

„Ich kenne dich", sagte er, langsam, als koste jedes Wort ihn Mühe. „Vor zwanzig Jahren bist du durch dieses Tal gezogen, unter anderem Namen, und hast meinen Bruder erschlagen, um sein Vieh zu nehmen."

Über Keryllos lag seit unserer ersten Begegnung etwas, das ich damals nicht zu benennen wusste, ein finster dräuendes Odium, als folge ihm eine Feindschaft, deren Ursprung weit hinter uns lag. Bisher wusste ich nicht, wem dieses finstere Odium galt. Stets spürte ich, dass Keryllos es mit sich trug. Nun kannte ich den Grund.

Keryllos leugnete nicht. Ich hatte ihn all die Monde unserer Flucht als einen stillen, verlässlichen Gefährten gekannt, der mein Geliebter geworden war – doch nun sah ich in seinem Gesicht, wie ein Mann aussieht, dem die Vergangenheit endlich den Weg abschneidet um einer Schuld willen, die er

sein Leben lang vor sich hergeschoben hatte. „Es ist wahr", sagte er nur, und in seiner Stimme lag keine Furcht mehr, sondern etwas, das eher Erleichterung glich.

Bei den Astyrern gilt ein Gesetz, älter als jeder König: Blut fordert Blut, doch nur im offenen Kampf unter freiem Himmel, nie im Schlaf, nie aus dem Hinterhalt. Der Häuptling erhob sich und forderte Keryllos für den nächsten Tag zum Zweikampf, mit dem kurzen, gebogenen Bergmesser dieses Volkes, bei Sonnenaufgang, auf dem flachen Fels über dem Dorf.

Ich flehte Keryllos an, in der Nacht zu fliehen – wir hätten es vermocht, Astraios und ich, den Weg kannten wir, die Berge waren dann dunkel genug. Doch er schüttelte den Kopf. „Ich bin zwanzig Jahre vor dieser Nacht geflohen, Derkyllis", sagte er, „und jede Parasange, die ich seither ging, war nur ein Umweg zurück zu diesem Feuer. Lass mich das eine Mal nicht fliehen."

Man hatte uns eine leere Hütte überlassen, in der ein Feuer hell gegen die Kälte der Nacht brannte. Sie roch nach Ruß und saurer Milch. Sie sollte das letzte Obdach meines Geliebten sein. Man hatte uns Brot und Speck gegeben, was wir langsam kauend aßen.

Keryllos hatte lange geschwiegen. Nun trat er näher an das Feuer. „Astraios", sprach er, „ich habe den Tod gesehen. Ich habe Männer sterben sehen. Ich habe geglaubt, dass Derkyllis tot sei. Ich habe sie in meinen Armen gehalten, als sie kaum noch atmete. Du sagst immer, dass die Seele weiterlebt, darum frage ich dich jetzt: Was bleibt von einem Menschen, wenn sein Leib tot ist?" Keryllos setzte sich wieder.

Astraios sah ihn an: „Was meinst du?" Keryllos sprach: „Bleibt seine Liebe? Seine Stimme? Sein Gesicht? Bleibt das, was er für andere gewesen ist?"

Astraios schwieg. Auch ich fühlte, dass Keryllos nach dem fragte, was er selbst zu verlieren fürchtete.

„Pythagoras", sagte Astraios langsam, „hätte geantwortet, dass die Seele das bleibt, was sie im Innersten ist. Aber ich glaube, dass auch das, was ein Mensch in anderen Menschen hinterlässt, nicht gering ist." „Das ist nicht dasselbe. Wenn ich sterbe, dann wird Derkyllis mich nicht mehr sehen."

Ich hob den Kopf: „Keryllos." Und der: „Ich sage nur, was ist." Ich lehnte mich an seine Schulter, nahm seine Hand. Astraios fuhr fort: „Pythagoras hätte dir gesagt, dass du nicht nur dein Gesicht bist. Nicht nur deine Stimme. Nicht nur deine Hand, die Derkyllis hält. Aber ich weiß, dass sie gerade diese Dinge liebt."

Ich wandte mich Astraios zu: „Dann ist die Seele nicht genug." Er dachte lange nach. „Vielleicht ist das die Grenze jeder Lehre über die Seele. Sie kann uns sagen, dass der Tod nicht alles zerstört. Aber sie kann uns nicht versprechen, dass wir den Menschen, den wir lieben, nicht vermissen werden."

„Dann ist der Tod doch ein Ende.", sagte Keryllos. Aber Astraios: „Ein Ende einer Gestalt des Lebens. Nicht notwendig ein Ende der Seele." „Aber das ist nicht dasselbe." „Nein."

Und ich sagte, dass ich dies nun verstanden hätte: Denn wer einen Menschen liebe, liebe nicht nur eine Seele. Er liebe auch einen Leib, eine Stimme, einen Blick, eine Art zu gehen, zu lachen, zu

schweigen. Wir könnten durchaus glauben, dass die Seele weiterlebt. Aber das könne uns nicht von der Trauer befreien, die entsteht, wenn ein geliebter Leib nicht mehr bei uns ist.

Keryllos sah nach wie vor düster in die Flamme. Ich schmiegte mich noch enger an ihn und sagte: „Ich glaube, dass mehr bleibt."

„Was?", stieß Keryllos hervor. Und Astraios antwortete: „Seine Taten. Seine Worte. Die Menschen, die er geliebt hat. Die Menschen, die er verletzt hat. Die Kinder, die er erzogen hat. Die Geschichten, die man von ihm erzählt. Die Dinge, die er in der Welt verändert hat." „Das ist nicht die Seele." „Nein. Aber es ist auch nicht nichts."

Astraios sah Keryllos geradeheraus an: „Wenn du stirbst, Keryllos, dann wird Derkyllis nicht vergessen, wer du warst. Sie wird sich an deine Stimme erinnern, an deine Hände, an deine Art, sie anzusehen. Sie wird sich an das erinnern, was du für sie getan hast." Mein Geliebter hob abwehrend eine Hand: „Das ist kein Leben." „Nein", sagte Astraios. „Aber es ist eine Form des Fortlebens. Vielleicht ist das die einzige Unsterblichkeit, die wir sicher kennen."

Mir war zum Weinen und Schreien zumute. Doch ich sagte mir: Mache es, wie Odysseus zu Eurykleia sprach. Verwahre deine Gefühle still im Herzen! Ich bezähmte mich, um Keryllos mit meinem Geschrei nicht den Mut zu nehmen. Dennoch konnte ich nicht anders: Am nächsten Morgen, als er aufstand, um zu gehen, trat ich ihm in den Weg. Er sagte nichts, sah mir kurz in die Augen. Dann legte er ganz sanft seine Hand auf meinen Arm, schob mich zur Seite und trat nach draußen. Ich folgte ihm.

Vor uns lag das Dorf der Astyrer. Wir waren so früh auf, dass wir das Erwachen im Dorf beobachten konnten. Wir sahen, wie da und dort in dem noch nachtdunklen Grau ein Feuer aufflammte, hörten das hackende Geräusch einer Axt, die Feuerholz machte, und die Laute der erwachenden Tiere in den Hüten und Verschlägen. Schließlich rochen wir Rauch und den Duft von warmem Essen. Der Wind brachte den Geruch von Heidekraut, von feuchten Felsen und von Mooren mit. Was für ein Frieden! Währenddessen trat Astraios neben uns.

Als das narzissenfarbene Sonnenlicht uns bereits zu wärmen versuchte, standen wir auf einer Klippe, die die Gestalt eines Theaters hatte; an diesem Morgen waren die groben Treppenstufen, die hinaufführten, feucht vom Nebel, und der Wind trug den Geruch von Schnee herab, obwohl es noch nicht Winter war, und die halbe Sippe der Astyrer hatte sich versammelt, schweigend, wie es ihre Art ist. Der Häuptling und Keryllos umkreisten einander lange, ehe eine Klinge auch nur blitzte, zwei Männer, die beide wussten, wie dieser Morgen enden würde, und die sich dennoch, jeder auf seine Weise, Zeit ließen mit dem Ende.

Ich will dir das Gefecht nicht in allen seinen Wendungen schildern, Deinias – es waren ihrer nicht viele. Keryllos focht, wie er gelebt hatte in den Monden unserer Flucht: ruhig, ohne Verschwendung, ohne Hoffnung und ohne Verzweiflung. Als die Klinge des Häuptlings ihn schließlich traf, sank er nicht wie ein Getroffener, sondern wie ein Mann, der endlich absetzen darf, was er zu lange getragen hat. Sein letzter Blick galt nicht dem Häuptling und nicht mir, sondern dem grauen Himmel über dem Fels, von dem die Sonne verschwunden war, als suche er dort etwas, das er vor zwanzig Jahren verloren hatte.

Da lag Keryllos, erloschen, schon ganz bleich, entseelt. Ich glaubte, selbst verwundet worden zu sein, ich glaubte, dass das Messer meine Brust getroffen hätte, der Schmerz hatte seine äußerste Grenze erreicht. Astraios erzählte mir später, ich sei erst blass, dann wachsbleich geworden. Ich fürchtete zu ersticken, der Schmerz ging durch und durch. Die Glieder waren wie abgestorben. Von Astraios hörte ich, dass ich zusammengesunken sei, ohnmächtig, am ganzen Körper zitternd. Ohnmacht und Todesangst wichen, der Knoten um den Magen löste sich. Dann fing ich an zu atmen, wie einer, der gerade dem Erstickungstod entronnen ist. Als ich wieder zu mir kam, hielt mich Astraios.

Plötzlich trat eine hagere, ganz ledern aussehende Frau zu dem toten Keryllos hin. Ich konnte Zähigkeit, Bitterkeit und Triumph in ihrem Gesicht lesen. Sie hielt ihren mageren, verbrauchten Körper ganz aufrecht. Sie schrie: „Jetzt kann ich sterben.“ Astraios flüsterte mir zu, das sei die Ehefrau des Mannes, den Keryllos einst erschlagen hatte. Die Astyrer erlaubten uns, Keryllos zu begraben, wie es unser Brauch verlangte, und selbst der Häuptling, den er im Kampf beinahe verwundet hätte, stand mit gesenktem Kopf am Grab. „Er ist gestorben wie ein Mann, der seine Schuld kennt”, sagte er zu mir, ehe wir das Dorf verließen. „Mehr kann keiner von uns hoffen.”

Astraios und ich zogen weiter, zu zweit nun, wo wir zuvor zu dritt gewesen waren, und ich trug von diesem Berg mehr fort als nur die Trauer um einen Geliebten: die Gewissheit, dass keine Flucht der Welt lang genug ist, eine alte Schuld auf ewig hinter sich zu lassen – eine Gewissheit, Deinias, die mich seither nicht mehr verlassen hat, bis auf diesen Tag.

Astraios sorgte dafür, dass wir uns karthagischen Händlern anschließen konnten. Mit ihnen bekamen wir eine Schiffspassage nach Sizilien – immer in der Angst, doch noch als Sklaven verkauft zu werden. Astraios wollte für mich pythagoreische Weise befragen. Vom schäumenden Bug des Kauffahrschiffes ging ein weißer Streifen über die Meeresoberfläche, fesselte meinen Blick, ließ mich erstarren. Astraios fragte mich sanft, ob ich die Gorgo Medusa gesehen hätte.

Kapitel 18 – Wiedersehen am Hof des Ainesidemos

(Erzählebene: Derkyllis berichtet dem Deinias)

Nie, Deinias, habe ich mich dem Tod so nahe gefühlt in jener Stunde, da man mich in die Schluchten des Berges Eryx trieb wie ein gehetztes Tier – und nie hat mich das Schicksal grausamer verspottet, als es mich im nächsten Atemzug meinem eigenen Bruder in die Arme warf.

Wir waren, seit unser nach tagelangen Sturmböen und Regen schadhaft gewordenes Schiff uns im Westen von Sizilien an Land gesetzt hatte, kaum zur Ruhe gekommen. In der Stadt Eryx gab es einen berühmten Tempel der Aphrodite Erykina, aber Astraios hinderte mich daran, ein Opfer darzubringen, da wir uns beeilen müssten. Er wagte sogar den Weg über die Berge, vor dem die Einheimischen uns warnten. Der Berg Eryx erhob sich vor uns wie eine Faust aus grauem Stein, und in seinem Schatten lauerten Männer, denen ein fremdes Leben nur so viel galt, wie sie erbeuten konnten. Sie fielen über uns her, ehe wir die Klingen ziehen konnten, sie bewarfen uns und unsere Packpferde mit Steinen und mit knapper Not entrannen wir der Steinigung: Ein Dutzend gegen zwei erschöpfte Wanderer, das war kein Kampf, das war eine Ernte. Was aus Astraios geworden war, wusste ich nicht.

Man band mir die Hände auf dem Rücken, so fest, dass ich das Blut in den Fingerspitzen pochen fühlte, und stieß mich vorwärts, den Fuß des Berges hinab, der Küste zu. Dort wurde ich mit anderen gefangenen Frauen auf ein Schiff geladen, das an die Ostküste fuhr. Dann trieb man uns, barfuß, zu zwanzig aneinandergebunden über staubige Straßen ins Landesinnere, wo Leontinoi in der Mittagssonne lag wie ein Löwe in der Sonne. Von den Bewachern hatten manche einen schönen Knaben oder ein hübsches Weib für sich zurückbehalten. O wie durstig ich war! Die Sonne brannte erbarmungslos auf uns hinunter, und ich träumte von einem riesigen Krater, gefüllt mit kühlem Quellwasser.

Vor den Thron des Ainesidemos, des Tyrannen von Leontinoi, schleppte man mich, nachdem wir von seinen Dienerinnen gewaschen, neu eingekleidet und frisiert worden waren. Ich spürte die Kälte, mit der er seine Macht zur Schau stellte. Er saß auf einem Sessel aus glänzendem Ebenholz, dessen schwarze Farbe unheimlich schimmerte, die Hände auf den Knien wie ein Raubvogel vor dem Sprung, und seine Augen maßen mich, wie ein Händler eine Ware misst, die er noch nicht zu schätzen weiß. Bei diesem Mann waren Mäßigkeit, Großmut und Tapferkeit in Gier, Grausamkeit und Falschheit verkehrt worden.

„Eine Fremde“, sagte er, mehr zu sich selbst als zu mir, „und eine, die den Berg überlebt hat. Das allein macht dich merkwürdig genug, um dich am Leben zu lassen – vorerst.“

Ich hob den Kopf, so hoch es die Fesseln erlaubten, und erwiderte ihm Blick um Blick, denn ich hatte gelernt, Deinias, dass Furcht, die man zeigt, doppelt genommen wird, während Furcht, die man verbirgt, halbiert werden kann.

Da geschah, was mir das Blut in den Adern gefrieren ließ. Aus dem Dunkel hinter dem Thron trat eine Gestalt, die ich unter tausend anderen erkannt hätte, und wäre sie in Lumpen gehüllt und mit grauem Bart entstellt gewesen: Paapis. Der Priester, dessen Gifte und dessen Flüche mich und meinen Bruder aus der Heimat getrieben hatten, stand hier, am Hofe eines sizilischen Tyrannen, so vertraut mit dessen Gemächern, als hätte er sein Leben lang kein anderes Zuhause gekannt. Sein Gesicht war noch genauso hager, die Haut wirkte wie gegerbtes Leder. Deutlich wahrnehmbar für mich waren seine Augen, die eine gefährliche Mischung aus Geist, Kühnheit und der Dunkelheit des Bösen offenbarten. Er schaute mich unverschämt und verächtlich an und wandte sich an den Tyrannen.

„Diese hier“, flüsterte er dem Ainesidemos ins Ohr, doch laut genug, dass ich es hören sollte – denn Grausamkeit, die man nicht hört, schmeckt nur halb so süß –, „diese hier kenne ich, o Herr. Sie ist eine Mörderin ihrer eigenen Eltern, entflohen der Gerechtigkeit von Tyros bis an den Rand der Welt. Traue ihrer Schönheit nicht, die Schutz und Hilfe heischt.“ Dann fuhr Paapis so laut fort, dass alle im Raum es hören konnten und unterstrich seine Worte mit theatralischen Gesten: „Kalter Hochmut, das ist ihr Wesen, Berechnung und Gier. Sieh dich vor, Ainesidemos, du bist reich und mächtig, du bist so einer, der sie reizt, den sie will. Mich hat sie schon als junges Mädchen mit Hohn und Spott bedacht.“

Ich wollte aufschreien, die Lüge zurückweisen, ihm die ganze Wahrheit unseres Elends entgegenschleudern, brachte aber nur heraus, dass er ein dreifach verfluchter Erzschurke sei – denn schon teilte sich die Wache am Eingang der Halle, jäh wurden die Türflügel aufgestoßen und öffneten sich mit einem bösartigen Knarren, und ein Mann trat ein, staubbedeckt, mit einer Narbe

über der linken Braue, die ich nicht kannte, und doch kannte ich jeden Zug seines Gesichts, als hätte keine Zeit und keine Parasange uns je getrennt. Und – das sah man deutlich – er erkannte mich.

„Mantinias!“, entfuhr es mir, ehe der Verstand die Zunge zügeln konnte.

Er blieb stehen, mitten im Schritt, als hätte ihn ein unsichtbarer Speer getroffen, und seine Augen – ich sah es, noch ehe er ein Wort sprach – füllten sich mit demselben Erkennen, das mir selbst die Kehle zuschnürte. Jahre der Trennung, Jahre, in denen ich nicht gewusst hatte, ob mein Bruder unter den Lebenden weilte oder längst zu jenen gehörte, denen ich im Reich des Hades begegnet war, fielen in diesem einen Herzschlag von uns ab wie ein zerrissenes Gewand.

„Derkyllis“, sagte er, und mehr brachte er nicht hervor, denn auch seine Stimme versagte ihm den Dienst.

Wir stürzten aufeinander zu, so weit es meine Fesseln erlaubten, und selbst der kalte Ainesidemos, dessen Herz, wie man erzählte, aus demselben schwarzen Holz geschnitzt war wie sein Thron, ließ uns einen Atemzug lang gewähren, ehe seine Wachen uns wieder auseinanderrissen. Paapis' Gesicht aber, Deinias, verzog sich in jenem Moment zu einer Grimasse, die weder Zorn noch Enttäuschung war, sondern etwas Kälteres: die Erkenntnis, dass sein Netz, so fein er es auch gesponnen hatte, uns noch nicht ganz gefangen hielt – und dass er von nun an zwei zugleich erjagen konnte, wo er vorher nur eine gehabt hatte.

Was mein Bruder erlebt hatte, seit wir uns zuletzt gesehen, würde eine ganze Nacht füllen, wollte man es in allen Einzelheiten erzählen – von Reisen, die ihn, wie er mir noch am selben Abend flüsterte, bis in die Gefilde von Mond und Sonne getragen hatten, an Orte, gegen die selbst Thule ein vertrautes Dorf gewesen wäre. Doch das, Deinias, ist eine Geschichte, die ich dir mit seinen eigenen Worten wiedergeben will, danach werde ich berichten, wie wir aus den Klauen des Ainesidemos und den Netzen des Paapis entkamen – denn entkommen sind wir, das sei hier schon verraten, doch der Preis dafür sollte höher sein, als wir in jener Stunde der Umarmung zu ahnen wagten.

Kapitel 19 – Mantinias erzählt: Reise zu Mond und Sonne

(Erzählebene: Mantinias berichtet seiner Schwester Derkyllis am Hof des Ainesidemos)

Ich weiß nicht, ob du mir glauben wirst, Derkyllis, wenn ich dir erzähle, was mir zugestoßen ist, seit wir uns aus den Augen verloren – denn ich selbst, der es am eigenen Leibe durchlitten hat, zweifle noch heute manche Nacht daran, ob ich es wirklich erlebt oder nur geträumt habe. Und doch: Hier ist die Narbe in meinem Gesicht, hier die an meiner Schulter, die kein Traum mir hätte schlagen können. Höre also, und urteile selbst.

Nachdem ich dich verloren hatte, fiel ich wieder in die Hand von Seeräubern, die mich fast tot aus dem Meer zogen. Ich wurde an Händler verkauft, die sich auf der Suche nach kostbaren Fellen nach Norden einschifften. Es trieb uns immer weiter nach Norden, immer der Kälte entgegen, bis das Meer unter mir aufhörte und zu Eis wurde und nur noch eine Dunkelheit blieb, wie ich sie nie zuvor gesehen hatte – eine Nacht ohne Ende, in der die Sterne größer und näher standen, als es einem Menschen zukommt, sie zu sehen. Dort, an diesem letzten Saum der Welt, geschah es: Ein Sturm,

wie ihn kein Schiffer je überlebt haben will, hob mich – ich gebe dir mein Wort bei allen Göttern, Derkyllis – hinauf, hinauf, bis das Meer unter mir nur noch ein silberner Faden war und die Erde selbst zu einer Scheibe wurde, kleiner als ein Schild. Städte, Flüsse, Meere, Wälder und Gebirge waren nicht mehr zu erkennen.

Sieben Tage und sieben Nächte hatten wir so auf unserer Luftfahrt zugebracht, als die Kräfte, die uns hin und her warfen, immer stärker wurden. Das Schiff ächzte und stöhnte, der Mast brach ab. Der Kapitän und Anführer der Händler gab die Anweisung, uns Sklaven unter Deck zu fesseln, damit wir nicht entkommen könnten. Das Schiff fiel und wurde wieder nach oben gestoßen. Meine Leidensgenossen und ich wurden umher geschleudert. Einer inneren Eingebung folgend, krabbelte ich in eine große, gut befestigte Amphore, die Getreide enthielt. Ich grub mich regelrecht in die Körner hinein, die wie ein Polster wirkten. Dann verlor ich das Bewusstsein.

Selanna

Als ich wieder zu mir kam, lag ich, umgeben von Frucht und Amphorentrümmern, ausgestreckt auf einem Boden, der nicht Erde war. Er glänzte wie mattes Silber, schien sich in alle Richtungen endlos weit zu erstrecken und gab unter meinen Schritten einen Ton von sich, leise wie ferne Flötenmusik. Ich hielt vergeblich Ausschau nach Spuren des Schiffes, das mich hierher gebracht hatte. Über mir stand keine Sonne, sondern ein Licht, kühl und weiß, das keinen Schatten warf, der sich bewegte, wie es unsere Schatten tun. Ich hatte, das begriff ich erst nach und nach, das Ufer des Mondes betreten. Hier und da ragten kleine Felsvorsprünge mit glänzenden Quarzadern hervor.

Ich hatte Durst und machte mich auf die Suche nach Wasser. Erst jetzt bemerkte ich, dass meine Hände immer noch gefesselt waren. Ich stieg hinab in eine tiefe, runde Senke, in der ich am ehesten Wasser vermutete. An deren Rand sah ich die Umrisse niedriger Hügel. Auch entdeckte ich die ersten Spuren von Pflanzenwuchs, eine graugelbe, an irdisches Moos erinnernde Vegetation. Schließlich wurde ich selbst gefunden.

Die Bewohner jenes Landes – wenn man sie Menschen nennen darf, was ich bezweifle – waren von einer Gestalt, groß wie Bäume, mit Haut, die im Licht schimmerte wie geschliffener Stein, und Augen, in denen kein Zorn, aber auch keine Milde zu lesen war, nur ein unendliches, kaltes Wissen. Sie führten mich, ohne Gewalt und doch ohne mir eine Wahl zu lassen, vor ihren Herrscher, den sie den Endymion nannten, in Erinnerung, so sagten sie, an jenen Sterblichen, den einst die Mondin, die wir Selene nennen, selbst zu lieben begann und dem sie den ewigen Schlaf schenkte, auf dass er nicht altere.

Ich hätte, Derkyllis, um mein Leben fürchten müssen, wäre nicht in jener Stunde eine Gestalt zwischen mich und die Speerträger des Endymion getreten: eine Frau von jenem Volk, doch mit einem Blick, in dem – ich kann es nicht anders nennen – etwas Menschliches aufflackerte, wie ein Funke in kaltem Metall. Sie hieß, so gut ich es in ihrer Sprache nachsprechen kann, Selanna, und sie war es, die mein Leben verbürgte, indem sie mich zu ihrem Gast erklärte, was, wie ich bald lernte, unter jenem Volk mehr wert ist als jeder Eid. Sie war es, die mich endlich von meinen Fesseln befreite.

Von Selanna erfuhr ich, was ich dir nun in aller Kürze berichten will, denn manches davon übersteigt, was Worte fassen können: Dass der Mond ein eigenes Reich sei, mit eigenen Kriegen

und eigener Geschichte, älter als Troja, älter vielleicht als die Erde selbst; dass sie im ewigen Streit lägen mit den Bewohnern der Sonne, jenem anderen Licht, das sie mehr fürchteten als alle Ungeheuer der Tiefsee; und dass eben dieser Streit auch mich betreffen sollte, ehe ich es ahnte. Unser Morgenstern ist ihr tödlichstes Schlachtfeld.

Kaum hatte ich mich an das kühle Licht des Mondes gewöhnt, brach der Krieg von Neuem aus. Ich sah es mit eigenen Augen, Derkyllis, und wollte es doch nicht glauben: Heere, geboren aus Feuer, kamen von der Sonne herab wie ein Schwarm glühender Bienen, jeder Krieger gehüllt in ein Licht, das kein Schild und kein Erz aufhalten konnte. Selanna reichte mir eine Klinge aus jenem silbernen Stein ihres Landes und sagte nur: „Fremder, heute kämpfst du an meiner Seite, oder du kämpfst gar nicht mehr."

Was soll ich dir sagen, Schwester – ich, der ich nie ein Krieger sein wollte, fand mich inmitten eines Kampfes wieder, wie ihn kein Dichter unserer Heimat je besungen hat: Klingen aus Mondgestein gegen Speere aus geronnenem Feuer, unter einem Himmel, in dem die Erde selbst nur als ferner blauer Punkt zusah, gleichgültig gegenüber dem Schicksal ihres Sohnes. Ich schlug, wie man mich gelehrt hatte, an Selannas Seite, und mehr als einmal war es allein ihre Hand, die mich vor dem Feuer der Sonnenkrieger bewahrte. Manchmal verfolgten wir sie mit dem Schwert in der Faust, und hieben mörderisch auf sie ein, manchmal mussten wir weichen, und so mancher von uns wurde zu Asche verbrannt. Gefangene wurden nicht gemacht. Was von dem gewaltigen Ringen mit roten Feuern und schwärzester Asche unten auf der Erde ankam, vermag ich nicht zu sagen. Später fragte ich mich, ob nicht eine ähnliche in alten Zeiten dort oben vorgefallene Begebenheit den Homer veranlasst hätte zu besingen, dass Zeus dem sterbenden Sarpedon zu Ehren Blut auf die Erde habe regnen zu lassen?

Ich erblickte, meine Derkyllis, unter den Scharen der Sonnenkrieger ein Volk, das mich nicht minder entsetzte als alle glühenden Sonnensoldaten: Wesen von schwärzlicher, wie durch Feuer gegerbter Haut, kleiner als die Mondbewohner und von krummer Gestalt. Selanna nannte sie die Kinder des Nahen Sternes, jenes Gestirns, das der Sonne am nächsten ist und darum von ihrem Feuer zuerst und ohne Unterlass versengt ward. „Sie kämpfen nicht aus Zorn," sagte sie mir, „und nicht aus Treue. Man hat sie vor Zeitaltern gezwungen, dass sie es täten, und seither ist der Zwang zur Gewohnheit geworden, die Gewohnheit zum Schicksal." Ich sah, wie man sie in die vorderste Reihe stieß, dorthin, wo der Kampf am erbittertsten tobte, auf dass die eigentlichen Krieger der Sonne dahinter Schutz fänden; und keiner unter ihnen wagte es, zurückzuweichen, denn hinter ihnen, so raunte man mir zu, warteten Aufseher, die grausamer waren als jeder Feind vor ihnen. Da dachte ich, Schwester, an das, was uns die alten Männer von jenem Volke berichten, das einst bei uns in der Enge lebte, den Heloten, die man auch zu den Speeren rief, wenn die Not es gebot, und die man verachtete, gerade weil man sie brauchte.

Direkt neben mir gelang es den Stilboniten (so nannte ich die schwarzen Krieger bei mir), in unsere Schlachtreihe einzubrechen. Ich bekam einen gewaltigen Schlag, der mir das Bewusstsein raubte. Als ich hochschrak, fühlte ich heiße Hände an meinem Hals. Verzweifelt wehrte ich mich, versuchte mich aufzubäumen, aber der Stilbonit kniete auf meiner Brust und drückte noch fester zu. Aus dem Augenwinkel sah ich Selanna heraneilen. Ihr Mondsteinschwert stieß mehrfach in den über mir Knienden hinein, der grässlich aufstöhnte und in sich zusammensank. Ich bekam wieder Luft und merkte erst jetzt, wie heiß der Stilbonite war, und heiß war auch das kochende Schwarzpech – sein

Blut – das aus ihm heraustropfte. Selanna half mir auf. Es gab keine Zeit, sich zu erholen. Der nächste Stilbonite stürzte sich auf mich.

Der Kampf währte – nach welchem Maß ich es zählen soll, weiß ich nicht, denn Tag und Nacht kennt jenes Land nicht, wie wir sie kennen – bis die Krieger der Sonne sich zurückzogen, geschlagen, doch nicht besiegt, denn Selanna selbst sagte mir, dieser Streit ende nie ganz, sondern ruhe nur, wie das Meer zwischen zwei Stürmen ruht.

In diesen Tagen des Friedens erst hatte ich Muße, jenes Land zu betrachten, von dem ich dir, wenn wir wieder beisammen sitzen in unserer Heimat, noch vieles mehr erzählen will: von den Tieren, groß wie Häuser und sanft wie Lämmer, die dort über silberne Ebenen ziehen; von den Türmen, die aus einem Stein errichtet sind, der bei Berührung wie Musik klingt; und davon, wie sehr mich, inmitten all dieses Staunens, das Heimweh nach dir und unserer verlorenen Heimat quälte wie eine offene Wunde.

Denn so sehr Selanna mich auch bat zu bleiben, so sehr das Wunder jenes Landes mich auch band – am Ende war es die Sehnsucht nach dir, Schwester, die stärker war als jedes Licht des Mondes. Und so begann jene zweite, kaum minder gefährliche Reise: der Weg zurück auf die Erde. Zunächst musste ich Selanna nicht nur überzeugen, mich gehen zu lassen, ich benötigte auch ihre Hilfe.

Mir half das Wissen, dass die Mondbewohner an die Wanderung der Seelen von der Erde auf den Mond glaubten. Das bedeutete nicht, dass sie in uns Erdenmenschen Brüder sähen, ganz im Gegenteil! Ihrem Glauben nach dürfen nur die Seelen der besten, tapfersten, klügsten, erfindungsreichsten Menschen zum Monde aufsteigen. Mondbewohner zu werden, war die größte Auszeichnung, die einer irdischen Seele zuteil werden kann. Daher wähnen sie sich den Menschen auf der Erde nicht nur ihrer Größe wegen weit überlegen. Ich legte Selanna dar, dass auch meine Seele die Gelegenheit bekommen sollte, zum Monde aufzusteigen. Daher müsste ich zurück auf die Erde, um dort tapfer und getreu meine Pflichten zu erfüllen und vor allem meine Schwester zu retten. Dies sah Selanna ein.

Aus den Fasern einer Pflanze, die nicht sehr häufig auf dem Mond wächst, machte sie ein Gewebe und aus diesem Gewebe einen riesigen Sack mit stabilen und doch biegsamen Wänden. Sie erzählte mir von Inseln, die es zwischen dem Mond und der Erde gab. Man könne nicht direkt auf die Erde hinunterspringen, das sei der sichere Tod. Aber in diesem Sack sicher verwahrt, könne man von Insel zu Insel hinunter auf die Erde gelangen. Ausgestattet mit einem Dolch, Wasser und gebranntem Brot kam ich in den Sack, den ich von innen sorgfältig verschloss. Mit einem Seufzer, einem sehr menschlichen Laut, warf sie mich in die Tiefe zu der ersten Insel, die ich mit meinen menschlichen Augen nicht hätte erblicken können.

Zeutis

Ich fiel und fiel, wirbelte in meinem Sack herum, klebte einmal oben, schwebte dann in der Mitte, um dann nach unten zu stürzen. Plötzlich schlug mein Sack auf hartem Boden auf und ich mit ihm. Mit acher Not öffnete ich den Sack und kroch heraus. Aus dem steinigen Boden erhoben sich stachlige Büsche, die armdicke grüne Früchte zu tragen schienen. Ich erholte mich, aß und trank von meinen Vorräten und machte mich auf den Weg, diese Insel zu erkunden. Dann fand ich das Dorf. Genauer: Ich roch es und hörte es, bevor ich es sah. Sorgfältig verbarg ich mich im Unterholz

eines Hügels, von dem aus ich alles überblicken konnte. Lange Zeit lag ich bewegungslos da und betrachtete das Treiben. Steinerne Häuser standen um den Dorfplatz herum, zwei waren etwas größer. Ich sah Gänse, Schafe, Ziegen und Schweine; es wurde Getreide angebaut, bei den Häusern waren Gärten. Die Menschen, die dort lebten, sahen vertraut aus. Sie gingen friedlich miteinander um, zwei Männern schienen sie besondere Achtung entgegenzubringen. Ich sah keine Waffen, ich sah überhaupt nichts, was nach Krieg und Gewalt aussah. Und dann hörte ich in der Ferne einen Hirten eine Melodie auf einer Flöte spielen, die mir seltsam vertraut vorkam und der ich unwillkürlich lauschte. Sanft fließende Vierteltöne. Hatte nicht unser Vater einen Gastfreund von der Peloponnes, dessen Diener uns immer auf der Flöte vorspielt, o Derkyllis? Das Lied der Sirene, das Odysseus gehört hat, kann nicht verlockender geklungen haben.

So fasste ich Mut und trat unter die Dorfbewohner, was Überraschung und Bestürzung auslöste. Sie fassten mich an und tasteten mich ab, als ob sie feststellen wollten, dass ich leibhaftig wäre und nicht nur eine körperlose Erscheinung. Sie sprachen eine Sprache, die mich an Griechisch erinnerte und doch sehr fremd war. Die beiden Männer, die über das Dorf zu gebieten schienen, nahmen mich in ihre Mitte und führten mich fort. Sie sagten immer: Wanax. Sie brachten mich nach einem längeren Fußmarsch in eine andere Siedlung, aus der ein Gebäude hervorstach, das ich unwillkürlich als Hof bezeichnete. Dort wurde ich von dem, den sie Wanax nannten, in seinem Thronsaal empfangen. Er hatte die Brust umhüllt mit einem wolligem Leibrock. Neben ihm prangte die altertümliche Rüstung, wie Homer sie oft besungen hatte: Schild und ein Helm von Leder geformt, inwendig mit häufigen Riemen wölbte er sich, straff durchspannt, und auswärts schienen die Hauer vom weißzahnigen Schwein, und starreten hiehin und dorthin, schön und künstlich gereiht, und ein Filz war drinnen befestigt. Daneben standen zwei erzblinkende Lanzen. Er rief: „Wer bist du, der einsam unsere Insel durchwandelt? Wessen bedarfst du?“

Ich begrüßte den Wanax: „Wanax, Ruhmvoller, du Fürst deines Volkes!“ Ich erzählte ihm von meinem Schicksal, besonders vom Aufenthalt auf dem Mond und dem Ziel, zur Erde zurückzukehren, wofür ich ihn um Hilfe bat. All das tat ich in beredten Worten, ohne auch nur das geringste Anzeichen des Verstehens in seinem Gesicht zu sehen. Dann erhob er sich, auf den Ellenbogen sich stützend, trat an mich heran und zwang mich, den Mund zu öffnen, und beschaute sich genüsslich meine Zähne, er fasste mir an das Geschlecht und prüfte meine Muskeln. Dann ließ er meine Hände fesseln. Ich hatte das schlimme Gefühl, wieder an einen Sklavenhändler geraten zu sein. Er setzte ein niederträchtiges Frettchenlächeln auf und rief einen Namen: Tekmessa. Nicht lange danach trat eine mittelalte Frau in den Saal, die ein Brandzeichen auf der Wange hatte. Sie band mir eine Leine um den Hals und nahm mich mit wie ein Tier, das sie auf dem Markt gekauft hatte. Der Wanax rief mir hinterher: „Mögest du ein wagendes Herz im Busen tragen.“ Aber etwas Hoffnung glomm in mir: Der Name Tekmessa kam mir bekannt vor. Sie hatte irgendetwas mit Aias dem Telamonier zu tun. Auch das Wort Wanax erinnerte mich an den anax aus Homer. Hatte ich es am Ende mit Hellenen zu tun?

Nach etlichen Monden der Gefangenschaft konnte ich sagen: Ja, es waren Hellenen, aber sie waren schon vor langer Zeit von uns getrennt worden. Das Arkadische war diesem Dialekt sehr ähnlich, und so lernte ich schnell. Aber ich will dir, o liebste Derkyllis, zuerst von Tekmessa erzählen, deren Zwangsgeliebter ich erst war, die dann aber meine Frau und Lebensretterin wurde. Tekmessa hatte keine Kinder, hatte aber schon zwei Männer zu Grabe getragen. Darum war sie als Gefahr für Männer im Gesicht gebrandmarkt worden. Sollte sie nicht bald wieder heiraten, würde ihr Besitz

unter den Familien ihrer verstorbenen Männer aufgeteilt werden und sie in die Tiefe gestürzt. Der Wanax wollte sie retten, und er wollte herausfinden, ob sie wirklich tödlich für Männer wäre. Vor allem aber ging es, wie ich später erfuhr, um Tekmessas Landbesitz. Hier durften nur Frauen Land besitzen und vererben; wenn Tekmessa stürbe, würde ihre nächste weibliche Verwandte erben, die Frau des Wanax. Wenn sie als Gattenmörderin verurteilt werden würde, dann würden die Verwandten ihrer verstorbenen Ehemänner erben. Nachdem er sich davon überzeugt hatte, dass ich ein Mann bin, wurden Tekmessa und ich gezwungen, als Mann und Frau zu leben. Es wurde sogar überprüft, ob ich das Beilager mit ihr vollzog.

Sie war gewiss älter, aber das einzig Störende an ihr war die Narbe im Gesicht, die ich aber zu übersehen lernte. Und sie war nicht tödlich, im Gegenteil, sie war sehr liebevoll. Oft berührte sie mich, wollte nicht ohne mich schlafen. Einmal drückte sie sich eng an mich und roch an mir: „Dein Hals riecht nach Ziegenleder, Heu und Ragaxharz. Das sind gute Gerüche.“ Sogar ihr Hausschwein Astraia mochte mich. Tekmessa küsste mich oft, und ich befragte sie unablässig nach dieser so seltsamen Welt.

Folgendes konnte ich von Tekmessa erfahren: Diese Insel, die zwischen Erde und Mond schwebte, war ein Stück der Erde, das die Giganten, bei ihrem Angriff auf den Olymp, so hoch geschleudert hatte, dass es nicht mehr zur Erde herunterfallen konnte. Die Menschen waren nach dem Fall Trojas auf diese Insel geraten. Da die Götter einen furchtbaren Sturm entfesselten, um die Griechen auf der Rückfahrt von Troja zu strafen, war ein Schiff aus der Flotte des Großen Aias und des Teukros bis auf diese Insel geschleudert worden. Neben der Besatzung waren erbeutete trojanische Frauen an Bord, Nutztiere, Saatgut und Setzlinge. Der Kapitän, ein entfernter Verwandter des Telamoniers, hatte in den Jahren der Belagerung festgestellt, dass manches in der Troas besser wuchs und gedieh als zuhause. Von dieser Schar stammten die Bewohner der Insel, von diesem Saatgut das, was auf den Feldern wuchs, von diesem Vieh alle Nutztiere. Katzen und Hunde gab es nicht, an die Stelle der Hunde waren Gänse und Schweine getreten. Denn auf der Insel selbst hatte es nur wenige Tiere gegeben, von denen sich die Menschen nicht hätten ernähren können.

Ein besonders seltsames Tier war der Nasenschreitling, von dem ich noch nie gehört hatte. Er hat zwar Beine, die er aber nur bei der Fortpflanzung benutzt. Ansonsten läuft er auf oder mit seiner Nase. Der Nasenschreitling ist faustgroß und fellbedeckt. Er frisst Pflanzen, stiehlt auch reifes Brotgetreide. Aber alle zwölf Jahre wird er zu einer regelrechten Plage, die man nur mit dem Werk der Heuschrecken vergleichen kann. Dann vermehrt sich der Nasenschreitling über alle Maßen, greift die Felder und die Getreidelager an und droht, die Menschen in eine Hungersnot zu stürzen. Daher ist die vornehmste Tätigkeit der jungen Inselbewohner, Nasenschreitlinge zu jagen und zu töten, um nicht in den Unglücksjahren ihren Angriffen zu erliegen.

Der Wanax, der mich Tekmessa geschenkt hatte, hieß traditionell Aias. Er besaß kraft seines Amtes viel Land. Ihm unterstand der Lawagetas, der den Kampf gegen die Nasenschreitlinge und die Vorbereitungen für das nächste Unglücksjahr leitete. Neben der Siedlung mit dem Wanax in seinem Palast, der zugleich das größte Getreidelager der Insel war, gab es noch fünf weitere Dörfer, deren Bewohner jeweils einen Damos bildeten, deren Vorsteher Basileus genannt wurde. Ich weiß nicht, ob Homer ihr Griechisch verstanden hätte, aber ich konnte es schnell lernen.

Besonders verehrt wird der Poseidon Enesidaon, nicht der Herr der Meere, sondern der Erderschütterer, der dereinst die Insel wieder mit der Erde vereinen soll; ihm zur Seite steht

Poseidaeia, seine Frau. Ihr gemeinsamer Altar steht im Palast des Wanax. Auf ihm gibt es jeden Tag Brandopfer von Nasenschreitlingen. In jedem Dorf gibt es ein größeres Haus, in dem Altäre für alle Götter stehen: Zeus, Hera, Poseidon, Artemis, Hermes, Dionysos, Ares und die Herrin Athene. Und in jedem Damos gibt es einen Priester, einen Hiereus. Nachdem ich eine gewisse Geschicklichkeit im Fang von Nasenschreitlingen erlangt hatte, brachte ich der Herrin Athene regelmäßig Opfer dar, was vom ganzen Damos anerkennend bemerkt wurde.

Über die Insel zog auch ein Rhapsode. Wenn er in ein Dorf kam, versammelten sich alle Einwohner auf dem Dorfplatz, um ihm zu lauschen. Tekmessa ermahnte mich, das nicht zu verpassen. Wer dem Rhapsoden nicht zuhörte, schloss sich sich aus der Gemeinschaft aus. Als ich ihn zum ersten Mal hörte, rezitierte er Geschichten aus dem Trojanischen Krieg:

„Schon kam zum zehnten Mal der Sommer wieder,
Und eingekerkert noch in ihre Mauern
Erzitterten die Phrygier vor den Griechen,
Und diese fingen an voll Furcht zu zweifeln,
An dem, was Kalchas hatte wahrgesagt:
Als auf des Delischen Apoll' Orakel
Die Eichen sich von Idas Gipfel stürzten,
Wovon die Griechen nun ein Pferd sich bauten,
In dessen langen ungeheuren Seiten
Ein ganzes Lager sich verbergen konnte.
Drauf schrieben sie: Gewidmet der Athene!
Erzürnet über die zehnjährigen Schlachten
Verbargen sich hinein der Griechen Helden.
Jetzt glaubten wir, die tausend Schiffe flögen
Schon übers hohe Meer: nun sei befreiet
Vom Krieg das Vaterland! – uns log die Aufschrift
Des Pferdes und der zu unserm Untergange
Bestochene Sinon, unser Wahn sei Wahrheit.
Ganz Troja lief nun frei aus seinen Toren,
Um das Geschenk der Griechen zu betrachten.
Da rollten Freudenzähren von den Wangen –
Die Freude der betrübten Seelen weinet –
Dem ganzen Volk, und im erhobenen Busen
Schlug wieder frei das Herz seit vielen Jahren.
Auf einmal kam mit aufgelösten Haaren
Laokoon, der Priester des Poseidon,
Und drang sich schreiend durch die Menge.
Jetzt warf er einen Spieß in den Bauch des Pferdes,
Allein das Schicksal schwächte seine Hände,
Absprang der Spieß und stärkte uns in dem Wahne.
Doch mutig stärkte er seine Nerven wieder,
Und hieb mit einem Beil in dessen Seiten –
Ein Schauer überfiel die Helden drinnen

Und aus dem Pferde fuhr ein dunkles Murmeln,
Allein man hielt es für ein heilig Schnauben. –
Das Pferd und die darin gefangenen Helden
Fing man nun an, nach Troja hinzuziehen,
Auf dass mit unerhörtem Betruge
Dem Kriege sie ein Ende machen könnten. –
Doch sieh, indem es geschieht, ein neues Wunder!
Dort wo das hohe Tenedos die Wogen
Mit seinem Felsenrücken von sich schüttelt,
Dass von der Tiefe sie zurück prallen,
Die Flut aufschwillt und sich in Schaum verwandelt,
Und wie bei stiller Nacht der Schlag der Ruder
Vom weiten einer ganzen Flotte rauschet –
Hier sehen wir zwei Schlangen Fluten werfen
Hoch mit verschlungenen Kreisen an die Felsen –
Sie gleichen aufgeschwollen hohen Schiffen!
Aufstrudelt hier der Schaum an ihren Leibern!
Die Schwänze klatschen! ihre Mähnen ragen
Mit roten Feuerstrahlen aus dem Meere!
Von ihren Blitzen brennen alle Wogen,
Von ihrem Zischen zittern alle Wogen
Und aller Augen stehen starr und staunen.
In ihre heiligen phrygischen Gewänder
Gekleidet standen da Laokoons Söhne,
Zwei Pfänder von der aller reinsten Liebe,
Und plötzlich haben sie die glühenden Schlangen

Umwunden! – o wie strecken sie die Händchen
Nach Hilfe empor! ach keiner kann sich helfen!
Ach jeder jammert über seinen Bruder!
Und jeder stirbt aus Furcht für seinen Bruder!
Der schwache Vater eilt sie zu retten –
Sie dehnen hoch sich über seine Kinder,
Ergreifen ihn und ziehen ihn darnieder,
Und winden ihren Gift in jede Nerve!
Da liegt der Priester am Altar ein Opfer
Mit seinen Söhnen durch und durch umwunden
Und sträubet sich, und wälzt sich auf der Erde.
O Ilion hier hast du deine Götter
Geschändet, und mit ihm zugleich verloren!
Schon zeigt im vollen Silberglanze Luna
Ihr Angesicht, und führt herauf an Himmel
In stiller Majestät die kleineren Sterne –
Und Troja war von Schlaf und Wein begraben.

Jetzt machten los des Pferdes innere Riegel
Die Helden, sprangen hinaus zum Kampf gerüstet,
Und fochten sich zu üben mit den Lüften.
So schüttelt ein Thessalischer Hengst die Mähne
Befreiet von dem Dunkel seines Stalles,
Und stampft, noch ehe er fliegt, mit den Hufen.
Und Schwert und Schild in seinen tapferen Händen
Anfället der die schlafenden Trojaner,
Und schicket sie bezecht zu Persephone –
Die Fackel zündet der an am Altare
Und ruft die Götter Trojas wider Troja.“

Die Dorfbewohner klatschten und jubelten, als wäre Troja erst gestern gefallen. Dabei waren sie doch Nachfahren von Griechen und Trojanerinnen. Der Rum gehört stets den Siegern.

Ich begann mich mit der Idee anzufreunden, als Tekmessas Mann, als Mann einer wohlhabenden Frau, der schon mehrere Monate überlebt hatte, was meinen beiden Vorgängern nicht gelungen war, auf der Insel zu bleiben. Ich durfte mich auf der Insel frei bewegen, bekam sogar meinen Dolch zurück, dessen Metall sie erstaunte. Denn sie kannten nur die Bronze, die mit ihnen und ihrem Schiff auf die Insel geschleudert worden war. Als erstes schaute ich nach, ob mein Sack noch da wäre. Dann besuchte ich alle Dörfer und forschte unauffällig nach Hinweisen auf eine weitere Insel, die näher an der Erde war. Überall suchte ich den Basileus auf, um mit ihm zu sprechen; auch hielt ich mich lange in den Tempelgebäuden auf und unterhielt mich mit den Priestern. Ich zeigte mich als Verehrer der Herrin Athene und erzählte Geschichten von Leto, Artemis und Apollon, über die sie staunten. Und ich fand heraus, dass unsere Insel alle zwölf Jahre, und genau in den Unglücksjahren, langsam über eine tiefer gelegene Insel wanderte. Früher hätte es eine Tradition gegeben, missliebige Menschen als Opfer an die Götter hinunterzuwerfen. Da war noch etwas, was mir mit der Zeit erst auffiel: Viele rothaarige Menschen, viele, die offensichtlich schwachsinnig waren, viele mit Entstellungen, Gaumenspalten, sechs Fingern an einer Hand. Das gab mir zu denken.

In einem Damos hieß mich eine uralte Frau, zu ihr zu kommen. Ich trat an ein Sterbelager, denn diese Frau sollte längst gestorben sein. Sie erzählte viel, sehr viel. Ich hörte ihr geduldig und aufmerksam zu. Sie wusste so viel, aber niemand mehr hatte sich dafür interessiert. Sie wusste, dass es eine weitere Insel gab, die näher an der Erde war, die Schwarze Insel, dorthin warf man die Menschenopfer, die es gelegentlich gegeben hatte. Sie hat die Form einer schartigen Sichel, lang, schmal, gebogen. Sie wusste, dass unsere Insel nicht einfach nur Insel hieß, sondern Zeutis. Sie wusste, dass die Nasenschreitlinge auch die Unterseite von Zeutis mit ihren Klüften und Höhlen bewohnten und von dort durch die Überquerung der Schwarzen Insel geradezu auf die Oberseite getrieben wurden. Alle 144 Jahre ereignete sich eine große Katastrophe. Daher sahen die Dörfer früher anders aus; ein Gürtel aus Ragax-Sträuchern umgab jeden Damos; die Nasenschreitlinge fressen sehr gerne die Früchte des Ragax-Strauches, aber die Blätter sondern eine Flüssigkeit ab, die die Schädlinge fernhält, und ihre feinen, spitzen Stacheln können den Nasenschreitlingen tödliche Wunden zufügen; danach wäre ein Graben mit Exkrementen gekommen, deren Gestank Nasenschreitlinge ebenfalls fernhält; dann sei eine hohe Mauer gekommen, an der sich die angreifenden Schädlinge gestaut hätten, um ihnen mit Feuer zu Leibe zu rücken. Aber Ragax-

Sträucher müssen aufwendig bewässert werden, die Exkremente störten auch die Menschen. Die alte Frau sagte, sie könne sich noch an ihren Urgroßvater erinnern, der als einziger gegen den Abriss der Mauer war. Alle anderen hätten sich über das Baumaterial gefreut. Nun sei das 143. Jahr, und nichts könne mehr die Nasenschreitlinge aufhalten.

Ich war also in dem Jahr gekommen, auf das ein Unglücksjahr folgte. Und in diesem Unglücksjahr war die Plage der Nasenschreitlinge so schlimm, wie die alte Frau es mir angekündigt hatte. Sie war so schlimm, dass die Menschen schier verzweifelten und allen Mut verloren. Die Erde, die Felsen, die Hügel, alle schienen geradezu Nasenschreitlinge auszuschwitzen. Wir kämpften verzweifelt, aber die Nasenschreitlinge überrannten sogar den Palast des Wanax. Sie griffen in Wellen an. Ich sah Menschen, vor allem Kinder, die unter einem Wust von Nasenschreitlingen erstickten. Mit Stöcken und Steinen, es gab kaum Waffen aus Bronze, hatten wir zu wenig ausrichten können. Die notwendigen Mauern gab es nicht mehr. Zu wenig Brotgetreide hatte den Sturm überstanden, uns drohte eine Hungersnot. Sechs Tage hatten so viel zerstört.

Ich erzählte in unserem Damos, was ich von der Alten gehört hatte, aber das erregte den Unwillen des Basileus. Ich wandte mich an den Lawagetas, der mich ebenfalls abwies. Die Menschen wollten nichts vom Ragax-Strauch wissen. Sie hatten Angst davor, zu verhungern. Ich erinnerte mich an die grünen Früchte, die ich bei meinem Sturz auf die Insel gefunden hatte. Sie wuchsen fast ausschließlich auf Ländereien, die von den Menschen nicht genutzt wurden, doch waren sie sehr zahlreich. Sie erinnerten mich an irdische Schlangenmelonen, deren Früchte lang und schlank sind und eine hellgrüne Schale aufweisen. Ich erntete sie, aß sie, überlebte sie und bemerkte, dass sie nahrhaft und sättigend war. Tekmessa tat mit. Konnte das die Rettung sein? Doch die Familien von Tekmessas verstorbenen Männern hatten nicht aufgegeben. Sie hatten uns beobachtet, Informationen gesammelt, auch die Schlangenmelonen wurden uns zum Nachteil ausgelegt. Auch der Basileus unseres Damos und der Lawagetas machten mit.

Als der Wanax eine Liste der Menschenopfer erstellte, die auch den praktischen Zweck hatte, durch Verringerung der Bevölkerung die Wirkung der Hungersnot zu lindern, standen Tekmessa und ich an erster Stelle, dahinter viele Menschen mit roten Haaren oder anderen Besonderheiten. Die Anklagen waren bunt gegen Tekmessa und mich: Ich sei ein Verfluchter, der Fluch über alle bringen müsse, die ihm Gutes tun; daher hätte ich die Nasenschreitlinge gerufen; ich hätte versucht, die Basileis gegen den Wanax aufzustacheln, um selbst Wanax zu werden; ich hätte versucht, die Priester von neuen Göttern zu überzeugen, um die guten Sitten zu zerstören und die Jugend zu verderben; überlebt hätte ich die Ehe mit Tekmessa nur, weil ich schon verflucht sei und immun gegen das Gift, das von ihr ausgehe; wir beiden seien verflucht und ein Unglück und eine Bedrohung für unseren Damos.

Wir Verurteilten durften wie lebendige Tote herumlaufen: Wohin hätten denn die zum Tode Bestimmten auch fliehen sollen? Alle mieden uns. Wenn wir nicht die Schlangenmelonen gehabt hätten, hätten wir hungern müssen. Ich aber erzählte Tekmessa von meinem Sack und der Insel unter uns und meiner Mission, dich, meine Schwester, zu retten. Sie ließ sich überreden. Sie, die keine Angehörigen mehr hatte, verstand es.

Als wir beide das letzte Mal das Haus aufsuchten, das unser Heim geworden war, kam Astraia, die Haussau, wie immer mit leise klappernden Hufen sofort auf uns zu. Sie hob ihre feuchte Schnauze zu Tekmessa hoch und freute sich, dass wir beide sie streichelten und kraulten. Sie fühlte sich weich

und warm an. Dann legte sie sich auf ihre Decke und schlief ein. Astraia würde an eine junge Frau gehen, die für Tekmessa lange gekocht hatte. Tekmessa verabschiedete sich unter Tränen von Astraia.

Wir brauchten aber einen Menschen, der uns hinabstieß. Als wir niemanden finden konnten, war sie es, die mich in meinem Sack über den Rand beförderte. So wurde sie meine Lebensretterin.

Die schwarze Insel

Nachdem ich mich aus dem Sack befreit hatte, fand ich mich in einer schwarzen Felsenlandschaft wieder. Hoch über mir glitt die Insel Zeutis langsam vorbei. Da sah ich von oben etwas herunterfallen, das nicht weit von mir aufschlug. Ich eilte hin und fand den zerschmetterten Leichnam Tekmessas. Sie wollte sterben, wie sie gelebt hatte, allein und stolz; sie wollte sich nicht mit den anderen Verurteilten in einer Herde über die Klippe treiben lassen. Ich streifte einen ganz schmalen Kupferring von ihrem Finger und legte ihn ihr unter die Zunge im Vertrauen auf Charon, ich streute schwarzen Sand über ihren Körper und deckte ihn dann mit schwarzen Felsbrocken zu.

Anscheinend herrschte hier ewiges Schwarz. Inmitten der schwarzen Steineinöde ich, lediglich in Gesellschaft meiner toten Ehefrau. Ich wusste, ich musste den Rand der Schwarzen Insel erreichen, wenn ich überleben wollte. Aber irgendetwas hielt mich an Tekmessas Grab. In dieser Zeit wurde es etwas heller. Und dann glaubte ich, überall von schwarzem Staub bedeckte Knochen, ja ganze Skelette zu entdecken. Plötzlich bemerkte ich, wie durstig ich war. Ich nahm zwei, drei Schluck Wasser aus meinem Vorrat. Um mich herum herrschte absolute Ruhe. Selbst der Wind schien lautlos zu wehen. Ich begann, vor mich hin zu flüstern, als bestände die Gefahr, irgendwelche Anwohner aufzuwecken. Ich erzählte mir selbst etwas. Ich hatte Tekmessa gefragt, wie ich ihr vorgekommen wäre, als sie mich das erste Mal sah; sie hatte geantwortet: „Sehr helle Augen, lange Wimpern, ein fordernder Mund, gelocktes dunkles Haar. Der Mann gefällt mir, aber er ist gefährlich. Hoffentlich ist er trotzdem ein zuverlässiger, starker Mann, der mich beschützen kann.“ Alle Kraft schien mich mit einem Schlag zu verlassen. Ich war schon kurz davor, müde und erschöpft wie ich war, mich einfach im Staub unter dem Sternenhimmel schlafen zu legen, da nahm ich aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahr. Etwas kroch auf mich zu. Es war ein Mensch. Er konnte sich auf seinen linken Arm stützen, der rechte schien unbrauchbar. Die Beine trugen ihn nicht mehr. Schließlich hatte er Tekmessas Grab und mich erreicht. Das einzige, was er von sich gab, war ein Schmatzen. Sein Gesicht war mit schwarzem Staub bedeckt und hatte nichts Menschliches mehr an sich. Das Schmatzen wurde lauter, als er sich an dem Grab zu schaffen machte. Speichel tropfte aus dem Mund heraus. Ich konnte nicht anders. Ich nahm meinen Dolch und durchtrennte die Halsschlagader. Das Blut, das aus dem Hals herausschoss, war das eines Menschen. Dieser Mensch zuckte noch, während der schwarze Boden gierig das heiße Blut aufsaugte. Erst dann dachte ich nach: Was wollte dieser Mensch mit dem Leichnam Tekmessas? Ich dachte an den Speichel, mir wurde schlecht, ich musste mich übergeben.

Schließlich trat ich an den Toten heran und untersuchte ihn. Die Kleidung sagte mir, dass er von Zeutis gekommen war. Als ich den schwarzen Staub von seinem Gesicht wischte, sah ich die Hasenscharte. Hatten sie schon mit den Menschenopfern begonnen? Konnte jemand den Sturz in die Tiefe überleben? Ich zog den Toten weg von Tekmessas Grab, klemmte ihn zwischen zwei

Felsbrocken ein und bedeckte auch ihn mit schwarzem Staub. Ich musste weg, ich musste den Rand erreichen. Immer wieder sagte ich mir: „Wenn du dich anstrengst, wirst du überleben!“

Ich ging zu meinem Sack mit den Vorräten, die eigentlich für zwei bestimmt waren. Unwillkürlich blickte ich nach oben. Ich hatte das Gefühl, dass Zeutis ganz dicht über der Schwarzen Insel war. Auf der Unterseite sah ich unzählige Lichter, deren Herkunft ich mir nicht erklären konnte. Und dann sah ich den Regen, der auf die schwarze Felsenebene niederging: Menschen und noch viel mehr Nasenschreitlinge, teilweise in einer Größe, die ich mir nicht hätte vorstellen können. Dieser Anblick gab mir den letzten Anstoß: Ich rannte in die Richtung, in der ich den Rand der Schwarzen Insel wähnte. Mein Sack behinderte mich. Als ich mich kurz umwandte, sah ich ein verstörendes Bild: Der Horizont war rot, eine Flammenwand erhob sich dort, die über die Schwarze Insel wanderte. Vor der Flammenwand eine Wand aus Nasenschreitlingen in allen Größen und zwischen ihnen gelegentlich Menschen, die groteske Bewegungen vollführten. Die Flammen und die Lebewesen bewegten sich auf mich zu. Unter Aufwendung aller Kräfte erreichte ich den Rand und blickte hinab.

Die Insel der blauen Lagune

Unter mir sah ich ein reines Blau, wie ich es nur einmal auf unserer Schiffsreise nach Kreta gesehen hatte. Das Mondlicht schien darauf zu spielen. Mir blieb keine Zeit, mich weiter zu orientieren. Ich stieg in meinen Sack und verschloss ihn von innen sorgfältig. Da traf mich auch schon ein Stoß, denn die Wand aus Nasenschreitlingen und Menschen hatte mich erreicht und beförderte mich über den Rand der Schwarzen Insel. Ich stürzte in eine blaue Lagune. In dem Augenblick, als mein Sack unter Wasser geriet, wurde er durchsichtig. Ich sah, dass außer mir noch zwei oder mehr Menschen und eine große Zahl von Nasenschreitlingen ins Wasser gestürzt waren. Eigentlich hatte ich erwartet, dass ich mit meinem Sack sofort an die Wasseroberfläche aufstiege, aber etwas hielt mich fest. Und dieses Etwas machte mit denen, die mit mir heruntergestürzt waren, kurzen Prozess, während ich wegen der tausend Flecken aus Blau und Gold, die um mich herum tanzten, nichts davon wahrnahm.

Ich sah dann, dass ich mich vor dem Eingang einer Unterwasserhöhle befand. Ein Schwarm Fische kam daraus hervor, metallen mit schwarzen Flecken, versammelte sich um meinen Sack und beobachtete mich. Plötzlich ergriffen sie die Flucht. Etwas Großes bahnte sich seinen Weg. Aber ich erkannte nur die kleinen, erschreckten Augen eines Tintenfisches. Die Temperatur in meinem Sack sank, ich begann zu frösteln. Zwischen den Felsen war etwas, das wartete. Aber ich gewahrte nur den Kopf eines Oktopus, dann den ganzen Körper, der sich krümmte und wand und zuckte, weil ihn etwas Tödliches gepackt hatte. Erst dann fasste ich mich und blickte in alle Richtungen umher.

Auf meinem Sack saß, wenn man das so nennen konnte, ein gewaltiges Meerwesen, schwarz wie das Wasser unter einer Gewitterwolke und mit einem weißen Bauch. Und als es den Leib drehte, sah ich das Maul voller langer, heller Zähne. Es drückte meinen Sack nach unten. Dann erkannte ich Knochen, Fleischfetzen, vielleicht von Nasenschreitlingen, vielleicht von Menschen, die im Wasser trieben. Bald war ich von weiteren Meeresungeheuern umringt, die mich mit kalten Augen betrachteten. Ich kannte diese Wesen, die Seeleute hatten sie mir gezeigt: Schwarze Meerungeheuer, weiß am Bauch, scharfäugig und schnell im Meer; nicht sanft wie ein Delphin, sondern ein Töter all dessen, was ihm im Meer begegnet. Die Seeleute nannten dieses Tier Delphinmörder oder Orka.

Die Orkas begannen mit mir zu spielen. Der oben sorgte dafür, dass mein Sack nicht auftauchen konnte. Einige bohrten ihre Schnäbel in die Wandung des Sacks hinein, andere bissen zu. Alles vergebens, das Mondmaterial hielt Stand. Plötzlich hatte einer eine Idee, der alle anderen folgten. Sie schoben mich zu der Unterwasserhöhle. Der Höhleneingang kam mir wie ein großes, von Menschenhand errichtetes Tor vor mit großen Platten, die einmal Inschriften tragen sollten. Die Höhlenwände schienen vulkanischen Ursprungs, schwarz, blutrot, hellgrau. Die Orkas schoben mich in eine Art Luftblase. Rund um meinen Sack herum stand das Wasser nur noch kniehoch, und es gab eine Art Beleuchtung, die von fluoreszierenden Pflanzen ausging. Ich verließ meinen Sack, verschloss ihn sorgfältig und ging mit gezücktem Dolch tiefer in die Höhle hinein. Auf die erste folgte eine zweite Höhle, die trocken war und ebenfalls von Glimmerpflanzen erhellt. In der Ecke gab es einen Durchgang in einen Gang, der, wie die Schlagspuren an der Wand verrieten, künstlichen Ursprungs war und in eine Kammer führte.

Dort saß das, was die Zeit von einem Menschen übrig lässt, an einem grob gezimmerten Tisch. Vor ihm eine Art Kassette mit einer phönizischen Aufschrift:

Siehe, das kupferne Behältnis,
Entferne den bronzenen Verschluss,
Auftun wird sich die Pforte zu einem
Verborgenen geheimen Schatz
Lies gründlich jedes einzelne Wort
Das ist deine Rettung.

Bevor ich mich der Urkundenkapsel zuwandte, besah ich mir das Skelett, an dem noch Kleidungsfetzen hingen. Beide Beine waren nicht nur gebrochen, sondern geradezu zerschmettert. Da erst entdeckte ich im Dunkel einen Gang, der aus der Kammer hinausführte, aber mit einem Haufen tauber Gesteinstrümmer versperrt war. Das gab mir einen ersten Hinweis.

Nun öffnete ich die Kassette und fand ein gutes Dutzend fein gearbeitete Steintafeln, in die nicht weniger fein altertümliche phönizische Schriftzeichen eingeritzt waren. Ich begann zu lesen, musste wieder neu ansetzen, verstand aber immer mehr von dem, was ich las:

„Es ist dem Menschen nicht bestimmt, sein Leben mit Nichtstun zu vergeuden. Geist und Körper, Klugheit und Kraft muss er gleichermaßen schulen, um sich die Gunst der Götter zu verdienen. Es gibt Vieles, was der Mensch tun kann. Aber herrlich ist es, frei seinen Geschäften nachzugehen, herrlicher noch ein Schiffsherr und Kapitän zu sein, dem das weite Meer gehört. Das kann jeder Seemann und jeder Händler aus Sidon bestätigen. Eschmun und Astarte, euch rufe ich an! Warum habt ihr euch von uns abgewandt? Denn seit unsere Stadt von Asarhaddon zerstört, unser König geköpft und die Ruinen unseres Sidon mit fremden Kriegsgefangenen besiedelt sind, ist jeder Tag ein Unglückstag. Unsere Schiffe auch stehen unter der Herrschaftsgewalt der Assyrer. Wir müssen ihnen in allem folgen und ihnen gehorchen wie ein Hund.

Ich hatte Glück, denn unsere Schiffe befanden sich weit im Westen, als Asarhaddon unseren König Abdi-Milkutti nach seiner Flucht aufs Meer gefangen genommen, lebendig gehäutet und enthauptet hatte, und meine Eltern waren rechtzeitig nach Tyros übersiedelt. Als den Tyrern die Chora von Sidon zugesprochen wurde, behielten wir sogar unser Landgut. Unser Haus in Sidon wurde zerstört, und in der Ruine hausen jetzt Elamiter. Als die Assyrer Schiffe für den Feldzug gegen Ägypten

einforderten, ließ Baalu von Tyros vor allem die Schiffe derer beschlagnahmen, die aus Sidon stammten. Vier lange Jahre fuhr ich und fuhren meine Schiffe zwischen Kur-Assurhaddon – dem neuen Sidon –, Tyros und dem Nildelta hin und her, um die assyrischen Truppen zu versorgen.

Nach Ende des Krieges wurden meine Schiffe wieder beschlagnahmt, obwohl ich wenig verdient hatte und die Schiffe in einem schlechten Zustand waren. Der Assyrerkönig hatte von den phönizischen Kolonien im Westen gehört und wollte deren Macht und deren Reichtum erkunden. Es ging aber auch ein Gerücht durch Tyros, dass Assurbanipal eine Weissagung erhalten habe vom Reichsgott Assur, dass er den Westen erobern solle, da aus dem Osten eine tödliche Gefahr für seine Kinder und Kindeskinder komme.

Der König von Tyros sammelte also ein Dutzend Schiffe, gab Geld, um notwendige Reparaturen durchzuführen und um die Schiffe mit allem Notwendigen zu versehen. Neben den phönizischen Seeleuten gingen auch assyrische und elamitische Soldaten mit an Bord. Die sollten die Flotte beschützen vor tyrrhenischen Seeräubern und die Macht Assurs demonstrieren. Auch sollten wir durch die Säulen des Melkart fahren und dort Eroberungsmöglichkeiten erkunden. Dies erregte bei den Phöniziern großen Unwillen, denn längst befuhren phönizische Schiffe diese Meere, und keiner wollte dort einen Nebenbuhler.

Von Anfang an war die Stimmung schlecht. In Karthago meldeten zwei Kapitäne, dass ihre Schiffe nicht mehr seetauglich wären, und die assyrischen Soldaten wurden auf die anderen Schiffe verteilt. Gleiches wiederholte sich. Je mehr assyrische Soldaten sich auf den verbliebenen Schiffen drängten, umso größer wurde die Wut aller gegen alle. Als wir den Hafen von Tartessos verließen und durch die Säulen des Melkart fuhren, waren noch sechs Schiffe übrig, darunter auch das, dessen Schiffsherr und Kapitän ich war. Eines geriet bald in Seenot, und auch deren Besatzung musste auf die übrigen fünf verteilt werden. Mein Schiff hielt sich wacker, obwohl wir Wasser machten. Ich gehörte zu den wenigen, die in der Heimat noch etwas zu verlieren hatten. Deshalb schloss man mich von der Verschwörung aus.

Mattan, der aus einer alten tyrischen Familie stammte, war mit guten und schlechten Anlagen gesegnet. Große Körperkraft ging einher mit der Fähigkeit, zu lügen, zu betrügen und Menschen auf seine Seite zu ziehen. Das große Vermögen hatte schon sein Vater vertan, nun wollte Mattan mit allen Mitteln reich und mächtig werden. Schon als junger Mann hatte er mit der Vergewaltigung einer Astarte-Priesterin Zeugnis über seinen Charakter abgelegt. Vom König von Tyros hatte er den Geheimauftrag, die Mission der Flotte mit allen Mitteln zu hintertreiben. Zunächst sammelte Mattan die Verbrecher und die Spitzbuben unter den Phöniziern um sich. Die halfen ihm, seine Verschwörung zu verbreiten. Am Ende hatte er fast alle Phönizier auf seiner Seite und die meisten Elamiter. Auf sein Kommando sollten alle Assyrer gepackt und über Bord geworfen werden.

Der Aufenthalt in Tartessos änderte Mattans Pläne: Immer noch wollte er die Assyrer beseitigen, aber dann Tartessos erobern und sich dort zum König machen. Alles versprach Mattan seinen Anhängern: Von goldenem Geschirr bis zu willigen Dirnen. Sie würden die Herren sein. Dabei verschwendete er keinen Gedanken an den Assyrerkönig. Jedes Geschäft und jede Herrschaft wird durch das aufrechterhalten, was sie begründet hat. Bei uns Sidoniern ist das Ausdauer, Fleiß und Mut. Bei den Assyrern ist das Grausamkeit und Rache. Asarhaddon hatte den Kopf Abdi-Milkuttis am Hals eines seiner Würdenträger befestigen lassen; mit Musikbegleitung war der Kopf in den

Straßen und auf den Plätzen Ninives zur Schau gestellt worden. Jeder von uns, der noch Besitz und Familie in Phönizien hatte, würde alles verlieren.

Wenn ich das schreibe, denke ich an meine Frau. Astarte mache, dass sie nicht in einer Hurengasse Ninives endet. Eschmun mache, dass meine drei Söhne nicht den Löwen des Königs zur Beute werden oder gar geblendet in Assur eine Mühle drehen müssen!

Unsere letzten fünf Schiffe steuerten mit gutem Ostwinde nach Westen der untergehenden Sonne entgegen, da kam es auf allen Schiffen zu Unruhe und Kämpfen. Überall sah man Männer ins Meer stürzen. Ein assyrischer Offizier, der mich um meinen Schutz bat, wurde von meiner Seite gerissen, und auch mir drohte man mit dem Tod. Überall erklang phönizischer Jubel, überall erklangen assyrische Flüche, dazwischen elamitische Schreie. Ich wurde völlig überrascht. Innerhalb kürzester Zeit waren alle Assyrer über Bord! Hinter uns verklangen die Schreie der ertrinkenden Assyrer. Mattan befahl, die Verwundeten zu versorgen und zurück nach Tartessos zu segeln. Da erhob sich ein großer Wind, und die See ging immer höher, der Himmel hüllte sich in Dunkel, und die Flotte löste sich auf. Es blieb uns also nichts übrig, als uns dem Winde gänzlich zu überlassen, und so trieben wir unter den furchtbarsten Stürmen lang umher. Jegliches Zeitgefühl entglitt uns. Mein Schiff wurde von einer Wasserhose ergriffen, die es mit Blitzesschnelle im Kreise herumwirbelte, in den Himmel emporhob, und nicht wieder auf dem Meere absetzte, sondern hoch in den Lüften schweben ließ, wo denn ein frischer Wind unsre Segel blähte und uns über den Wolken dahin führte. Schließlich warfen uns die Winde auf eine schwarze Insel. Wir hatten genug Wasser und Proviant, aber wie sollte man an so einem verfluchten Ort überleben! Überall schwarze Steine, überall schwarzer Sand, darunter Knochen, schwarz verbrannt. Wir mussten im Reich der Schatten gelandet sein, wo es weder Essen noch Trinken gab. Wir erkundeten die schwarze Insel und entdeckten, dass unter ihr eine weitere Insel durch den Himmel schwebte, auf der es einen riesigen blauen See gab.

Als wir die Feuerwand am Horizont erblickten, die sich auf uns zu bewegte, als wir Kreaturen sahen, die das Feuer auf uns zu trieb, versammelten sich die Mutigeren am Rande der schwarzen Insel, um hinunter in den großen blauen See zu springen. Andere nahmen sich das Leben. Diejenigen, die den Sprung überlebten, wurden sofort von Orkas angegriffen, die wir aus dem Meer kannten. Grausame, aber verspielte Meeresungeheuer. Erst später wunderten wir uns. Niemand von uns hatte je gehört, dass Orkas Menschen angegriffen hätten. Sie waren zwar keine Freunde der Menschen wie die Delphine, aber klug und bereit, sogar mit ihnen zu spielen.

Wir waren noch zu siebt, als es uns gelang, in diese Höhle hier zu flüchten. Wir sammelten Treibholz, fingen Fische, hielten uns von den Orkas fern und erkundeten die Höhle. Wir entdeckten einen Spalt im Boden, an dessen Ende ein Lichtschein erkennbar war. Nur mit Steinwerkzeugen erweiterten wir den Riss, und einer von uns stieg hinab und kletterte durch das Gestrüpp, das auf der Unterseite der Insel wächst, bis an den Rand und gelangte so zum Ufer des Sees, von wo aus er uns Zeichen gab und uns aufforderte, es ihm nachzutun. Alle waren schon hinuntergestiegen, nur ich zögerte noch, da stürzte eine große Last Steine herab, die mir die Beine zerschmetterte. Der Schatz, den ich dir verrate, ist, dass dicht unter dieser Insel eine weitere schwebt, deren Baumwipfel fast bis an die Unterseite dieser Insel hier reichen. Wenn es dir gelingt, die Steinlast wegzuräumen, kannst du dich retten.“

Es stand nicht, wer das geschrieben hatte. Die Namen der Könige hatte ich nie gehört. Ich sah mir den Felssturz an und entschied, dass ich die Steine nicht würde beseitigen können. Aber ich hatte meinen Schatz gefunden, ich hatte wieder Hoffnung. Ich musste aber an den Orkas vorbeikommen. Ich las den Text noch einmal: Orkas sind verspielt, Orkas spielen mit Menschen. Ich schaffte meinen Sack zum Eingang der Höhle und schloss mich darin ein. Mit etwas Glück schubste ich mich selbst ins Wasser. Bald hatten mich die Orkas entdeckt. Dieses Mal aber hüpfte ich in meinem Sack auf und ab, sang Lieder und schnitt Grimassen. Immer mehr Orkas versammelten sich um mich, schubsten meinen Sack, bissen zu, bohrten ihre Schnäbel hinein. Keiner von ihnen wollte mich unter Wasser drücken, im Gegenteil, mit vereinten Kräften schleuderten sie mich in die Luft, woran sie sichtlich immer größeren Gefallen fanden. Wieder und wieder warfen sie mich nach oben – bis ich auf dem Ufer landete. Vorläufig war ich gerettet.

Schnell machte ich mich auf, um an den Rand der Insel der blauen Lagune, so hatte ich sie benannt, zu gelangen. Als ich aber hinunterblickte, sah ich nichts, nur weit entfernt die Sonne, den Mond, etwas, das ich für die Erde hielt. Als ich nach oben blickte, sah ich auch nichts. Die schwarze Insel war außer Sichtweite. Ich wartete und verbrauchte meine Vorräte. Ich entdeckte, dass es einige Pflanzen gab, die essbarem Gemüse auf der Erde ähnelten. Die sammelte ich und baute sie sogar an. Und ich begann, Nasenschreitlinge zu jagen, die es auch hier gab, wenn auch nur bis zur Größe einer doppelten Männerfaust. Wie besingt Homer den menschenfressenden Polyphem: „… und verschmähte weder Eingeweide, noch Fleisch, noch die markigen Knochen.“ Die größte Schwierigkeit war, an Salz heranzukommen, ohne das die Nasenschreitlinge gänzlich ungenießbar waren. Aber auch da hatte ich Glück im Unglück.

Utnapischtim

Nach Monaten des Wartens kam unter mir ein riesiges Land in Sicht. Das musste die Erde sein, sagte ich mir. Meine Insel bewegte sich nur langsam, die Erde war so weit entfernt, dass ich trotz meines Sackes aus Mondgespinst den Sturz nicht wagte. Einige Tage vergingen, da tauchte ein riesiger, schneebedeckter Berg vor mir auf, den ich ohne Zögern für den Olympos hielt. Ich stieg in meinen Sack, verschloss ihn und ließ mich über den Rand rollen. Ohne den geringsten Schaden zu nehmen, landete ich auf dem Gipfelplateau, umgeben von Schnee und Eis, wofür ich nicht ausgerüstet war. Sollte ich ganz einfach erfrieren?

Die Sonne brach durch und vertrieb die Wolken. Unter dem Schnee zeichneten sich die Formen eines riesigen Schiffes ab, wie ich es mir bis dahin noch nicht einmal hätte vorstellen können. Wie mochte es hierher gekommen sein? Vom Himmel gestürzt so wie ich? Merkwürdig auch, dass ich die Kälte mit einem Male nicht mehr spürte. Das konnte nicht allein die Sonne bewirken. Da tat sich eine Tür auf, im Schiff, im Schnee, das vermochte ich nicht zu unterscheiden. Aus der Tür trat ganz langsam eine Gestalt, die gleich in mehrere Gewänder gehüllt schien. Die sprach: „Ein Mensch bist du, das sehe ich, aber keiner der meinen.“ Das Gesicht konnte ich nicht recht erkennen, die Stimme klang alt und war ohne Tücke. Ich antwortete: „Ein Reisender bin ich, der den Mond besuchte, vor den Toren der Sonne kämpfte und auf dem Weg zurück über die Inseln zwischen Mond und Erde manch Schweres erlebte. Von Nässe und Sonnenglut ist mein Gesicht gezeichnet. Ich werde Mantinias gerufen und stamme aus der Stadt Tyros in Phönizien. Wie nennt man dich?“ Und der Unbekannte sprach: „Utnapischtim bin ich, der Uraltalte, der die Weltenflut überlebte und nun Hüter des Schiffes ist.“ Er schien mich erwartungsvoll anzusehen, als müsste ich den Namen

Utnapischtim kennen oder gar das Schiff, so wie ein jeder den Namen des Perserkönigs Kyros kennt, der die Welt veränderte, und natürlich den des Dareios.

Als ich nichts erwiderte, sprach er weiter: „Eingefallen sind meine Wangen, traurig ist mein Herz, denn Vergessen haben die Menschen mich und meinen Dienst. Seit Jahrhunderten bist du der erste, der seinen Weg hierher gefunden hat. Das freut mich. Aber auch ich fühle Harm in deinem Gemüte.“ „Ja,“ sagte ich, „das ist richtig. Ich frage mich, ob ich allen Gefahren nur entronnen bin, um hier auf deinem Berg und bei deinem Schiff zu erfrieren. Ich glaubte, auf dem Olympos in Hellas zu sein.“ Utnapischtim schüttelte den Kopf: „Diese Namen habe ich noch nie gehört. Im Lande Urartu liegt dieser Berg hier, den die Menschen Ararat nennen. Als die Götter die große Weltenflut heraufbeschworen, geboten sie mir, ein riesiges Schiff aus Holz und Erdpech zu bauen, in das ich allerlei beseelten Samen aufnehmen sollte, um meine Familie und von jedem Tier aus Wald und Feld und Stall und Weide ein Paar zu retten. Die Flut stieg so hoch, dass das Schiff auf dem höchsten Berggipfel strandete. Von hier aus sind meine Kinder in die Welt gezogen, um sie zu besiedeln. Dafür beschenkten die Götter mich und meine Frau mit dem ewigen Leben und der Kenntnis aller Sprachen, der Menschen und der Tiere. Nur die Vögel brauchten meine Hilfe nicht, und doch sind sie die einzigen, die mich regelmäßig besuchen, so wie es früher die Menschen getan haben. Doch die Menschen trieb die Furcht vor dem Tod zu mir. Immer stellten sie dieselbe Frage: Wie kann ich dem Tod entrinnen und ewiges Leben erlangen? Aber ich bin kein Gott, ich kann niemanden vom Tode erretten. Schließlich kam niemand mehr. Meiner Frau wurde es so einsam, dass sie ging, um die Menschen zu suchen. Sie kehrte nicht zurück. Umso neugieriger bin ich jetzt. Ich will dir einen von meinen Mänteln geben und einen Baldin, und du erzählst mir genau, wie du hierher gekommen bist.“

Ich zeigte Utnapischtim meinen Sack aus Mondgespinst und erzählte von Selanna, ich zeigte ihm meinen Dolch und erzählte von Tekmessa, ich erzählte von den Nasenschreitlingen und der schwarzen Insel. Nasenschreitlinge, sprach er, waren nicht auf meinem Schiff. Das müssen Tiere aus der Zeit vor der großen Weltenflut sein. Ich berichtete von den Orkas und lobte die Hilfe eines Toten. Nach Tagen, die wie im Fluge vergingen, dankte mir der uraltalte Utnapischtim dafür, dass er nach all den Jahrhunderten der Einsamkeit wieder das Staunen lernte. Und über Pyrrha und Deukalion musste er herzlich lachen: „Das haben deine Ahnen aus der großen Weltenflut gemacht? Sie haben Steine hinter sich geworfen?“ Und dann fragte er mich, was mein Begehren wäre. Ich aber antwortete kurz und knapp: Die Schwester Derkyllis wiederfinden.

Er sagte, dass er es mir nicht abnehmen könnte, noch viele Länder irrend durchwandern zu müssen, viele beschwerliche Berge zu überschreiten und auf vielen Meeren zu fahren, bis mich meine Bestimmung ereile, über die er mir nichts sagen dürfe. Das werde ein anderer tun. Er könne nur so viel enthüllen, dass ich in einem Grab einen süßen Schlummer schlafen würde, ohne dass der Wurm mein Gesicht fräße und ohne dass ich zu Erde würde. Er schloss: „Eine ehrenhafte Sache lastet auf dir, denn du willst die Schwester, die du liebst, retten. Da dir nicht der Sinn nach Unsterblichkeit steht, kann ich dir helfen und deine Bescheidenheit und deine Treue belohnen!“ Er gab mir ein Stück Holz von seinem Schiff und ein Dornengewächs, das einer Rose ähnelte und in dem Schiff wuchs, und zeigte mir einen Hang, auf dem ich mit meinem Sack bis hinunter an den Fuß des Berges Ararat rutschen konnte. Die Menschen, die ich unten traf, achteten auf den Namen Utnapischtim und das Stück Holz und das Dornengewächs, das ich vorzeigte. Sie halfen mir und

zeigten Ehrerbietung. So konnte ich weit reisen durch das Land Urartu, ohne deren Sprache zu sprechen, bis ich auf Menschen traf, die den Namen Utnapischtim nicht kannten und für die mein Stück Holz nur ein Stück Holz war. Mein Dornengewächs hatte mir längst eine Schlange gestohlen. Ich hatte die Königsstraße erreicht.

Auf der Königsstraße traf ich einen hohen persischen Adeligen und Würdenträger namens Abradates, der nach Persepolis zum Großkönig reiste. Während er eine längere Rast einlegte, war ich ein paar Tage sein Gast. Er hatte unter seinen Dienern Dolmetscher für Griechisch und für Phönizisch, so konnten wir uns gut unterhalten. Ich war nie ein guter Lügner; so erzählte ich ihm, was mir geschehen war, ohne etwas hinzuzufügen oder auszumalen. Sein Staunen war unermesslich, so unermesslich, dass ich darin Unglauben erkannte. Ich bemerkte auch an den Gesichtern seines Gefolges, dass viele mir nicht glaubten, sondern einfach für einen guten Geschichtenerzähler hielten. Nur einer war ernst geworden, als er die Namen Utnapischtim und Ararat hörte. Die Perser nannten ihn einen Armenier. Er nahm das Stück Holz und sah mir fest in die Augen. Dann nickte er.

Da zeigte ich ihnen meinen Mondsack und verwies auf die Spuren, die die Orkazähne und der Staub der schwarzen Insel hinterlassen hatten. In der Nähe des Lagerplatzes war ein tiefer See, zu dem der Würdenträger Abradates uns alle führen ließ. Er bat mich, in meinen Sack zu steigen und mich in ihm einzuschließen. Ich tat wie geheißen. Dann befahl er nacheinander, mit Schwertern auf den Sack einzuschlagen, ihn mit Speeren zu durchbohren und auf ihn mit Pfeilen zu schießen. Ich hörte, was draußen geschah, sah die Einbuchtungen auf der Innenwand. Doch nichts drang durch, das Gespinst hielt allem Stand. Dann befahl er den besten Persern aus seinem Gefolge, gemeinsam den Sack mit mir darin in den See zu befördern und unter Wasser zu drücken. Da war zu sehen, wie sie die prächtigen, purpurfarbenen Gewänder, die sie trugen, von sich warfen und daherkamen, ohne sich zu zieren. Und wie ich erzählt hatte, wurde der Sack durchsichtig. Alle sahen mich, und ich sah ausschließlich in staunende Gesichter.

Mein Sack aus Mondgespinst faszinierte Abradates; er wollte ihn unbedingt als Geschenk für den Großkönig erwerben. Ich dagegen hatte mir erhofft, in dem Sack eine Waffe und einen Schutz gegen Paapis zu haben. Ich zögerte. Schon dachte ich daran, in der Nacht zu fliehen. Aber ich benötigte Geld, wenn ich dich, Derkyllis, finden wollte. Als wir voneinander schieden, nahm der Perser den Sack mit nach Persepolis, und ich besaß so viele Silberstücke, dass ich ein reicher Mann geworden war, dem die Welt offenstand. Meinen neuen Reichtum nähte ich in den Bund meines alten Rocks, welchen ich um mich hängte. Ich schwor mir aber, fortan von meinen Abenteuern zu schweigen.

Der Wirt Xanthias

Je näher ich Sardis kam, umso lauter wurden die Gerüchte über einen Aufstand der ionischen Griechen. In einem Rasthaus der Königsstraße, in dem ich übernachtete, hörte ich zum ersten Male von Aristagoras, der die Tyrannis über Milet niedergelegt habe. Er habe sich mit den Persern überworfen und sei jetzt nach Sparta gereist zu König Kleomenes, um dessen Waffenhilfe zu erbitten. Der Wirt namens Xanthias, ein Hellene aus Priene gebürtig, erkannte in mir den stamm- und blutsverwandten Landsmann, sprach ich doch ionisches Griechisch, und begann zu erzählen, als ich fragte, was denn in Ionien und Sardis so vor sich gehe. Ich sagte: „So finster, so verstört,

Wirt? Heute sind mir den ganzen Tag Reisende aus Sardis entgegengekommen. Die sind doch bestimmt bei dir eingekehrt und haben dir ein gutes Geschäft beschert.“ Der Wirt knurrte: „Ich habe Runzeln auf der Stirne! Voll Ärger bin ich über die Mächtigen, die dem Krieg den Lauf lassen. Es ist schon viele Jahre her, da lebte der Großkönig Kyros noch, als der Meder Mazares unsere Polis Priene unterwarf und viele fortführte in die Sklaverei. Auch meine Eltern und mich, der ich noch ein kleines Kind war. Aber meine Eltern hatten Glück. Sie entgingen der Knechtschaft und wurden hier in diese Herberge eingesetzt. Durch Lydien und Phrygien reihen sich zwanzig Rastherbergen aneinander oder vierundneunzigundeinehalbe Parasange. Und ich verwalte eine davon! Beim Donnerer ja! Ich lebe hier mit meiner Familie gut und zufrieden. Aber jetzt droht Krieg, der aus Ionien kommt. Schlimm genug sind schon die verderbendrohenden Männer des Großkönigs, die immer etwas suchen, was sie unterwerfen und versklaven können, jetzt tun es ihnen die Männer aus Milet gleich! Und wir dürfen nicht mucksen, so halten sie uns! Denn der Krieg ist die Sache der Mächtigen, bei Zeus!“ Ich nahm einen Schluck Wein und sagte: „Ich bin ein Grieche aus Tyros. Ich habe eine sehr lange Reise gemacht, länger, als selbst du, ein Wirt an der Königsstraße, dir vorstellen kannst. Erzähle, was geschehen ist und was nun geschieht.“ Darauf der Wirt: „Beim Phoibos! Du musst wissen: Dareios, der Großkönig, hat seinen Bruder Artaphernes (von demselben Vater, wohlgemerkt, aber nicht von derselben Mutter, wie bei einem Laib Brot, bei dem keiner weiß, wer das Mehl geliefert hat) zum Satrapen über Sardes gemacht, über die Stadt, wo einst der Kroisos gesessen hat und sich das Gold vom Fluss in den Becher schaufeln ließ. Der Großkönig vertraut eben nur seinem eigenen Blut, und das aus gutem Grund, denn wer fremdes Blut zum Kassenwart macht, dem fehlt am Abend die Kasse. So macht’s der Perser, und so mach ich’s auch: Die Tochter hält die Schlüssel, der Sohn rechnet nach, und der Gast, der zahlt, oder er geht!“ Der Wirt hielt inne, ich sah ihn erwartungsvoll an, so dass er wieder ansetzte: „Zu diesem Artaphernes kam Aristagoras, der Tyrann von Milet, auch einer, der gern durchs Feuer geht, ein toller Hund. Denn aus Naxos waren einige Reiche vom Volke vertrieben worden und als Vertriebene nach Milet gekommen. Dieser Aristagoras, ein Mann ohne Gottesfurcht und Ehre, rennt sofort zum Artaphernes und sagt, Naxos sei eine Insel, zwar nicht groß, aber schön und fruchtbar, auch nahe an Ionien, und in ihr seien viele Schätze und Sklaven zu erbeuten; für den Krieg genügten hundert Schiffe. Ein Krieg, der sich selbst bezahle. Dareios hat bestimmt begeistert zugestimmt. Und Artaphernes hat sogar zweihundert Triremen bemannen lassen. Zu ihrem Feldherrn ernannte er den Megabates, einen Perser von den Achämeniden, seinen und des Dareios Vetter.“

Ich sagte: „Die Stimme des Blutes! Es bleibt alles in der Familie.“ Der Wirt nickte und erzählte weiter: „Ein Offizier des Megabates, der hier durchreiste, hat mir folgendes erzählt: Auf der Fahrt nach Naxos ging die Flotte in einer Bucht vor Anker. Als Megabates die Runde bei den Schiffswachen machte, fand sich auf einem myndischen Schiffe keine Wache. Da geriet er in Erregung und befahl seinen Trabanten, den Hauptmann dieses Schiffes, mit Namen Skylax, aufzugreifen und gebunden in die unterste Ruderluke des Schiffes zu spannen: Der Kopf draußen vor der Ruderluke, der Rest drinnen, wie ein Fisch, der nicht ins Netz passen will! Da Skylax so gebunden war, hinterbrachte es einer dem Aristagoras, daß Megabates seinen myndischen Freund so schmählich habe binden lassen. Der ging hin und legte Fürsprache beim Perser ein; da ihm aber die Bitte rund abgeschlagen ward, ging er selbst hin und machte ihn los. Als Megabates das erfuhr, nahm er es sehr übel und ward heftig gegen Aristagoras. Darauf sprach dieser: ‚Was gehen denn dich diese Sachen an? Hat dich nicht Artaphernes abgeschickt, um mir zu gehorchen und dahin zu

fahren, wohin ich befehle? Was machst du viel Wesens?‘ So sprach Aristagoras, und er sprach schlecht. Denn ein Perser ist sehr stolz, und er vergisst nicht. Und erst recht nicht der Vetter des Großkönigs! Ich habe nichts gegen die freie Rede, aber da steckt eine Dummheit darin, die schreit: Nenne mir den Weg, der mich am schnellsten in den Hades führt! Megabates also, derart beleidigt und aufgebracht, ließ den Skylax davonjagen, und der, noch bevor er sein Bündel gepackt hatte, gab Order nach Naxos, um den Naxiern alles, was ihnen bevorstand, zu verraten. Nach vier Monaten war die Belagerung von Naxos gescheitert. Zuletzt Dreck, Hunger und Krankheit, die Armee verkommen. Viele, die hier vorbeikamen, erzählten, Aristagoras fürchte nicht nur den Zorn des Großkönigs und des Megabates, sondern habe überdies Schulden über Schulden aufgehäuft für seinen Anteil an diesem Kriegszug.“ Ich fragte: „So ist denn das Geld Ursache des Zerwürfnisses?“ Der Wirt nickte: „Und die Ursach' aller Irrung und Verwirrung! Dies bewog Aristagoras, offenermaßen von den Persern abzufallen und alle Hebel gegen Dareios in Bewegung zu setzen. Zuerst nämlich legte er seine Tyrannis scheinbar nieder und verkündete in Milet die Gleichheit vor dem Gesetz, damit die Milesier freiwillig mit ihm abfielen. Ich sage, dir, Reisender: Ohne Geld brauchst du viele freigiebige Hände. Hernach tat er ein Gleiches auch im übrigen Ionien, indem er einen Teil der Machthaber vertrieb und die andern Machthaber, die bereits seine Gefangenen waren, an ihre Städte auslieferte, um sich bei diesen beliebt zu machen, den einen an die, den andern an jene Stadt, woher gerade jeder war. Dann ging er selbst als Abgesandter auf einer Trireme nach Lakedaimon: denn es tat ihm not, eine große verbündete Macht aufzutreiben. Viele durchschauen Aristagoras wohl und ahnen nichts Guts. Auch der Spartanerkönig Kleomenes wird sich gut überlegen, wem er da helfen soll. Wenn Kleomenes überhaupt Gehör ihm zu schenken gewillt ist. Er soll sehr eigen sein.“

Ich übernachtete in der Herberge. Wie gewohnt, fragte ich nach einem Reitpferd, das ich erwerben wollte. Bisher war es vergebens gewesen, Xanthias verkaufte mir eine nicht mehr junge, aber zuverlässige und ausdauernde hyrkanische Stute. Als ich mich verabschiedete, sagte er noch: „Hüte dich vor dem Wirt in der nächsten Herberge, in der du übernachten wirst. Ein Bär von einem Mann, aber mit einem kindlichen Gemüt und stets auf dem Kriegsfuß mit der Wirklichkeit. Dort hat die Wirtin das Sagen. Halte dich an sie!“

Argyrogona

Wieder einmal stellte ich mich vor: Ein Grieche aus Tyros, weit gereist. Der Mann, dem ich das sagte, war von hünenhafter Gestalt. Einen so großen und so breitschultrigen Lyder hatte ich bisher noch nicht gesehen. Auffällig war das Amulett, das er trug, es zeigte eine Blume, dem Stechdorn ähnlich, der wie die Rose sticht. Das erinnerte mich an das Dornengewächs, das Utnapischtim mir gegeben hatte. Die Worte „weit gereist“ schienen sein Interesse erregt zu haben. Er machte eine einladende Geste und bot mir eine Liege, eine Kline, und sogar ein ganzes Zimmer an über den Stallungen, direkt über meinem Pferd. Seine Frau beäugte mich missmutig und misstrauisch, wies aber den Hausknecht an, meine Stute in die Stallung zu bringen und zu versorgen. Der Wirt führte mich selbst in das Zimmer. Es war klein, verfügte über eine Kline, die zumindest bequem aussah, zwei Hocker und ein großes Fenster. Der Wirt wies mich darauf hin, wie weit man von hier aus schauen könne. Ich erblickte in nicht allzu großer Distanz einen markanten Hügel, auf dem ein hoher Baum wuchs. „Hungrig?“, fragte er. Meine Stute habe sicher schon etwas bekommen. Ich nickte und folgte ihm.

Ich wurde von der Tochter der Wirtsleute bedient. Wenn das lahme Bein nicht gewesen wäre, für das sie sich sichtlich schämte, wäre sie eine hübsche junge Frau gewesen. Sie hielt den Mund fest geschlossen und sagte kein einziges Wort; scheu, schüchtern, verkniffen. Sie reichte mir knuspriges Brot und gebratenes Hammelfleisch. Dazu gab es Wasser mit einem Essiggeschmack. Immer in Begleitung der Tochter war ein Hirtenhund, der sich ständig kratzte.

Der nächste Tag fand mich krank und zerschlagen. Der Fensterladen stand weit offen. Die Liege war so zerwühlt, als hätte ich in der Nacht dort einen Kampf ausgetragen. An meinen Armen und wohl auch auf meinem Rücken waren Kratzspuren und wohl auch Bisspuren. Unter meinen Fingernägeln war geronnenes Blut. Hatte ich mich selbst gekratzt? Der Wirt, der heraufgekommen war, weil man mich in der Gaststube schon vermisste, erstarrte, als er in das Zimmer sah. Er sah mich wissend an – und erschrocken.

Ich wurde dann von ihm zum Brunnen geführt, damit ich mich waschen konnte, und auf eine Bank hinter den Stallungen in die helle Sonne gesetzt. Er ging weg – zwischendurch hörte ich seine Frau laut schimpfen – und kam mit einem Frühstück, bestehend aus Brot, Schafskäse und Wasser mit Wein, zurück. Ich aß schweigend, bis er sagte: „Es gibt hier Hexen. Die Alten nannten sie Mannshexen, weil sie sich nur für Männer interessierten. Sie sind in diesem Hügel dahinten. Ich wollte schon einmal weg, da haben sie mich bestraft. Du hast das lahme Bein meiner Tochter gesehen. Wenn ich es noch einmal versuche, werden sie ihr wieder etwas antun. Meine Frau hält mich für verrückt. Alle halten mich für verrückt. Aber du hast das Holz. Ein Armenier, der als Eilbote nach Sardes hier nachts vorbeikam, hat mir von dir erzählt. Er hat das Stechdorn-Amulett an mir erkannt. Es schützt mich davor, hinübergezogen zu werden.“ Ich nickte, ich erinnerte mich an den Armenier. „Erzähle weiter, ich glaube, ich kann dir gut zuhören.“ Der Wirt räusperte sich und fuhr fort: „Höre, was ich von den Alten erfahren habe! Auf dem Hügel dahinten war ein Altar der Göttin Ningal, der Schwester der Mondgöttin. Die gibt den Hexen ihre Kraft. Unter dem König Sadyattes wurde dort eine Richtstätte angelegt. Dies störte die Hexen überhaupt nicht, sie nutzten die Hingerichteten. In Vollmondnächten legten sich Hexen dort nackt mit ausgebreiteten Beinen auf den Boden, um an Ningals Kraft teilzuhaben und sich von Ningal fruchtbar machen zu lassen. Hexen glauben, dass ein Hingerichteter im Moment seines gewaltsamen Todes Samen ergießt. Dieser Samen gibt den Hexen Kraft. Wenn eine Hexe in einer Vollmondnacht von diesem Samen schwanger wird, kann sie eine Hexenkönigin zur Welt bringen, die ihre Gestalt wandeln kann, sieben Leben hat und die Tore in das Traumreich durchschreiten kann. Zum Glück für die Menschen ist die Geburt einer Hexenkönigin eine große Seltenheit, da der Samen des Gerichteten noch ganz frisch sein muss.“

Die Wirtin schrie in der Gaststube. Der Wirt ging weg und kam mit der Tochter und dem Hund zurück, die sich zu seinen Füßen niederließen, doch hieß er sie aufzustehen und schickte sie in den Stall. „Meine Tochter kennt die Geschichte, aber das hier sollte sie nicht hören. Die Lyder haben die Hexen gewähren lassen, die Perser nicht. Nachdem ein persischer Würdenträger in Sardes nach dem Aufstand des Paktyes merkwürdige Dinge tat, Ningal-Altäre errichtete und Hinrichtungen von jungen Männern anordnete, entdeckte man, dass er mit einer wunderschönen jungen Frau zusammen war, die ihm dies und Schlimmeres eingab. Der Perser wurde nach Gedrosien geschickt. Die junge Frau und ihre Freundinnen, soweit man ihrer habhaft werden konnte, wurden von den Persern auf diesem Hügel, wo sie ihre Riten gefeiert hatten, hingerichtet. Sie kreuzigten sie mit dem

Kopf nach unten und mit aufgeschlitzten, ausgeweideten Bäuchen, damit da nichts mehr wachsen konnte. Alle Leichen verwesten und verfielen, die der jungen Frau, die den Perser verführt hatte, nicht. Nicht einmal die Vögel wollten an ihr fressen. Daher begruben die Perser diesen Kadaver unter schweren Steinen und pflanzten einen Baum darüber. Den Baum, den du da hinten siehst. Außerdem haben sie einen Stein mit einer Inschrift aufgestellt: ‚Es kündet Kyros, der König: Hier wurden Daivas verehrt. Daher habe ich nach dem Willen Ahuramazdas diese Daiva-Stätte zerstört und angeordnet: Die Daivas sollen nicht mehr verehrt werden! Die bösen Weiber, die die Daivas verehrten, wurden ausgetilgt.‘“

Der Wirt fragte mich: „Erinnerst du dich an diese Nacht? Hast du geträumt?“ Ich sagte: „Komm mit! Ich soll sagen: Komm mit! Mehr fällt mir nicht ein.“ Er bat mich, das Holz von Utnapischtim zu holen. Dann sollte ich in der einen Hand das Holz halten und in der anderen das Amulett des Wirts. Er erklärte: „Die Hexe kann jederzeit die Tore des Traumes durchschreiten. Sie kann sie öffnen und schließen. Sie hat deinen Traum in dir verschlossen. Konzentriere dich auf die Erinnerung an die Stimme Utnapischtims. Dann öffnet sich deine Erinnerung wieder.“

Und ich erinnerte mich: Sie stand mitten im Raum. Sie hatte langes, gewelltes braunes Haar, das in einem Wind zu wehen schien, den es gar nicht gab. Bekleidet war sie mit einem eng anliegenden, knöchellangen Gewand, dessen silbriger Stoff mich an das Mondgespinst meines Sackes erinnerte. Eine schlanke, hohe Gestalt mit gestrafften Schultern. Sie war weder jung noch alt, aber von atemberaubender Schönheit. Ihr Gesicht zeigte eine Trauer, die früheres Glück überlagerte. Die Lippen, die nur auf einen Kuss zu warten schienen, passten und passten nicht zu den traurigen blauen Augen, die durch das Fenster in die Ferne blickten. Ich fragte: „Wer bist du?“ Erst da schien sie mich zu bemerken. „Wir sind beide Freunde des Mondes. Willst du mich Selanna nennen?“ Ich schüttelte den Kopf: „Du hast keinerlei Ähnlichkeit mit Selanna. Du hast Augen, die wie Sterne funkeln. Ihre sind unergründlich. Wie heißt du?“ Sie fragte zurück mit einem Lächeln: „Du bist Grieche?“ Ich nickte. „Dann nenne mich Argyrogona, denn ich bin aus dem Silber des Mondlichts geboren. Ich habe so lange gewartet, und jetzt endlich bist du da, Mantinias.“ Woher wusste sie meinen Namen? „Mir ist so kalt. Da, wo ich warte, gibt es nur kalte Steine. Bitte, wärme mich.“ Ich legte mich mit ihr auf die Kline und deckte uns mit meinem Reisemantel zu. Sie war nackt, ohne dass ich gemerkt hätte, wann sie ihr Gewand abgelegt hätte. Sie klammerte sich an mich wie eine Ertrinkende an ein rettendes Trümmerstück. Ich fühlte, dass sie am ganzen Körper zitterte. „Streichele mich,“ sagte sie. „Ich habe so lange auf dich gewartet. Verschließe meinen Mund mit Küssen. Mach, dass ich die Schreie vergesse, die er ausgestoßen hat. Sei so zärtlich, dass ich die Schmerzen vergesse, die dieser Körper gelitten hat.“ Ihre Stimme war ein sinnliches Flüstern und Raunen. Ich streichelte ihren Körper, spürte, wie ihre kalte Haut sich erwärmte; als ich die große Narbe auf ihrem eingefallenen Bauch berührte, zuckte sie zusammen. Dann fiel sie über mich her, kratzte mich, biss mich. Ich wollte mit ihr schlafen, aber das ging nicht. Sie war zugenäht, auf eine grausame Weise, ich fühlte die grobe Naht. Das machte sie noch wilder. Da hörte ich eine Stimme, die ich von früher kannte. Es war die Stimme unserer verstorbenen Dienerin Myrto, die sagte: „Der ist nicht für dich, Hexe! Geh weg!“ Argyrogona wehrte sich, fauchte und schlug in die Luft. Dann erhob sie sich und schrie: „Mantinias, heute früh, wenn du abreist, reite an dem Hügel vorbei und sprich dreimal: ‚Komm mit!‘ Dann werden wir uns nie wieder trennen.“ Ihre Stimme versagte, sie schien von einem Schluchzen geschüttelt werden. Schließlich wachte ich auf und sah den Wirt in der Zimmertür stehen.

Der Wirt hatte geduldig neben mir auf der Bank gewartet, während meine Erinnerung zurückkam: „Sie will, dass du zu ihr kommst. Sie will immer, dass die Männer zu ihr zurückkommen. Wenn du es tust, werden wir dich tot unter diesem Baum da finden. Reite sofort weg und danke dafür, dass die Hexe heute Nacht nicht stark genug war für dich. Eine zweite Nacht wirst du nicht überstehen.“ Der Hausknecht hatte meine Stute schon hergerichtet. Ich dankte dem Wirt und ritt los. Ich hörte die Wirtin noch schreien. Ich hoffte, dass deren Stimme das einzige war, was mir folgte.

Der Magos

An der nächsten Raststation, an der ich übernachten wollte, hatten persische Soldaten ihr Lager aufgeschlagen, Fußsoldaten und Reiter. Das Gebäude der Raststation schien sich aus einem Meer von Zelten und Schutzhütten zu erheben. Der Wirt, ein Lyder, der alle Sprachen zu beherrschen schien, hatte noch eine Kline für mich und einen Platz für mein Pferd. Es war schon spät, und ich saß noch bei einem Becher Wein in der Wirtsstube, als ein Perser auf mich zutrat. Der Wirt dolmetschte: Der Perser sei ein Magos, ein Priester, der den persischen Befehlshaber Arbadates begleite. Er frage, ob ich noch das Holz hätte. Ich machte eine einladende Handbewegung, der Magos setzte sich. Dann holte ich aus meiner Tasche das Stück Holz hervor, das mir Utnapischtim gegeben hatte. Der Magos befühlte das Holz, wobei er die Augen schloss. Dann nickte er. Er ließ mir durch den Wirt sagen, dass er gleich auf einem Hügel in der Nähe ein Opfer durchführen werde, wozu er mich einlade. Ich solle mich säubern, dann werde ein Soldat mich abholen und zu der Opferstätte führen.

Ich hatte noch nie ein Opfer, das von Persern dargebracht wurde, gesehen. Daher war ich mehr als nur neugierig. Ich sah schon von weitem, dass auf dem Hügel ein prächtig gekleideter Mann stand, das musste Arbadates sein, und an seiner Seite der Magos. Es gab weder Altäre noch Scheiterhaufen für ein Brandopfer, soweit ich sehen konnte. Der Wirt hatte mir noch erklärt, während ich mich wusch, dass die Perser ganz anders opfern würden als die Griechen: Kein Feuer zum Behuf des Opfers, auch keine Trankopfer, keine Flöten, Kränze oder Gerstenkörner; wenn einer einem dieser Götter opfern wolle, so führe er das Tier an eine reine Stätte und rufe den Gott an, meist mit einem Myrtenkranze um den Kopfbund; auch komme es dem Opfernden nicht zu, für sich allein um Gutes zu flehen; vielmehr bete er, daß es allen Persern und dem König wohl ergehen möge, und da sei er selbst unter den sämtlichen Persern inbegriffen.

Arbadates verrichtete ein Gebet; das glaubte ich am feierlichen Ton der Worte und den zum Himmel erhobenen Händen zu erkennen. Inzwischen hatte der Magos das Schaf, das als Opfertier diente, getötet. Ein weiterer Mann, vielleicht ein Gehilfe des Magos, zerteilte nun das Opfertier Glied für Glied. Nun erst entdeckte ich ein munteres Kochfeuer, auf dem ein großer eiserner Topf stand, worin das Fleisch gekocht wurde. Auch war ein größeres weißes Tuch ausgelegt, das der Magos mit dem zartesten Gras bestreute, worauf Arbadates alles Fleisch legte. Dabei stimmte ihm zur Seite der Magos ein Lied an; der Wirt erklärte mir später, der Gesang handele von der Götterschöpfung; das sei nämlich, sagte er, ihr Weihegesang. Arbadates verharrte noch eine Weile schweigend; dann hob er die Hand, und der Trupp Soldaten, der am Fuße des Hügels gewartet hatte, nahm das Fleisch und trug es fort, um gemeinschaftlich Mahlzeit zu halten.

Nach dem Opfer kam der Magos zu mir und machte Handzeichen, dass ich nicht gehen sollte. Er führte mich auf den Hügel zu der inzwischen erloschenen Feuerstelle und machte mir ein Zeichen,

dass ich mich setzen solle. Aus dem Feuerholz, das daneben lag, suchte er mit großer Umsicht Späne und Scheite heraus, mit denen er das Feuer wiederbelebte. Er setzte sich neben mich und begann, in das Feuer zu starren. Ich hatte das sichere Gefühl, dass ich mittun sollte. Wir sahen das Feuer auf den Scheiten tanzen, sahen, wie das Holz sich in der Hitze krümmte, sahen, wie sich die Glut ausbreitete und anderes schon Asche war. Das taten wir schweigend eine ganze Zeit lang. Ich versank in einem Traum und sah Argyrogonas Gesicht in den zuckenden Flammen. Ich schrak auf, was der Magos bemerkte. Er bedeutete mir, ihm in die Raststation zu folgen.

Dort in der Wirtsstube musste wieder der lydische Wirt als Dolmetscher herhalten: Der Magos ließ durch den Wirt erklären, dass er seine Gedanken auf die Flamme gerichtet habe. Im Feuer, sagte er, zeige sich die Reinheit, und wer lange genug hineinschaue, könne Zeichen empfangen. Auch die göttliche Glorie, die den Mächtigen verliehen werde, sei darin zu erkennen. Ich fragte, ob er damit Ahura Mazda meine. Da nickte er. Der Magos fragte zurück: Ich aber sei erschrocken. Was ich gesehen hätte? Ich erwiderte: „Ich habe das Bild eines bösen Geistes gesehen, dem ich aber entronnen bin.“ Und der Perser ließ übersetzen, dass Utnapischtims Schutz sehr stark sei. Wenn man ins Feuer blicke, kämen Ahnungen und Stimmen, denen man sich hingeben solle, dann sei auch Utnapischtim nahe. Und zum Schluss gab mir der Magos noch einen Rat: Nicht nach Sardes, Krieg! Als ich am nächsten Morgen erwachte, sah ich gerade noch die Staubwolke, die die Perser aufwirbelten. Die Feuerschau sollte mir immer in Erinnerung bleiben.

Die Traumkammer

Von der Königsstraße wandte ich mich nach Westen, hinab in die Ebene des Maiandros, der in den phrygischen Bergen entspringt und sich in zahllosen Windungen dem Meer entgegenzieht. Je weiter ich nach Westen kam, desto breiter wurde das Tal. Ich ließ die große Straße nach Sardes hinter mir und hielt mich an die Wege, die durch die fruchtbaren Niederungen nach Ionien führten. Wir hatten die feuchten Auen des Maiandros durchquert, und nun begann der Aufstieg auf den Mykale.

Auf halber Höhe gab es ein altes Steinhaus, das die Behausung einer klaren, süßen Quelle war. Hohe Kiefern mit tief hängenden Ästen tauchten es in ihren Schatten. Eine Herde zottiger Schafe und eine Herde grauer Ziegen hatten sich bei dem Quellenhaus versammelt. Ein Jüngling, kaum weniger anmutig als Ganymed, und ein Mädchen, eine wahre Schwester der Chariten, hüteten das Vieh. Ich trank und fragte nach dem Weg nach Priene. Er sprach kein Wort, und sie deutete nur nach oben. Schweigsame Anmut, die ich als gutes Vorzeichen für meinen weiteren Weg nahm. Denn die beiden hatten die gleichen Gesichtszüge, sicherlich die Kinder derselben Mutter und desselben Vaters, so wie wir zwei, Schwester Derkyllis! Nach der Mutter und Myrto warst du stets das schönste weibliche Wesen meiner Kinderzeit.

Schließlich kamen wir in die Gegend von Priene. Die Stadt lag vor uns, am Südhang des bewaldeten Mykale. Meine hyrkanische Stute war am Ende ihrer Kräfte, als wir weit oben auf dem Mykale angelangt waren: Wir hatten steile Abhänge erklommen und waren auf steinigen, rauen Pfaden geritten, und jetzt hing ihr Kopf müde herab. Ich stieg ab, wischte ihr mit einem Grasbüschel den Schweiß vom Fell und nahm ihr das Zaumzeug ab, damit sie verschnaufen konnte. Gemütlich schlenderte ich ein Stück voraus, um meinen schmerzenden Gliedern aufzuhelfen – und wartete, bis sie gegrast und sich ein wenig erholt hatte.

Da sah ich auf einem Stein ein Mannsbild sitzen. Er saß da mit geschlossenen Augen, als ob er die Wärme der Sonne in sich sammeln wollte, um seine Stirn ein schmutziges Tuch, er war halb nur behangen mit einem groben, lumpigen Mantel, der kaum seine Blöße bedeckte, totenblass und ganz entstellt vor Magerkeit: kurz, vollkommen so wie die Stiefkinder des Glücks an den Straßenecken um Almosen zu bitten pflegen. Sein Zustand ging mir zu Herzen, weil er durchaus von Kot bespritzt und blässer als der Tod aussah. Ich sprach ihn an, aber antwortete nur mit einem unwilligen Brummen. Ich bot ihm etwas von meinem Proviant, und er aß gierig. Nun erst sagte er ein verständliches Wort: „Danke!“ Von einer nahen Quelle holte ich Wasser und gab ihm zu trinken. Ich fragte ihn verwundert: „Warum sitzt ein Bettler hier auf dem Mykale, wo kaum jemand vorbeikommt?“ Statt einer Antwort bedeutete er mir, zu folgen, was ich, zögernd und neugierig zugleich, auch tat.

Er lebte in einer Höhle, aus deren Halbdunkel mir der schwere und scharfe Gestank nach Schimmel, altem Käse, Schmutz und Schweiß entgegenschlug. Dann erkannte ich Tonkrüge, Gerätschaften zur Herstellung von Käse und grob gezimmerte hölzerne Möbel, ein langer Tisch, mehrere Hocker und eine Art Bett für mehrere Personen. Ich konnte den weiteren Verlauf der Höhle nicht erkennen, der sich im Dunkel verlor. Sicherlich ein Unterschlupf für Schafhirten, der aber schon lange ungenutzt schien. Er holte für mich einen Hocker heraus, er selbst nahm mit dem Boden vorlieb und begann zu erzählen.

„Zunächst schwöre ich's dir bei der Sonne, die uns bescheint, bei diesem allschauenden Gott, dass alles, was ich dir da erzählen werde, die helle, klare Wahrheit und mir selbst widerfahren ist! Ich heiße Aristokles, bin aus Priene und reiste vor vielen Jahren durch Thessalien nach Boiotien als Gesandter meiner Stadt. Wir waren eine Festgesandtschaft, Theoroi, zu zweit mit jeweils einem Diener und sollten in verschiedenen Städten an religiösen Feiern teilnehmen. Unsere Reise sollte in Delphi enden, wo wir dem Orakel die Frage stellen wollten, ob unsere Stadt, die dem Großkönig Erde und Wasser geschickt hatte, eine Bittgesandtschaft nach Susa schicken sollte.

Wir machten Halt in Larissa, der angesehensten Stadt in ganz Thessalien, und nahmen Nachtquartier in einer großen Gastwirtschaft. Wir waren so froh, Larissa erreicht zu haben, dass mein Mitgesandter Eumenes und ich es uns an diesem Abend gut gehen ließen. Im Gastraum saßen in einer Ecke drei Weibsbilder, nicht mehr jung, in Kleidern, die eher Lumpen glichen, denen man aber noch ansah, dass sie einmal teuer gewesen waren. Sie sahen sich die anderen Gäste genau an, und die Gastleute behandelten sie mit einer gewissen Ehrfurcht. Ich, der ich als Handelsherr viel weiter gereist war als Eumenes, erklärte diesem, das seien bestimmt alte Dirnen, die lange von ihrer Schönheit und den Geschenken ihrer Verehrer gelebt hatten, und nun darauf spekulierten, den einen oder anderen Betrunkenen Weib und Kind vergessen zu machen und ihn bis aufs Hemd auszuziehen. Eumenes ging schlafen, während ich noch meinen Becher austrinken wollte, wozu sich plötzlich die drei Weibsbilder gesellten. Bald kam mir eine verlockender als die andere vor. Denn der Wein wirkte hier wie Athene in der Odyssee am schiffbrüchigen Odysseus:

Siehe da schuf ihn Athene, die Tochter des großen Kronions,
Höher und jugendlicher an Wuchs, und goss von der Scheitel
Ringelnde Locken herab, wie der Purpurlilien Blüte.
Also umgießt ein Mann mit feinem Golde das Silber,
Welchen Hephaistos selbst und Pallas Athene die Weisheit

Vieler Künste gelehrt, und bildet reizende Werke:
Also umgoss die Göttin ihm Haupt und Schultern mit Anmut.

Natürlich fielen mir diese Verse erst sehr viel später ein. Aber sie beschreiben, was geschah: Der Wein machte aus den Vetteln die Chariten. Und ich bildete mir ein, mir die Schönste auserkoren zu haben.

Ich kann den Göttern nur danken, dass mein treuer Diener einen kühlen Kopf bewahrte und mir folgte, als die eine, die sich Meroe nannte, mich in ihr Haus führte. Dort tischte sie mir Wein auf, malte mir die Freuden einer Liebesnacht mit ihr aus und deutete an, mit welchen Geschenken ich ihr Herz endgültig erobern könnte. Dann nahm sie mich mit in ihr Schlafzimmer. Sie klemmte flugs die Tür zu, schob die Riegel recht fest vor, stellte auch noch zur größeren Sicherheit eine Truhe ganz dicht wider die Angeln und begann, sich und mich zu entkleiden. Bei dieser Gelegenheit bemächtigte sie sich wohl auch meiner Börse. Ich fiel auf ihr Bett, das es knackte, als wollte es zerspringen. Dann kam sie hinterher. Ich wollte eigentlich nur schlafen, aber sie unterbrach mein Schnarchen, fasste mich an, flüsterte Liebesworte und murmelte von Geschmeide und Geld und neuen Kleidern. Ihre Arme und Beine, ihre hängenden Brüste, die lange Zunge und die spitze Nase schienen sich wie die acht Fangarme eines Oktopus um mich zu legen. Ich rang mit ihr wie Peleus mit Thetis. Da wälzte ich mich auf sie und begann zu urinieren, so dass wir beide ruckzuck besudelt waren. Sie schrie und schlug mich, ich schrie und schlug sie. Mein Diener hörte draußen den Tumult, drang in das Haus ein und sprengte die Schlafzimmertür, so dass die Angeln in Stücken zu Boden fielen. Meroe sprang, ihr Gewand vor die Brust gepresst, aus dem Fenster, so sehr war sie erschrocken. Mein Diener wiederum packte mich, atemlos, splitternackt, eiskalt und nicht minder vom eigenen Urin benetzt, und brachte mich in das Wirtshaus zurück. Unsere Leben seien ihm wichtiger gewesen als meine Kleider, sagte er am nächsten Morgen.

Eumenes hatte mich in dieser Nacht mit den Worten empfangen: „O bleib mir vom Leibe, riechst Du doch wie ein alter Nachttopf!“ Er ging aber nicht wieder schlafen, sondern ließ sich alles haarklein erzählen, um sich dann beim Gastwirt zu beschweren, dass der solches Weibsvolk in seine Gaststube lasse. Der Gastwirt war sehr betrübt, als er von der Geschichte erfuhr. „Ausgerechnet die Meroe!“, sagte er immer wieder. Ihre Schwester Panthia sei eine berüchtigte Hexe. Wir sollten uns vor ihrer Rache hüten. Schon mancher habe seinen Streit mit Meroe schmerzlich genug bereut. Von nun an verfolgten mich Pech und böse Träume.

Bei einer Rast an einem klaren Bach mit köstlichem Wasser kniete ich nieder, wo das Ufer am flachsten war, hielt mich fest mit den Händen, und mit langem, vorwärts hinabgebeugtem Halse versuchte ich, einen frischen Trunk zu schöpfen. Allein ich rutschte weg, stürzte kopfüber ins Wasser, wo mich etwas mit Gewalt festzuhalten schien. Schier wäre mein ganzer Körper in das Wasser gesunken, hätte Eumenes ihn nicht bei einem Beine gefasst und mit acher Not aufs Ufer gezogen.

In den Nächten hatte ich immer wieder denselben Traum: Eine Hexe, die Meroe ähnlich sah, zeigte mir im Traum mein Haus in Priene, wo mein treuer Wachhund ruhte. Dann sah ich ein Weibsbild, sicherlich eine andere Hexe, die in einen schon giftig aussehenden Pilz biss, um dann lachend auf einen Stein zu spucken. Sie rieb damit den Stein ein, den sie meinem Hund, der sich nicht wehrte, ins Maul schob. Der Hund zuckte und bäumte sich auf, dann starb er mit entblößtem Gebiss. Ich

glaubte, körperlich spüren zu können, wie ihn die Totenstarre ergriff. Später Zuhause erfuhr ich, dass unser Hund gestorben wäre, als er versuchte, einen Stein zu fressen.

In Theben lag ich todkrank darnieder und musste meine Reise abbrechen. Eumenes ging allein nach Delphi. Nach Priene zurückgekehrt, erlebte ich ein Unglück nach dem anderen. Erst starben unsere Kinder, dann meine Frau, dann ging mein Geschäft zugrunde. Die Menschen mieden mich, da ich Unglück bringen würde. Eumenes hatte von meinen Abenteuern in Thessalien erzählt, und nun glaubte ganz Priene an die Rache der Hexe.

Ich floh ins Gebirge, bereit, meinem Leben ein Ende zu setzen. Ich hatte mir einen alten Strick um den Leib gebunden und suchte einen Baum mit kräftigen Ästen. Unter einem solchen knüpfte ich den Strick los, warf das eine Ende davon um einen dicken Ast, der oben hervorragte, und befestigte es daran, und an dem andern machte ich eine Schleife. Nun stieg ich auf einen Stein, um mich zu erhenken, und streifte mir die Schlinge über den Kopf. Als ich mich aber mit dem Fuße von dem Stein unter mir kräftig wegstieß, um durch meine Wucht im Herabfallen mir den Knoten um die Kehle desto fester zuzuziehen, so zerriss mit einmal der alte verstockte Strick, und ich stürzte zu Boden. Dies sollte sich als Wink des Schicksals erweisen.

Ohnmächtig lag ich am Boden, und so fand mich ein wunderlicher Alter, der mich hierher zu dieser Höhle brachte. Er hütete eine große Herde von Schafen und Ziegen und nahm mich als seinen Gehilfen an. Kein Unglück traf mich mehr, ich schien meinen Frieden gefunden zu haben. Tagelang sprachen wir kein Wort, meine einzige Unterhaltung war das Vieh. So lebte ich nicht glücklich, aber zufrieden von einem Tag auf den anderen. Es kam aber der Tag, da ging es für den Alten ans Sterben. An diesem Tage weihte er mich in sein Geheimnis ein. Hinter der Höhle, in der wir wirkten und schliefen, gab es eine weitere Höhlenkammer. Wer darin schlief, erlebte in einem Traum einen Tag in einer fremden Welt, entweder bis tief in die Nacht oder bis man starb. Diese Träume könnten den Träumer glücklich machen oder ruinieren. Ich sollte mich vorsehen.

In der ersten Zeit konnte ich nur an den Traum denken, der mir zeigte, wie mein Hund umgebracht worden war. Daher mied ich die Traumkammer und war allein damit beschäftigt, das Vieh zu versorgen und Käse zu machen. Die Menschen aus dem nahegelegenen Weiler, denen auch die Herde gehörte, kamen, gaben nun mir den Lohn, der zum großen Teil aus Brot und gedörrtem Fleisch bestand.

Aber dann konnte ich nicht länger widerstehen. Ich träumte den größten Unsinn, ich träumte aber auch, wie ich ermordet wurde, und dann träumte ich von meiner Familie. Manchmal liegen nur wenige Tage zwischen den Träumen von meiner Frau und meinen Kindern, von dem Leben, das ich hätte haben können, manchmal dauert es länger. Ich vernachlässigte meine Arbeit. Räuber holten die Herde. Niemand kümmerte sich mehr um mich. Ich bin wieder zum Bettler geworden, der sich von Kräutern und Wurzeln nährt und manchmal von Almosen, wie heute.“

Ich holte meine Stute, die immer noch auf der Bergwiese gegrast hatte, und versorgte sie. Ich ließ mir von Aristokles die Richtung zeigen, wo der Weiler lag, und ritt dorthin. Ich erwarb einige Lebensmittel und kehrte wieder zurück. Aristokles war verschwunden. Ich suchte ihn in der Höhle und fand ihn schlafend in der hinteren Kammer. Er schien kein schöner Traum zu sein heute. Er zuckte und stöhnte im Schlaf. Ich weckte ihn nicht. Langsam begann ich mich an den Gestank in der Höhle zu gewöhnen. Eine Mischung aus vager Hoffnung und unstillbarer Neugier veranlasste

mich, zu bleiben: Auch ich wollte in der hinteren Kammer träumen. Als Aristokles noch recht benommen vor die Höhle trat, fragte ich ihn. Ich spürte, dass er eigentlich ablehnen wollte. Aber sah die Lebensmittel, und der Hunger ließ ihn seine Meinung ändern.

Er begleitete mich in die hintere Kammer. Ich legte mich auf die stinkenden Schafsfelle. Dann schloss Aristokles eine Art Vorhang und ließ mich in völliger Dunkelheit zurück. In einer Höhle schlief ich ein, um mich auf der Schwarzen Insel wiederzufinden. Ich sah eine lange Kette von Menschen auf mich zu kommen. Ich stand fast direkt am Rand der Schwarzen Insel. Ich schaute hinunter, keine Insel der blauen Lagune, nur das Nichts. Die Menschenkette, die das Feuer vor sich hertrieb, war näher gekommen. Frauen, dachte ich mir, nur Frauen. Sie näherten sich immer schneller, sie hatten alle das Gesicht von Argyrogona. Sie streckten ihre Arme nach mir aus. Ich sprang, ich sprang in den Tod. Aber nicht, um in der Höhle wieder zu erwachen.

Ich fand mich in einem Mauergeviert, in dem Tote über Tote lagen. Sie und ich, die Toten und der Lebende trugen eine Kleidung, die mir unbekannt vorkam und doch selbstverständlich. Ich hörte und verstand Schreie in einer mir unbekannten Sprache. Schreie, weil rings um mich herum ein infernalischer Lärm herrschte. Feuer fiel vom Himmel, Feuer brach aus der Erde hervor. In dem Geviert waren anscheinend Gräber, und man hatte die Toten, die nach Verwesung stanken, einfach auf die Gräber gelegt. Das Feuer vom Himmel zerfetzte die Toten und schleuderte Brocken von Fleisch und Eingeweide umher. Blutige Fetzen, Erdschollen und Steintrümmer prasselten auf mich herab. Ich verbarg meinen Kopf zwischen meinen Armen. Dann ein Schrei direkt in mein Ohr: ‚Mensch, steht auf!‘ Ich hob den Kopf und sah nach oben. Mitten im Geviert war ein Sockel mit einer zertrümmerten Statue. Darauf stand sie. Argyrogona. Sie deutete auf mich, das Feuer fiel auf mich, und ich fühlte einen Schmerz, der mich schier zerriss. So grässlich musste sich der Tod anfühlen! Aber wieder erwachte ich nicht in der Höhle.

Ich kauerte mich in das Gebüsch an einem See. Seit Tagen kam ich immer am Nachmittag hierher, um die Geliebte Herrin zu beobachten. Heute sollte der Ägypter kommen. Das war das einzige Gesprächsthema der Frauen, die der Geliebten Herrin dienten. Oft kamen seltsame Männer vorbei, aber der Ägypter schien sehr wichtig zu sein. Ich durfte das Hohe Haus eigentlich nicht verlassen, aber an den Nachmittagen, wenn die Geliebte Herrin von Männern besucht wurde, achtete niemand auf mich. Entkommen konnte ich nicht von der Insel. Ich war mir sicher, dass ich schon oft in meinem Versteck im Gebüsch am See gewesen war. Von hier aus konnte ich die Geliebte Herrin manchmal nackt sehen. Heute kam sie mit dem Ägypter. Sie nahmen das Boot, fuhren auf den See hinaus. Dann schienen sie zu streiten. Der Ägypter warf die Geliebte Herrin in den See und ruderte ans Ufer. Da fing die Geliebte Herrin an zu schreien. Ich stürmte sofort los, durch peitschende Zweige und scharfblättriges Schilf, ohne darauf zu achten, ob ich mich verletzte. Ich schwamm zu der Geliebten Herrin, deren Rufe und Bewegungen schon schwach geworden waren. „Geliebte Herrin, ich rette dich!“, schrie ich. Da sah sie mich an und sprach: „Ich bitte um Verzeihung, ich bin eine Bergtigerin.“ Dann nahm sie einen Dolch und stieß ihn mir ins Herz. Argyrogonas Lächeln war das letzte, an das ich mich erinnerte.

Wieder kehrte ich nicht in die Traumkammer zurück, sondern fand mich in einer feuchten Felsenkammer wieder. In der Mitte ein steinerner Tisch, auf dem sie saß, Argyrogona. „Ich habe dich dreimal sterben lassen im Traum. Ich könnte damit fortfahren, bis du wahnsinnig wirst oder verdurstest. Doch du stehst unter Myrtos Schutz. Der Schutz durch eine Tote, die dich zu Lebzeiten

geliebt hat wie ihr eigenes Kind, ist mächtig. Du träumst jetzt von der Grabkammer, in der ich schlafe. Du bist auch mein Traum. Schau mich an, schau dich um!“ Sie stand plötzlich neben dem steinernen Tisch und schaute mich geradeheraus an. Vom Brustkorb abwärts hatten die Perser sie aufgeschlitzt und ausgeweidet, wie man ein Tier schlachtet. Das wusste ich. Was ich noch nicht gesehen hatte, nur gefühlt, war die Art und Weise, wie anschließend wieder zugenäht worden war. Dafür hatten die Perser Kälberstricke verwendet, mit den man die Tiere anband oder zur Opferung führte.

„Als ich auf dem Gestell hing, damit die Vögel mir das Fleisch von den Knochen fräßen,“ sprach Argyrogona weiter, „kam eine Rabenfürstin, die mich ansprach: ‚Mondlichtgeborene, da du hangest! Deine Schwestern müssen wir fressen, das gebietet die Natur. Aber dir hat Ningal die Ewigkeit geschenkt für das, was du erlitten hast. Schlafend wirst du herrschen, herrschend wirst du schlafen in Reich der Träume. Einer, der uns ahnen wird, der von uns künden wird, wird schreiben: ‚Nicht tot ist, was da ewig liegt, bis dass die Zeit den Tod besiegt.‘ Und manchmal darfst du mit deinem Körper Ningal die Lebenskraft eines Mannes schenken.‘ Weil mein Körper nicht verging und allem widerstand, haben mich die Perser hier begraben, wo es feucht ist und kalt. Also träume ich von Liebe und von Rache, von Wärme und von Wut. Wie habe ich deine Wärme und dein Begehren genossen! Aber der Tag wird kommen, da die, die weit draußen lauern, ihre Herrschaft wieder antreten werden. Und dann werde ich hervorkommen, um mich an der Lebenskraft junger Männer zu laben. Ihr Blut und ihr Fleisch werden meinen Bauch füllen und runden, die Stricke werden fallen, und aus ihrem Samen wird meine Brut hervorgehen. Geh, geh weit weg, komme nie zurück, und vergiss mich hier im Dunkeln nicht. Ich träume von dir!“

Argyrogona. Mühsam, am ganzen Körper zitternd, raffte ich mich auf. Begrüßte die stinkenden Felle mit Erleichterung. Sie bewiesen, dass ich zurück war. Ich flüchtete aus der Höhle. Aristokles fragte mich, was ich geträumt hätte. Ich riss mir die Tunika auf und sah auf meiner Brust über dem Herzen ein rotes Mal. Ich keuchte nur: „Schlimmes!“. Dann ritt ich davon und überließ die Lebensmittel dem Bettler. Nie wieder würde ich Argyrogonas Höhle betreten.

Verbissen trieb ich meine Stute an. Meine Gedanken kreisten nur um die Hexe. Da sah ich einen Bauern, der mit seinem Esel gemächlich den Weg entlang wanderte. Der Esel war schwer beladen mit gluckernden Ziegenschläuchen, ganz sicher Wein. Das normale Leben hatte mich wieder. Ich freute mich auf die nächste Weinschänke. Es war, als ob ich ins Freie getreten wäre!

In Priene schloss ich mich einer Gruppe von Menschen an, die Ionien verlassen wollte, um nach Athen, Rhegion oder Syrakus zu übersiedeln. Sie konnten sich nicht mit der Herrschaft des Großkönigs abfinden und flohen vor dem drohenden Krieg. Die Männer waren bewaffnet. Meine Goldmünzen hatte ich sorgfältig in mein Gewand eingenäht. In einer Schenke lernte ich einen sizilischen Griechen aus Syrakus kennen, der in Geschäften in Ionien unterwegs war. Ich erzählte, dass Hexen in Sardes und an der Königsstraße gewütet hätten und wie die Perser gegen sie vorgegangen waren. Von dieser Geschichte – ich vermied es, den Namen Argyrogona zu erwähnen – konnte er nicht genug hören. Dann erzählte er mir von einem Zauberer, der bei dem Tyrannen von Leontinoi im Osten Siziliens weilte. Sein Name war Paapis, ein Ägypter. Plötzlich hatte ich ein Ziel.

Einige Tage lang lag unser Schiff in der kleinen Hafenstadt Naulochos, die zu Priene gehörte, im Latmischen Golf, nahe der Mündung des Mäander, und wartete auf günstigen Wind für die

Überfahrt nach Samos. Endlich konnten wir an Bord gehen. „Ein ausgezeichneter Wind!“, rief der Schiffsherr. „Wir werden den Latmischen Golf verlassen und mit allen gesetzten Segeln gut Fahrt machen.“

Eine Stunde später schien Priene in den Wellen zu versinken, und uns überragte immer noch der Mykale. Meine Mitreisenden waren zufrieden; ich hingegen war nervös und geradezu ängstlich, so sehr erwartete ich eine Verfolgung durch die Hexen. Doch weder Argyrogona noch irgendetwas anderes zeigte sich am Ufer. Die wachsende Entfernung beruhigte mein Gemüt. Was würde mich auf Samos erwarten?

„Wie lange wird die Reise dauern?“, fragte ich den Schiffsherrn. „Nun, ich würde sagen, ungefähr zehn Tage“, erwiderte der, „es sei denn, wir geraten zwischen Samos und Mykonos in heftige Winde.“ „Auf jeden Fall wird es keine allzu große Verzögerung geben! Wir erreichen Phaleron!“, rief ein ungeduldiger Mitreisender dazwischen. „Ja“, sagte der Schiffsherr. „Ich mache mir keine Sorgen deswegen. Irgendwann werden wir auf jeden Fall dort ankommen.“

Samos

Der Hafen von Samos war unser erster Haltepunkt. Der Ausbau des Hafens mit seiner gewaltigen Mole erinnerte mich ein wenig an Tyros. Der Schiffsherr bemerkte meinen prüfenden Blick: *„Das ist Polykrates' Werk“, sagte er.* „Er hat auch den großen Tunnel durch die Berge treiben und das Heraheiligtum ausbauen lassen. Unser Tyrann wollte, dass Samos mit den größten Städten der Welt wetteifern kann.“ Polykrates, das war ein Name, den ich auch in Priene schon oft gehört hatte. Der Hafen war gut besucht: Frachtschiffe, Händler, Seeleute, Schiffbauer und Kriegsschiffe, denn Polykrates hatte, wie der Schiffsherr weiter erzählte, auch eine starke Kriegsflotte bauen lassen. Der Kai war voll von Amphoren und anderen Handelswaren, überall waren Ladearbeiten im Gange, und Rufe in den verschiedenen griechischen Dialekten der Region hallten herüber. Dagegen war Naulochos, der Hafenort Prienes, ein verschlafenes Nest.

Ich ging in eine belebte Weinschänke und hörte eine Zeitlang den Gästen zu. Samos war der Mittelpunkt eines ganzen Netzes von Schiffahrtsverbindungen. Ich hoffte, Händler und Seeleute aus Sizilien zu finden. Ich war erfolgreich, es kostete mich einen großen Krug samischen Wein. Ainesidemos hieß der Tyrann von Leontinoi, und der Ägypter Paapis half ihm, seine Macht zu sichern. Vor beiden hatten die Menschen Angst, denn Paapis galt als Hexer und Zauberer, der mit finsteren Mächten im Bunde stehe.

Ich wusste, dass wir etwas länger auf Samos bleiben würden. Die Reisegruppe hatte mit dem Schiffsherrn ausgemacht, dass sie das Heraion, den berühmten Hera-Tempel, besuchen wollten, um dort zu beten und Opfer darzubringen, um Heras Beistand für die Zukunft zu gewinnen. Auch ich schloss mich der Gruppe an, auch ich konnte Heras Schutz gut gebrauchen, gegen die Hexen und ihre finsteren Künste und vor allem gegen Paapis. Den ganzen Tag über wanderten Pilger zum Heraion, begleitet von einem milden Wind, der den Geruch von Salz und Tang vom weißen Kies des Ufers mit sich brachte. Das Heiligtum der Hera gehörte zu den berühmtesten Orten Ioniens, denn der Tyrann Polykrates hatte es zu einem gewaltigen Tempel ausbauen lassen; allerdings blieb das Werk nach seinem Tod unvollendet. Schon von weitem sahen wir die Säulen des großen Tempels. Sie ragten über die Dächer der kleineren Gebäude hinaus, obwohl das gewaltige Bauwerk

noch nicht fertig war. Die Nähe zum Meer verlieh dem Tempelbezirk einen salzig feuchten Boden. Und jenseits des Wassers erhob sich die Halbinsel Mykale.

Am Eingang des heiligen Bezirks warteten Männer darauf, die Pilger durch den heiligen Bezirk zu führen. Mein Blick blieb an einem alten Mann hängen, der einen schlichten Wollmantel trug. Sein Haar war weiß, sein Rücken leicht gekrümmt, doch seine Augen blickten so lebhaft, dass ich ihn zunächst für jünger hielt, als er wohl war. Es war, als ob wir ein Geschäft abgeschlossen hätten. Ich trennte mich von der Gruppe und folgte dem alten Mann.

„Du bist ein Fremder“, sagte er auf Ionisch. „Das bin ich. Ich komme aus Tyros.“ „Dann bist du weit gereist“, sagte er, „und doch weit genug, um zu vergessen, dass auch die Götter ihre Heimat haben.“ Ich fragte ihn, was er damit meine. „Viele Menschen glauben, sie könnten eine Gottheit überallhin mitnehmen, wenn sie nur genug Gold und Weihrauch besitzen. Aber Hera ist hier zu Hause. Komm, ich will dir zeigen, was du sehen solltest.“

Er führte mich durch den heiligen Bezirk. Zwischen den Weihgeschenken schritten Pfauen umher. Immer wieder zerschnitt ihr rauer Schrei die Stimmen der Besucher; die Samier hielten sie im Heiligtum ihrer Göttin. An verschiedenen Stellen standen Altäre, und zwischen den Gebäuden sah ich Weihgeschenke: Bronzene Gefäße, kleine Figuren, kunstvoll gearbeitete Gegenstände, deren Herkunft ich nicht immer bestimmen konnte. Ein Priester bereitete ein Opfer vor. Einige Frauen hatten Körbe mit Früchten gebracht, und ein junger Mann legte eine kleine Schale vor einem Altar nieder. „Was hat er geopfert?“, fragte ich. „Seine erste Ernte“, sagte mein Führer. „Aber er ist doch kaum älter als ein Knabe.“ Der Alte lächelte. „Gerade deshalb. Er hat noch nicht gelernt, seinen Besitz für selbstverständlich zu halten.“

Überall standen Kouroi und Koren, einzelne Statuen und ganze Gruppen, die als Weihgeschenke aufgestellt worden waren. Der Alte führte mich zur Gruppe des Geneleos. Auf einer langen Basis standen die Mitglieder einer wohlhabenden Familie: die Mutter, der Vater, der sich zum Symposion gelagert hatte, ein Sohn mit der Flöte und drei Töchter. Sechs Menschen, und keiner von ihnen musste den anderen suchen. Die kunstvoll frisierten Perlreihen der üppig fallenden Haare. Fein plissierte, eng anliegende, kostbare Chitone, die die Gestalten der Töchter mehr offenbarten als verhüllten. Mit der rechten Hand rafften sie ihr Gewand, als wollten sie sich eben in Bewegung setzen. Eine von ihnen hättest auch du sein können, Schwester Derkyllis.

Und plötzlich war es nicht mehr eine Statue, die ich vor mir sah. Für einen Augenblick glaubte ich, deine Gestalt unter dem Gewand zu erkennen, Derkyllis. Ich dachte an dein Haar, an deine Haltung, an die Art, wie du dein Kleid mit der Hand raffst. Wie gern hätte ich dich in diesem Augenblick lebendig vor mir gesehen!

Dann ging ich um die Statuengruppe herum. Eines der Mädchen heißt Ornithe, wie der Bildhauer Geneleos es ihr eingraviert hat. Ihre Schönheit ist still. Sie scheint ganz aus Anmut und Maß geschaffen, und doch lag in ihr etwas, das mich verwirrte und nicht mehr losließ. Sie steht aufrecht, schlank und hochgewachsen, mit einer Haltung, die weder Stolz noch Scheu verrät. Ihre Hände sind schmal und fein. Ich stellte mir vor, wie sie eine Blüte zwischen den Fingern hielte, ohne sie zu

zerdrücken. Wie gern hätte ich die lebendige Ornithe einmal im Morgenlicht gesehen, wenn sie aus dem Haus trat und die Sonne ihre Haare golden färbte! Wie gern hätte ich neben ihr am Meer gesessen, während die Wellen an die Felsen schlugen und die Fischer ihre Boote an Land zogen!

Ornithes buntes Gewand fällt ihr in tausend Furchen vom Busen bis zu den Füßen, feiner, als der Pflug je ein Feld zog. Es sind Falten wie das Rieseln von Wasser über glatten Stein. Als die Seeluft vom Meer her durch die Säulenhalle zog, glaubte ich zu sehen, wie sich diese Furchen leise regten. Das Linnen atmete, weil sie atmete. Quer darüber liegt der Mantel, von der Schulter zur Hüfte in einem einzigen kühnen Bogen geschwungen, und dieser Bogen bildet eine vollkommene Linie. Ich schwöre dir, Schwester, ich konnte durch diesen Stein hindurchsehen und fühlen: die Wölbung der Hüfte, die Länge der Beine, die Wärme eines Körpers, der doch angeblich aus Stein ist. Ornithes Rechte rafft eine Falte des Kleides, mit jenem Griff, den ich von unserer Mutter kenne.

Und ihr Haar, Derkyllis! Es fällt in vier schweren Strängen über die Brust, und jede Locke ist gedreht wie eine Perle an der Schnur. Ich stellte mir vor, wie diese Zöpfe sich bewegen würden, wenn sie ginge, wie sie leicht auf der Brust schaukeln würden bei jedem Schritt. Aus den Augenwinkeln glaubte ich zu sehen, dass einzelne Haare sich an ihren Schläfen gelöst hätten und sich im Wind bewegten.

Auf dem Rücken hängt das Haar als ein Viereck vom Nacken bis unter die Schulterblätter, so streng geordnet wie ein Feld nach der Aussaat, Reihe an Reihe, Knospe an Knospe, jede Locke ein kleiner Knoten, gedreht und gepresst, tausendfach wiederholt. Wenn die Sonne schräg darauf fällt, wirft jedes Knötchen sein eigenes Schattenkorn, und das ganze Gewebe beginnt zu flimmern wie Hagel auf einem Dach, wie die Kerne des Granatapfels, den die Herrin Hera in der Hand hält.

Unter dem Haar der Mantel, ein breiter Saum, der sich in der Mitte zu einem Bogen hebt, einer Pforte, einem Nischenschatten, und dahinter fällt das Kleid in so feinen Rillen herab, dass das Auge wie ein Finger daran hinabgleitet und nirgends Halt findet. Und die Schultern. Über den Armen, wo der Ärmel liegt, laufen schräge Furchen, eng und gleichmäßig wie die Fahnen einer Feder. Da verstand ich ihren Namen. Ornithe, das Vögelchen: Sie trägt die gefalteten Flügel an den Seiten, auch den Pfauen eine Schwester.

Ich sehe das Gesicht des Mädchens vor mir: Ernst, klar, jung, ein wenig ferne und gerade deshalb unwiderstehlich, den Blick einer jungen Frau von Samos, den leicht gehobenen Mundwinkel einer, die weiß, dass sie schön ist, aber niemals damit prahlen würde. Dunkle Augen. Um ihren Mund ein Lächeln, kaum begonnen. Ich habe mir einen Atemzug lang vorgestellt, es gälte mir. Dann besann ich mich und wünschte, die Statue möge sich in dich verwandeln, Derkyllis.

Wir gingen weiter, bis wir an einen Baum gelangten, dessen Zweige dicht und schmalblättrig waren. Er stand nahe einer alten Kultstätte, und sein Wuchs unterschied sich von den Bäumen der Umgebung. Der Alte blieb stehen und legte die Hand auf einen seiner Zweige. „Kennst du diesen Baum?“, fragte er. Ich schüttelte den Kopf. „Er heißt Lygos, die Fremden nennen ihn Mönchspfeffer. Er ist nicht so mächtig wie eine Eiche aus Dodona, nicht so hoch wie eine Zypresse und aus seinen Früchten kann man keinen Wein keltern wie aus Äpfeln. Aber er gehört zu den alten Geschichten unserer Göttin.“ Ich fragte nach: „Welche Geschichten?“ Der Alte blickte zu den Säulen des Tempels hinüber.

„Man erzählt, Hera sei unter einem solchen Baum geboren. Bevor unsere Väter den großen Tempel errichteten, bevor die Herren von Samos ihre Schiffe in die Ferne schickten und bevor Männer wie Polykrates und Dareios glaubten, sie könnten den Willen der Welt mit Gold und Eisen zwingen, verehrten die Menschen die Göttin hier unter freiem Himmel. Der Baum erinnert uns daran.“ Ich betrachtete die Zweige. Sie waren unscheinbar. Ich wusste, dass es auf Samos große Dinge gab: Kostbare Weihgeschenke, gewaltige Säulen, Scharen von Pilgern, Waren aus aller Welt. Dass ausgerechnet dieser Strauch die Aufmerksamkeit des Alten auf sich zog, wunderte mich.

„Und was bedeutet der Baum für die Menschen, die hierherkommen?“, fragte ich. „Das hängt davon ab, was sie suchen.“ Er nahm einen kleinen Zweig, der herabgefallen war, hielt ihn zwischen den Fingern, strich mit dem Daumen über die schmalen Blätter und sagte: „Manche bitten Hera um Kinder. Andere um eine glückliche Ehe. Wieder andere danken ihr, weil sie eine gefährliche Seefahrt überstanden haben. Aber die meisten kommen, weil sie etwas verloren haben oder fürchten, etwas zu verlieren.“ Wieder fragte ich: „Und was kann Hera ihnen geben?“ Der Alte sah mich lange an. „Vielleicht nicht das, worum sie bitten.“

Während wir sprachen, näherte sich eine junge Frau meinem Führer. Sie trug ein schlichtes Gewand und hatte ihr Haar unter einem Tuch verborgen. Ihre Sandalen waren staubig, als sei sie einen langen Weg zu Fuß gegangen. In ihren Händen hielt sie ein kleines Bündel, das sie sorgsam in ein Stück Leinen eingeschlagen hatte. Als sie den Alten sah, blieb sie stehen. „Ich bin gekommen, wie du mir geraten hast“, sagte sie leise. Der Alte nickte. „Und hast du dich entschieden?“ Sie antwortete nicht sofort. Dann öffnete sie das Bündel. Darin lag ein schmaler bronzener Ring, der an einer Stelle gebrochen war.

„Er hat mir diesen Ring gegeben, bevor er nach Ägypten segelte“, sagte sie. „Er versprach, nach einem Jahr zurückzukehren. Nun sind zwei Jahre vergangen. Die Kaufleute, die aus dem Süden kommen, sagen, sie hätten nichts von ihm gehört. Einige behaupten, sein Schiff sei gesunken. Andere sagen, er habe sich in Naukratis eine neue Frau genommen.“ Sie hielt den Ring so fest, dass ihre Finger weiß wurden. „Ich will Hera bitten, ihn mir zurückzugeben.“ Der Alte nahm den Ring nicht an.

„Und wenn er zurückkommt?“, fragte er die Frau. „Dann werde ich ihm verzeihen.“ Wieder fragte der Alte: „Und wenn er nicht zurückkommt?“ Die Frau senkte den Kopf. „Dann werde ich warten.“ Der Alte schwieg. Schließlich deutete er auf den Lygosbaum. „Sieh ihn dir an. Er ist kein Baum, der den Sturm herausfordert. Seine Zweige sind biegsam. Sie geben nach, wenn der Wind über die Ebene fährt, und richten sich wieder auf, wenn er vorüber ist. Das ist keine Schwäche.“

Die junge Frau blickte auf den Baum: „Soll ich also warten?“ „Ob er lebt, weiß ich nicht“, sagte der Alte. „Auch du weißt es nicht. Aber bitte Hera nicht darum, dass sie dir nur das gewährt, was du hören möchtest. Bitte sie, dass du die Wahrheit erfährst, auch wenn sie schmerzt.“ Die Frau schloss die Augen. Eine Weile hörte ich nur das Rauschen der Blätter und die fernen Schläge der Steinmetze, die am Tempel arbeiteten. Dann kniete sie nieder. Sie legte den zerbrochenen Ring an den Fuß des Baumes und band einen schmalen Faden aus Wolle um einen der Zweige. „Ich bitte dich nicht mehr, ihn zurückzubringen“, sagte sie. „Ich bitte dich, mir die Kraft zu geben, die

Wahrheit zu ertragen, wenn sie mich erreicht.“ Der Alte neigte den Kopf. „Das ist eine Bitte, die du selbst erfüllen kannst, wenn du den Mut dazu findest.“ Die Frau stand auf. Sie sah noch einmal auf den Ring, dann ging sie langsam in Richtung des Ausgangs. Niemand hielt sie zurück.

Ich wandte mich an den Alten. „Glaubst du, Hera hat sie gehört?“ Er hob den Blick zu den unfertigen Säulen und sagte: „Wenn du damit meinst, ob die Göttin den Ring gesehen hat, dann weiß ich es nicht. Wenn du aber fragst, ob die Frau heute etwas erfahren hat, das ihr helfen kann, dann glaube ich es.“ Und ich fragte mich, ob ich auch irgendwann einmal sagen würde: Ich bitte dich, mir die Kraft zu geben, die Wahrheit zu ertragen, wenn sie mich erreicht. Die Wahrheit des Verlustes.

Dann führte er mich zu der Stelle, wo ich mein Opfer darbringen konnte. Ich wusste genau, worum ich Hera bitten wollte: Sie sollte mir helfen, Paapis zu vernichten, um meine Familie zu rächen. Aber plötzlich hatte ich das Gefühl, dass das falsch war, denn die junge Frau ging mir nicht aus dem Kopf. Ihr Ring, ihr Wollfaden, ihre Bitte nach Kraft — all das lag nun zwischen mir und dem Altar. Noch immer wünschte ich Paapis den Tod. Doch als ich vor dem Altar stand, brachte ich seinen Namen nicht hervor. Ich bat für dich, Schwester, und dachte: „Rette meine Familie. Führe mich wieder zu meiner Schwester Derkyllis.“

Wir gingen zum großen Tempel. Dort standen Männer auf hölzernen Gerüsten und bearbeiteten einen Steinblock. Andere zogen mit Seilen einen schweren Gegenstand über den Boden. Überall wurde gebaut, gehämmert und gemessen. „Der Tyrann Polykrates wollte Hera einen Tempel errichten, wie ihn die Griechen noch nicht gesehen haben, aber er ist gestorben, bevor er vollendet wurde“, sagte ich. Der Alte nickte: „So sagt man.“ Und ich fragte: „Und hat die Göttin sich darüber gefreut?“ Der Alte lächelte.

„Vielleicht. Aber ich frage mich manchmal, ob die Menschen glauben, sie könnten die Götter durch die Größe ihrer Geschenke beeindrucken. Sie errichten Säulen, die höher sind als ihre Häuser, und glauben, damit auch ihre Namen unsterblich zu machen.“ Er legte die Hand auf einen Stein, der neben dem Weg lag. „Doch dieser Tempel wird eines Tages verfallen. Die Säulen werden stürzen, und die Menschen werden vergessen, wer sie errichtet hat. Der Lygos aber wird wieder austreiben, solange die Erde Wasser und die Sonne Wärme gibt.“ Ich sah zurück zu dem Baum. Der Wollfaden bewegte sich leicht im Wind.

Als ich später zum Hafen zurückkehrte, trug ich kein Weihgeschenk bei mir. Doch als ich mit den anderen an Bord ging und der Wind die Segel füllte, dachte ich an den zerbrochenen Ring, an die junge Frau und an den unscheinbaren Baum im Heiligtum der Hera. Ich wusste nicht, ob der Seemann aus Ägypten zurückkehren würde. Aber ich hoffte, dass die Frau eines Tages nicht mehr auf das Meer blicken musste, um zu erfahren, ob ihr Leben weitergehen durfte.

Unser Schiff bekam nun die volle Wucht der Meereswellen zu spüren. Als der Wind wechselte, gelang es uns nur mit großer Mühe, Mykonos zu erreichen. Ich überstand die schwere See sehr gut, doch andere litten unter einer außergewöhnlich heftigen Seekrankheit! Ihre Zeit verbrachten sie damit, auf den Decksplanken unter Decken zu liegen, die der Schiffsherr hatte ausbreiten lassen, zu

stöhnen und sich voller Ungeduld mit dem ersehnten Ende der Seekrankheit zu beschäftigen. Ich hatte Mitleid mit ihnen.

Mykonos

Derkyllis, Schwester, wie viel Schmerz und Verderben hatte ich auf meiner Irrfahrt bis dahin erlebt, auch Schande und Ehrlosigkeit. Aber auf Mykonos musste ich so viel Neues über die Bösartigkeit des Menschen lernen, dass ich dir eigentlich nicht von meinen Erlebnissen erzählen will. Da du aber darauf bestehst, so glaube wenigstens, dass ich ein Lügner und Aufschneider bin, was du sowieso tun wirst, wenn ich dir erzähle, dass ich von einer Frau, die ich schon bezahlt hatte, die Finger gelassen habe. Ich muss dir diese Geschichte aber erzählen, weil ich nun weiß, dass unsere schöne Myrto, meine Amme, meine Milchmutter, mir wahrhaft verziehen hat, obwohl ich als dummer Halbwüchsiger so hässlich zu ihr war.

Du erinnerst dich noch an meine Amme Myrto? Unser Vater hat immer erzählt, dass er viel Geld für Myrto bezahlen musste. Als ich auf die Welt kam, hatte unsere Mutter zu wenig Milch. Also wollte der Vater schleunigst und koste es, was es wolle, eine Amme kaufen. Myrto war noch eine ganz junge Sklavin, die gerade ihr erstes Kind verloren hatte. Ihre Brüste waren voller Milch, und sie war so hübsch, aber auch so verloren, dass alle sie in ihr Herz schlossen und liebgewannen. Nur unsere Mutter nicht, die sei sehr eifersüchtig gewesen. Ich hätte so großen Hunger gehabt, dass ich ihre Brüste leer getrunken hätte, und sie hätte mich gepflegt, als wäre ich ihr eigenes Kind. Du erinnerst dich, Schwester?

In Mykonos gab es viele Pilger, die auf dem Weg zur heiligen Insel Delos waren. Im Hafen angekommen, machte ich mich sofort auf die Suche nach Pilgern oder Seeleuten aus Sizilien. In der Weinschänke Hephaistia wurde ich fündig: Seeleute aus Sizilien, darunter mehrere aus Leontinoi. Ich bestellte Wein, und sie redeten. Sie erzählten von dem Tyrannen und seinem Zauberer. Als ich hörte, dass der Zauberer Menschen zur Strafe in einen Todesschlaf versetzte, wurde ich hellhörig. Ja, dieser Paapis war der Mann, der meine Eltern ermordet hatte. Ich fragte weiter und erfuhr, dass auch Frauen aus der Familie des Stallmeisters des Tyrannen Opfer des Paapis geworden waren. Der Stallmeister konnte mein Helfer in Leontinoi sein.

Die Verwalterin, die bemerkt hatte, dass ich spendabel war, ließ auf Kosten des Hauses eine Kanne Wein auftischen, die die Stimmung merklich hob. Ich bestellte noch etwas zum Essen. Da schickte die Verwalterin zwei hübsche Mägde, die mit großer Geflissenheit alles zu besorgten. Sie wischten, kehrten, schwenkten, deckten, kochten, richteten an, trugen auf, legten vor – es war ein Vergnügen, ihnen zuzusehen. Und unter dem Scheine, als wollten sie etas bestellen, zogen die Seeleute die Mägde, die sich zu ihnen hinunterbeugten, an sich. Die Mädchen ihrerseits nahmen alles mit Freuden hin, da die Seeleute ihnen etwas zusteckten, und wenn sie ihnen zuweilen einen Kuß geben wollten, reichte die Mägde ihnen zuvorkommend den Mund hin.

Die Gespräche wurden sehr lebhaft. Nun erfuhr ich Tratsch und Klatsch aus Leontinoi, auch über Paapis: Er habe merkwürdige sexuelle Neigungen und halte sich ein Geschwisterpaar als Geliebte. Auch das ließ mich aufhorchen. Wir bestellten mehr Wein, wir sangen, und ich trank mehr, als ich mir vorgenommen hatte. Die Seeleute gingen nacheinander in den Schlafsaal, den sie in der Weinschänke gemietet hatten. Ich ahnte, dass mich eine große Rechnung erwartete, aber das war es wert gewesen.

Plötzlich durchfuhr mich ein Gedanke wie ein Blitz; es war wie eine Eingebung: Auch ich wollte, nein, ich musste hier übernachten. Ich erfuhr, dass ich nur ein Zimmer mit Frau bekommen konnte. Am Tresen begegnete mir eine alte, ganz graue Frau, die nicht nur seltsam aussah, klein und breit, sondern auch mit ihrer riesigen Nase an mir roch. Sie zwinkerte der Verwalterin zu, mich aber fragte sie mit schriller Stimme, ob ich einer Hexe begegnet sei; sie könne das riechen. Ich verneinte und lachte, dann mietete ich ein Zimmer mit Frau. Plötzlich war ich von sechs bis sieben halbnackten Frauen umringt, aus denen ich auswählen sollte. Sie waren jung und alt, schlank und füllig. Sie drängten sich an mich und drückten mich in einen Raum, ohne dass ich Gegenwehr leisten konnte oder wollte. Dann aber waren sie so schnell verschwunden, wie sie gekommen waren – bis auf eine. Die Verwalterin rief mir im Weggehen nach: „Eine von meinen Mädchen, du kannst sie für die Nacht haben. Sie gehört zum Zimmer.“

„Pyrrha“, sagte die Frau. „Ich bin Pyrrha. Ich habe starke Knochen. Ich bin eine pornê. Eine Sklavin, die man Männern wie dir für eine Nacht überlässt. Schon lange.“

Pyrrha war eine Frau um die dreißig. Es war ihre Kammer, und die wurde von einem Bett, als wäre es für einen Riesen gezimmert, beherrscht, das so schwer und massig war, dass es mit dem Haus fest verwachsen zu sein schien. Auf einem Tisch standen ein Krug und zwei Becher. Sie sagte mir: „Ich bin in Wirklichkeit eine Dryade, deren Baum mein Sklavenmeister gefällt hat, um daraus ein Bett zimmern zu lassen. Dieses Bett, das du hier siehst – ich bin daran gekettet und muss meinen Körper verkaufen. Wenn du es schaffst, dieses Bett hier herauszutragen, kann ich mit dir fliehen.“ Ich staunte, ich stockte, und der nackte Körper, der sich mir darbot, mit seinen Narben und Schwielen, die Widerstand und Gewalt andeuteten, schien ihre Worte zu bestätigen. Wer Selanna, Tekmessa, Argyrogona und die Kammer der Träume erlebt hatte, der durfte auch glauben, dass diese Frau eine Dryade war! Sie sah mich genau an und lachte über meinen Gesichtsausdruck. Sie konnte gar nicht mehr aufhören zu lachen: „Gut, ich habe gelogen. Ich bin keine Dryade. Ich bin eine Frau, und ich lege mich für dich auf den Rücken und öffne meinen Schoß für dich. Es gibt sogar Wein, damit du noch mehr Vergnügen an mir haben kannst.“

Ich schaute sie an. Das war eine Frau, die viel erlebt hatte, da war ich mir sicher. Was hatte die Verwalterin gesagt? „Sie gehört zum Zimmer.“ Also doch keine Dryade, sondern eine pornê, eine Hure, eine Sklavin, die keine andere Wahl hatte. Dennoch störte mich etwas: Bei dem Wort „Wein“ hatte ihr Blick zu lange an dem Krug gehangen. Ich trank nichts, ich zog mich nicht aus. Und was war das für ein pornoboskós, für ein ‚Hurenhirte‘, der zuließ, dass seine pornê so zugerichtet wurde?

Da klopfte jemand – es war der Wirt, der pornoboskós. Er fragte, ob er stören dürfe. Er war ein älterer Mann mit nur einem Auge, der erzählte, dass alle ihn nur Polyphem nannten, weil er außer dem einen Auge auch noch von der Insel Sizilien stammte und der Hirte einer Herde von schönen Frauen sei. Er verlange nur das Silber, das ich bereit sei, nach einer Nacht mit solch einer einzigartigen Frau zu bezahlen. „Du kannst sie ruhig hart anfassen. Sie kann das ertragen. Sie mag das sogar. Sie hat starke Knochen“, sagte Polyphem. Ich dankte ihm für seine Freundlichkeit. Dann hörte ich, wie draußen der Riegel vorgelegt wurde.

Eine Bohle knarrte; er stand also noch vor der Tür. Pyrrha rief laut: „Wie heißt du?“ Ich antwortete: „Mantinias.“ Wieder rief sie laut: „Komm ins Bett! Hier ist es kalt ohne dich und leer.“ Dabei zerrte sie mich zum Bett und ließ sich darauf fallen, dass es laut krachte. Sie sagte leise: „Spiel mit.“ Auch

ich warf mich geräuschvoll auf das Bett. Sie schlug sich selbst, was laut klatschende Geräusche machte. Sie stöhnte und jammerte, dass ich ihr Schmerzen bereite, aber nicht aufhören solle. Sie schrie und warf sich auf dem Bett herum, auch ich sollte schreien und sie beschimpfen. Dann hielt sie inne. Sie sagte leise: „Er ist weg. Jetzt können wir uns unterhalten.“

Sie erzählte, dass sie eigentlich aus Karien komme. Soldaten hätten ihr Dorf niedergebrannt und sie, noch ein Kind, an einen Sklavenhändler verkauft, der mit den Soldaten reiste. Sie sei dann von Besitzer zu Besitzer gewechselt, bis sie schließlich bei Polyphem gelandet sei. Dort habe sie zunächst im Haushalt und in der Küche der Schänke arbeiten müssen. Erst als ihr Busen angefangen habe zu wachsen, habe Polyphem sie zu den Gästen geschickt. Zuerst sei sie die Neue gewesen, dann die Schöne und dann die Gequälte. Gegen einen Aufpreis müsse sie sich schlagen, peitschen oder auch mit Messern verletzen lassen. Sie habe gelernt, dass es Männer gebe, deren höchstes Vergnügen darin bestehe, sie schreien und weinen zu lassen. Nie habe es einen Mann gegeben, der sie mit ihren Narben freikaufen wollte. Sie wolle heute Nacht mit meiner Hilfe fliehen.

Ich sagte, sie tue mir zwar leid, aber ihr bei der Flucht zu helfen sei Diebstahl, für den ich schwer bestraft werden könne. Sie sei ja eine Sklavin. Da lachte sie wieder: „Wenn das so ist, wirst du morgen früh viel zu bereuen haben. Wenn du mir hilfst, werde ich dir helfen. Bist du dabei?“ Ich nickte zögernd. Was sie sagte und wie sie es sagte, beeindruckte mich, aber ich dachte auch an ihren Blick auf den Krug. Ich antwortete, dass sie mir mehr erzählen solle.

Sie fuhr fort: „Du hast mit der Kräuterfrau gesprochen. Sie weiß viel. Seit vielen Jahren bekomme ich von ihr Kräutersäckchen und bin nie schwanger geworden. Hast du bemerkt, dass der Wein, den die Verwalterin euch spendiert hat, eure Stimmung verändert hat? Ihr Kräutersud war darin, damit ihr mehr trinkt und leichtsinniger werdet. Die Kräuterfrau hat der Verwalterin erzählt, dass sie Gold an dir wittert, viel Gold. Das will Polyphem haben. Dass die Kräuterfrau auch eine Hexe an dir gerochen hat, macht sie alle vorsichtig. Darum soll es kein Gift sein, das dich tötet, sondern nur ein Schlafmittel. Es ist in dem Wein, den ich dir kredenzen soll. Wenn du schläfst, kommt Polyphem mit der Verwalterin, und die schlagen mich grün und blau, und blutig wird es auch. Sie werden behaupten, du wolltest mich totschlagen. Und Polyphem wird dich anklagen und Schadensersatz verlangen. Der wird sehr hoch ausfallen, weil ich derart verunstaltet als pornê kein Geld mehr verdienen kann.“

Ich sagte: „Wie kann ich dir glauben? Kann nicht auch dein Plan, dass ich mit dir fliehe, eine Falle sein? Dann würde ich als Dieb verklagt, müsste nicht nur die Strafe tragen, sondern auch eine hohe Entschädigung zahlen.“ Sie sah mich durchdringend an. Dann sprach sie sehr langsam, und ich begriff, dass ihre Worte eine große Bedeutung hatten: „Manchmal spreche ich mit meiner Mutter im Traum. Sie hat mir gesagt, dass Myrto ihr hilft. Alle toten Mütter und auch die toten Frauen, die ein Kind wie ihr eigenes geliebt haben, verbindet ein besonderes Band, sagte sie. Diese Myrto hat erzählt, dass ein Mantinias kommen wird und mich retten wird. Und ich soll diesem Mantinias sagen, dass Myrto seine Entschuldigung angenommen hat und ihm verzeiht und ihn liebt und dass ihm von Argyrogona keine Gefahr mehr droht.“

Ich war wie vom Donner gerührt. Woher wusste Pyrrha das alles? Das konnte nicht erlogen sein. Also sagte ich gerade heraus: „Das mit dem Gold stimmt, ich werde dich freikaufen.“ Aber Pyrrha winkte energisch ab: „Du kennst Polyphem und seine Gier nicht. Er ist mit dem Richter im Bunde. Er wird behaupten, nie Gold bekommen zu haben, und dir alles nehmen, und ich bliebe seine

Sklavin. Er wird lügen und betrügen. Darin ist er ein Meister. Ein Mann aus Paros hat einmal bezahlt. Am Morgen hieß es, er habe mich gestohlen. Höre mir also weiter zu! Die Tür ist zwar verschlossen, aber ich kenne eine geheime Klappe unter dem Bett. Zu zweit können wir das Bett verschieben. Draußen kommst du unter meinen Umhang. Ich habe meine Tage, und der Geruch ist stark. Die Wachhunde werden nur mich riechen. Kannst du mich auf dein Schiff bringen?“ Ich nickte.

Dann fragte ich: „Woher weißt du von der Klappe? Warum ist sie geheim? Ist sie groß genug für mich?“ Und sie begann zu erzählen: „Als ich als Kind hier in das Haus kam, war das hier das Zimmer der Verwalterin. Die ließ die Klappe einbauen, um ungesehen das Haus verlassen zu können. Sie war vernarrt in ihren Hund, der hieß Pyramos. Pyramos benutzte diese Klappe sehr oft. Polyphem beobachtete, wie die Verwalterin mit ihrem Hund umging, und da fiel Polyphem ein, womit sich noch Geld verdienen ließ: Lykaon und seine Frau. Er besorgte sich eine neue Sklavin und einen großen Rüden, der an einen Wolf erinnern sollte. Die beiden mussten wie ein Ehepaar in dieser Kammer hier leben, gemeinsam Mahlzeiten einnehmen, in einem Bett schlafen, sich miteinander unterhalten, dabei musste die Frau bellen. Und ich, das Mädchen, wurde ihre Tochter. Sie zogen mir Hundeohren an und einen Gürtel mit einem Hundeschwanz, und ich musste bellen. Polyphem nahm Eintritt, und viele Menschen kamen, um die seltsame Familie zu sehen. Bald aber gab es Gerüchte, dass Polyphem von der Sklavin mehr verlangte, als nur die Frau des Hundes zu spielen. Es ging zwar nur um eine Sklavin, aber die Schänke kam in den Ruf, schmutzig und unrein zu sein. Das setzte dem Wirt so zu, dass er den Hund ertränken ließ und die Frau nach Priene verkaufte.

Dann hatte er eine neue Idee: Polyphem und Galateia. Er hatte eine Sklavin erworben, deren Haut so hell wie Milch war. Für die baute er dieses Bett hier, auf dem sie sich anbieten musste. ‚Fühl dich wie Polyphem, den Galateia endlich erhört‘, das war der Spruch, mit dem Polyphem Gäste empfing, die für die milchweiße Galateia in ihrem Zyklopenbett viel zahlen mussten. So wurde die Klappe überbaut und vom Wirt vergessen. Galateia wurde eines Tages freigekauft, und ich zog als die Gequälte in diese Kammer. Ich übernahm es, die Hunde zu füttern, um überhaupt nach draußen auf den Hof zu kommen. Die Gequälte darf das Haus nicht mehr verlassen. Dabei überprüfte ich, ob die Klappe, die man von außen nicht sieht, noch da ist. Die Klappe ist groß genug für dich!“

Wir warteten ab, bis es im Haus still geworden war, dann begann das Liebesspiel wieder mit Schreien, Schimpfen, Jammern, obszönen Worten und dem krachenden Bett. Im Schutz dieser Geräusche gelang es uns mit vereinten Kräften, das Bett nicht nur abzurücken, sondern auch damit die Tür zu blockieren. Pyrrha hatte gute Vorarbeit geleistet in den letzten Wochen: Gefeilt, gesägt, eingefettet. Die Dryade hatte also nicht ganz gelogen: Wer das Bett bewegte, konnte sie befreien. Wir stiegen durch die Klappe. Unter den Dielen führte ein kurzer, niedriger Gang durch den Sockel des Hauses und kam im Hof des Anwesens heraus. Sofort verschwand ich unter Pyrrhas Umhang. Die beiden Wachhunde schnupperten an Pyrrha und begrüßten sie schwanzwedelnd. Sie gab ihnen ihre Leckerbissen. So entkamen wir.

Nun begann ich zu überlegen. Pyrrha auf unserem Schiff zu verstecken wäre gefährlich, denn dort würde Polyphem zuerst suchen lassen. Doch dann trafen wir zwei sizilische Seeleute, die vor ihrem Schiff Wache hielten. Die beiden hatten auch in der Schänke Hephaistia gesessen und erinnerten sich meiner Großzügigkeit. Ich steckte ihnen ein Silberstück zu und bat sie, Pyrrha bis zum Morgen

auf ihrem Schiff zu verbergen. Ich wolle mit ihr durchbrennen, hätte sie freigekauft, aber ihr Besitzer habe es sich anders überlegt.

Ich wartete bis zum Morgen auf unserem Schiff, aber Polyphem kam nicht, um Pyrrha zu suchen. Ich hatte mit unserem Schiffsherrn eine Passage für Pyrrha ausgehandelt. Ich ging dann zu dem sizilischen Schiff, um Pyrrha zu holen. Erst als unser Schiff auf die offene See hinaussegelte, sah ich unruhige Bewegungen auf dem Kai: Männer, die liefen, einen Einäugigen, der mit den Armen fuchtelte und aus Liebeskräften schrie: ‚Du ungehängter Galgendieb! du Rabenaas! Ich will dir eine Hexe auf den Hals schicken, und dem dazu, der dich so fein auferzogen hat.‘ Und da war ein Hund, der in die falsche Richtung bellte. Pyrrha stand neben mir an der Reling und sah nicht zurück.

Auf dieser Fahrt sprach sie wenig. Am dritten Tag sagte sie, sie wisse nicht, was man mit der Freiheit anfange, wenn man sie nicht mehr in der Kammer zu suchen brauche. An Bord war ein Kaufmann aus Rhodos, ein stiller, ordentlicher Mann, der mit milesischen Stoffen handelte. Mit ihm stand sie in der Abendkühle an der Reling, und er sie küsste. Er war auf dem Weg nach Korinth und nahm sie zu sich. Ich gönnte ihr das Glück. Sie hatte mir nichts mehr zu sagen, denn sie hatte mir das Einzige gesagt, was zählte.

Nun weißt du, Derkyllis, warum ich dir von Mykonos nicht erzählen wollte. Du fragst, ob ich glaube, dass eine tote Frau einer anderen Toten im Traum eine Botschaft für mich anvertrauen kann. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass Pyrrha den Namen Argyrogona nie von mir gehört hatte und dass sie Myrtos Worte so sprach, wie man etwas sagt, das man nicht versteht und deshalb nicht verändert. Ich weiß auch, dass ich Myrto sehr schwer beleidigt hatte und erst, als sie auf dem Totenbett lag, unfähig zu sprechen, versuchte, mich zu entschuldigen.

Glaub mir nicht, wenn du nicht willst. Aber wenn wir je wieder nach Hause zurückkehren sollten, werde ich an Myrtos Grab gehen, um ihr als Totenopfer einen Becher Milch auszugießen. Ich jedenfalls habe gelernt, dass in einem Haus auf Mykonos ein Bett steht, so schwer, dass kein Mann es heben kann, und dass zwei Menschen es bewegt haben, weil einer von ihnen starke Knochen hatte und der andere endlich begriffen hatte, wozu man sie braucht. Die weitere Reise bot kaum Ereignisse, die der Erwähnung wert gewesen wären.

Hinter Keos gab es einen wolkenlosen, hellblauen Himmel, der sich über das dunklere Graublau des Meeres erstreckte. Wir machten gute Fahrt auf den blauschimmernden Horizont zu. Alle an Bord waren zufrieden. Ich sprach kurz mit Pyrrha. Es schien ihr gut zu gehen, sie freute sich auf Korinth. Ich fragte, wie der Mann, mit dem sie zusammen war, auf die vielen Narben reagiert hätte; sie wich aus. Ich dachte daran, dass sie eine kluge und durchsetzungsfähige Frau war.

Ich wachte lange vor Sonnenaufgang auf, die frühmorgendliche Helle hatte mich geweckt. Ein Stern nach dem anderen verblasste. Schließlich lag die Küstenlinie Attikas vor uns. Der Steuermann hatte sich zunächst an der Gestalt Äginas orientiert; nun wandte er den Blick nach Osten, wo die Küste des Festlands in der Morgendämmerung deutlicher hervortrat. Zwischen Pentelikon und Hymettos stieg eine gelbfeurige Sonne über Attika empor. Wir hielten uns von den Felsen fern und folgten dem Land, bis sich vor uns die breite Bucht von Phaleron öffnete. Das Meer war ruhig und glatt. Hier, sagte der Schiffsherr, pfleten die Athener seit alters ihre Schiffe an Land zu ziehen. Einen geschützten Hafen, wie wir ihn von Samos kannten, dürfe man nicht erwarten. Der Strand lag

offen vor uns, und der Wind konnte einem Schiff, das zu lange wartete, leicht den Ankerplatz verderben.

So erreichten wir Phaleron mit seiner offenen Küstenlandschaft. Vor uns lag der Strand der Bucht von Phaleron, mit flachen Uferabschnitten und sandigen Bereichen. Da das Wetter klar war, konnten wir alles sehr gut erkennen. In der Bucht wimmelte es von Fischerbooten, Handelsschiffe und kleineren Boote aller Art. Hinter dem Ufer erhoben sich die Häuser der Siedlung, und weiter landeinwärts zeichnete sich über der Ebene der steile Felsen der Akropolis ab.

Rhegion

Nach der schweren Überfahrt nahm ich Quartier in einem Gasthaus, das von einem Wirt namens Demetrios geführt wurde. Ich brauchte Luft und Bewegung und hoffte, beides vor den Toren der Stadt zu finden. Da kam ich an einem Begräbnisplatz vorbei, wo gerade eine Leiche eingeäschert wurde. Bei genauerem Hinsehen bemerkte ich, dass der Tote mit einer schweren eisernen Kette gefesselt war. Als ich dies dem Wirt erzählte, nickte er mit ernster Miene und erzählte, dass die Menschen hier im Westen seit einiger Zeit große Angst vor Wiedergängern und Schadzauber hätten. Er sagte: „Komm, Mantinias, ich mache dich mit jemandem bekannt, der mit solchem Zauberwerk zu tun hatte.“ Er setzte mich neben einen uralten Mann; er hieß Nikeros. Weil er einst mit Steinen und Marmor handelte, nannten die Leute ihn im Scherz Petronios. Der Wirt bat Nikeros, mir zu erzählen, was er als junger Mann erlebt hatte, als er noch in der berühmten Stadt Sybaris lebte:

„Da ich noch jung war, wohnte meine Familie, die aus Arkadien stammte, in Sybaris in einem düsteren, engen Gässchen, das von den Häuserfronten dicht umschlossen war. In der Nachbarschaft unseres Hauses befand sich ein weithin berühmtes Gasthaus. Das war lange, bevor diese schöne Stadt von Kroton zerstört wurde. Daselbst verliebte ich mich, nach dem Willen der Götter, in die Frau des Wirtes. O alle haben sie wohl gekannt, die Sybaritische Melitta! Sie war das allerschönste Weib. Aber ich habe sie beim Herakles nicht körperlicher Weise oder wegen Fleischeslust, sondern nur ganz allein deswegen so lieb gehabt, weil sie so artige Sitten an sich hatte. Wenn ich, der junge Mann aus der Nachbarschaft, sie um etwas gebeten habe, so hat meine schöne Nachbarin mir es niemals abgeschlagen. Manchen Kuss habe ich ihr abgeluchst und manche Berührung, für die ihr Ehemann mich halbtot geprügelt hätte.

Ein Bote kam in das Gasthaus und meldete dorten, dass Melittas Ehegatte den letzten Tag auf seinem Landgut in einiger Entfernung von Sybaris erlebte. Es war mir nichts Angelegeneres auf der Welt, als wie ich entweder zu Fuß oder zu Pferd zu ihr kommen möchte, da ich es erfuhr. Es dunkelte schon. In der Not kann man die wahren Freunde erkennen lernen. Ich überredete unseren anderen Nachbarn, ebenfalls ein Arkader mit Namen Lykophron, dessen Name auf Griechisch 'wolfsgesinnt' bedeutet, dass er mich eine gute Wegstunde begleitete. Dieser war ein starker Soldat, hatte als Söldner in den Feldzügen gegen Griechen, Etrusker und Tyrannen viel erlebt und machte sich aus dem ganzen Hadesspuk nichts. Wir machten uns gegen Mitternacht, wann die Hühner schreien, auf den Weg; der Mond schien so helle, als wenn es Mittag wäre. Wir gingen endlich nun über ein Gräberfeld an der Straße, und mein Begleiter hielt plötzlich an.

Auf einer Grabstele las ich:
Gast, die Gräber bitten dich, die Gebeine nicht zu bepinkeln.
Denn willst du dem hier einen Gefallen tun, dann kack!

Das Grab voller Brennnesseln siehst du hier. Kacker, hau ab,
es ist nicht gefahrlos für dich, hier deinen Arsch zu öffnen!

Da hockte der Soldat sich, als wäre das Gräberfeld sein Pissbecken, zwischen die Stelen. Ich erschrak über seine Dreistigkeit und dachte, dass er sich damit gewiss nichts Gutes einhandeln werde. Ich aber schaute nach oben, zählte die Sterne am Himmel und sang vor lauter Angst darauf. Wie ich mich nach meinem Begleiter umsah, so zieht er sich splitterfasernackt aus und legt alle seine Kleider an den Weg. Es schwindelte mir vor den Augen, und meine Seele wollte aus der Nase fahren. – Er aber pisste einen Kreis um seine Kleider, und plötzlich stand er als ein Wolf da.

Glaube ja nicht, dass ich scherze! Wenn mir einer den ganzen Tisch voll Geld herlegte, so würde ich keine Lüge sagen. Aber damit ich in meiner Rede fortfahre –

Nachdem er Wolf geworden war, so fing er an zu heulen und lief in den Wald hinein. Am Anfang wusste ich nicht, wo mir der Kopf stand; hernach aber wollte ich seine Kleider aufheben, und siehe da, sie waren alle versteinert worden. Wer erschrak heftiger als ich? Aber doch zückte ich mein Schwert und hieb immer vor mir weg in die Schatten, bis ich endlich in das Landhaus meiner lieben Melitta kam.

Wie ich zu ihrer Tür hinein getreten war, so wollte ich den Geist aufgeben. Der Schweiß floss mir bis auf die Füße hinab, die Augen waren gestorben – kaum kam ich wieder zu mir selbst. Meine Melitta verwunderte sich, dass ich so spät in der Nacht zu ihr käme, und sagte: ‚Wenn du ein klein wenig eher gekommen wärest, so hättest du uns helfen können; denn ein Wolf ist in unser Gut gelaufen, und hat wie ein Metzger beinahe all unser Vieh umgebracht. Aber er hat es nicht umsonst getan, denn unser Knecht hat ihm einen Spieß in den Hals geworfen, ob er gleich noch davon gekommen ist.‘ Von Melittas Mann war nun keine Rede mehr. Solche Wirkung hatte der Angriff des Wolfs gehabt.

Wie ich dieses hörte, so stand ich wie vom Schlage gerührt, enthielt mich der Melitta und ging gleich, da es helle war, wieder zurück nach Hause, aber so zerstört, wie ein Wanderer, der von Räubern überfallen worden. Nachdem ich an den Ort gekommen war, wo die Kleider in Stein verwandelt gelegen hatten, fand ich nichts als Blut. Zu Hause suchte ich meinen Nachbarn auf. Ich fand ihn im Bett, bleich wie Wachs, und ein Wundarzt beugte sich über ihn. Erst als der Arzt den Verband löste, sah ich es: Am Hals klaffte eine Wunde, breit und tief, als hätte eine Spitze das Fleisch aufgerissen. Der Soldat wand sich und stieß einen Laut aus – kein Stöhnen, sondern ein Heulen, das mir das Blut in den Adern gefror. Da wusste ich, was geschehen war. Der Spieß, der den Wolf getroffen hatte, hatte denselben Mann verwundet. Lykophron war ein lykos, ein Wolf!

Nach dieser Zeit habe ich keinen Bissen Brot mehr mit ihm essen können und auch, wenn du mich umgebracht hättest. Diese mögen die Sache untersuchen, welche darinnen anderer Meinung sind. Alle Götter sollen mich strafen, wenn ich die Unwahrheit sage.“

Während Nikeros erzählte, war es im Gastraum immer stiller geworden. Selbst der Küchensklave stand am Türrahmen und hörte zu. Nun rief Demetrios mich wieder zu sich.

Der Gastraum war ein länglicher, hoher Raum mit mehreren langen Tischen. Spezialität des Hauses war eine dicke Gemüsesuppe. Eine ächzende Treppe führte nach oben, wo es drei oder vier Kammern für Reisende gab. Der Küchensklave, etwas schlampig und fett, ging zwischen Küche

und Gastraum hin und her. Heute sah ich zum ersten Mal die Wirtin, eine hübsche kleine Frau. Der Wirt stellte sie mir vor, und sie sah mich ernst, aber unbefangen an. „Das ist Myrrhine“, sagte er. Sie hatte dichtes bräunliches Haar und duftete nach Küche und Gemüsesuppe. Sie war viel kleiner als ihr Mann und sehr schmal. Aber beider Augen hatten genau den gleichen Braunton.

Mit einer anmutigen Bewegung hob sie den Arm und bat uns in einen Nebenraum. Sie ging über den rohen Fußboden und setzte sich auf einen Hocker. „Was steht ihr herum und schaut mich an? Setzt euch!“, kommandierte sie. Wir folgten stumm. „Du bist auf dem Weg nach Leontinoi, Tyrer?“, fragte sie. Ich nickte. Sie fuhr fort: „In Leontinoi gehen böse Dinge vor sich. Der Tyrann Ainesidemos hat einen ägyptischen Priester namens Paapis bei sich aufgenommen und ihm Macht gegeben. Auch ich stamme aus Leontinoi. Meine Schwester Nikippe hat zwei kleine Kinder. Nun sind sie und ihr Mann in einen Todesschlaf gefallen. Ich habe einen Brief bekommen. Die Menschen verdächtigen Paapis, der nun auch den Arzt gibt und behauptet, die beiden hätten eine seltene Schlafkrankheit, die es nur in Libyen gebe. Er hat die ganze Familie, auch die Kinder, in das Haus des Ainesidemos gebracht, um sie zu behandeln. Ich mache mir große Sorgen!“ „Und warum erzählst du mir das?“, fragte ich. „Weil ich jemanden suche, der Ainesidemos einen Brief überbringt, in dem ich ihn bitte, meine Angehörigen wieder in ihr Haus zu bringen. Wir haben dafür gesorgt, dass ein Arzt aus Syrakus kommen wird, um sie zu behandeln. Auch ich werde bald nach Leontinoi reisen. Als junge Frau kannte ich Ainesidemos.“ So sprach Myrrhine, und ihr Mann schwieg dazu. „Warum vertraut ihr mir?“, fragte ich verwundert. Der Wirt räusperte sich und sagte: „Du hast gesagt, du bist weit gereist. Ich kenne die Menschen. Deine Augen haben bezeugt, was du gesagt hast. Du hast Mut.“ Und Myrrhine fügte hinzu: „Ich habe dich aus der Küche beobachtet, als dir Nikeros die Geschichte vom Wolfsmenschen erzählte. Du hast ihm so ernsthaft zugehört wie jemand, der so etwas schon selbst erlebt hat. Dich kann auch der Tyrann und sein Priester nicht schrecken.“ Ich nickte, erzählte ihnen aber nicht, dass ich den Namen Paapis nur zu gut kannte. „Ich nehme den Brief. Ich werde zu Ainesidemos gehen!“ Sie steckten mir noch einige Münzen, mit denen ich die Annahme des Briefes erkaufen sollte.

Die Sonne stand flacher und floss über die Meerenge, die eine glänzende Fläche bildete. Ich ging an Bord des Schiffes, das mich nach Zankle bringen sollte.

Auf dem Weg nach Leontinoi

Ich ritt auf einer einsamen, menschenleeren sizilischen Straße. Es war schon eine ganze Weile her, dass ich einen Ochsenkarren überholt hatte, der hoch mit Heu oder Stroh beladen war. Ich hatte den Geschmack sommerlichen Staubes im Mund, der Sträucher und Büsche weiß puderte. Links und rechts stiegen Eichenwälder an. Nur selten schimmerte ein Wasserlauf neben der Straße, die nun ein wenig breiter wurde und eine weite Schleife machte. Weiter vorne, dort, wo ein Seitental einmündete, entdeckte ich ein Haus, dem Rauch nach, der da aufstieg, bewohnt. Als ich näher kam, sah ich, dass das Haus dicht mit Ranken bewachsen war, aber die Nebengebäude verfallen. Es lag öde in der heißen Sonne.

Eigentlich wollte ich vorbeireiten, aber da fiel mir mein Pferd ein; es brauchte sicherlich Wasser. Vor dem Haus ein schmaler Platz, die Haustür hing schräg in den Angeln, ich klopfte. Von drinnen kam eine uralt klingende Frauenstimme: „Komm herein, Mantinias!“ Ich erschrak, ich stockte, woher kannte die Person da drin meinen Namen? Dann öffnete ich die knarrende Tür und trat in die

finstere, niedrige Stube; kühl war es, wohl wegen der unzähligen Weinranken, in denen es unablässig von Insekten summte. Neben dem Feuer saß eine alte Frau, ihr vernachlässigtes Äußeres passte zu dem Haus, graue Locken hingen von ihrem Kopf herunter. Ihr Gesicht konnte ich nicht sehen. Sie sagte: „Setz dich!“ Und ich nahm mir einen Schemel, der noch einigermaßen stabil aussah, und setzte mich. „Warum kommst du erst jetzt?“, fragte sie unvermittelt. „Das hier war einmal ein Gasthaus. Ich habe nur für dich wieder geöffnet.“ Dann stand sie auf, und ich rechnete fest damit, das Gesicht von Argyrogona zu sehen, aber es war nur das Gesicht einer sehr alten Frau, ein Gesicht, das zu ihrer Stimme und zu ihrer Erscheinung passte. Sie stellte zwei Krüge auf den Tisch und zwei Becher. Mit zitternder Hand goss sie ein. „Ein guter Wein und noch besseres Wasser“, sagte sie, „ich werde mir auch einen Becher gönnen.“

Ich überwand meine Angst und trank. „Das ist das erste, was ich seit Stunden trinke“, sprach ich, „ich wusste gar nicht, wie durstig ich bin. Ich heiße in der Tat Mantinias und bin ein Grieche aus dem phönizischen Tyros.“ „Ich weiß“, antwortete die alte Frau, „ich kenne dich. Meine Träume haben dich mir gezeigt. Jetzt bist du unrasiert, aber dein hübsches Gesicht hat mir gefallen.“ Ich wagte zu fragen: „Woher kennst du meinen Namen? Wir haben uns nie zuvor gesehen.“ Die alte Frau kicherte leise und sprach: „Ich bin eine Totenleserin. In meinen Träumen kann ich mit den Toten sprechen, die Charon noch nicht übergesetzt hat. Mit deinen Eltern konnte ich nicht sprechen.“ „Dann sind sie doch noch ordentlich bestattet worden?“, fragte ich. „Nein,“ antwortete die alte Frau, „sie sind nicht tot. Sie schlafen einen derart todesähnlichen Schlaf, dass ihre Seelen zwar in eine der unzähligen Vorhallen des Hades gelangten, aber noch nicht den Sitz in ihrem Körper völlig verloren haben. Noch können sie zurückkehren.“ Mit einem Schlag war ich außer mir. Die Alte kannte meinen Namen, sie schien von meinen Eltern zu wissen, war das hier vielleicht auch eine Art Traumkammer, war hier Argyrogona? Ich schrie laut: „Wer bist du, Frau?“

Sie sagte: „Mantinias, du bist ganz blass und atmest heftig! Ich heiße Melissane und bin so wenig Griechin wie du Phönizier. Ich bin eine Kimmerierin aus dem italischen Kyme.“ „Du bist aus Italien?“, fragte ich erstaunt. „Als ganz junge Frau,“ fuhr sie fort, „rettete ich einem Reisenden aus Leontinoi das Leben, als er versuchte, zum Avernersee hinabzusteigen, da er seine Braut verloren hatte. Ich schenkte ihm das Leben, und er mir seine Liebe. Die Kimmerier bewachen einen der Eingänge zum Totenreich. Mein Volk weiß viel über den Tod. Erst hier in Leontinoi aber lernte ich meine besondere Gabe kennen. Mein Enkel und seine Frau liegen in einem Todesschlaf. Und ich weiß auch, wer dafür verantwortlich ist. Erspare es mir, seinen Namen zu nennen. Selbst ich weiß nicht, ob er mich hört, wenn ich seinen Namen ausspreche. Aber ich weiß, dass du ihn töten willst. Wenn du das tust, wird sich dein Schicksal nicht erfüllen. Noch schlimmer wird es aber, wenn er euch beide, deine Schwester und dich, zusammen in seine Hand bekommt. Aber vielleicht gelingt es dir, ihn dazuzubringen, dir das Geheimnis des Todesschlafs zu offenbaren. Dann kannst du sogar deine Eltern retten.“

Ich gebe zu, meine Derkyllis, dass ich völlig durcheinander war. Dich finden und Paapis töten, das waren meine Ziele. Mehr wollte ich nicht, mehr konnte ich mir auch nicht vorstellen. Die Alte sagte: „Reite weiter nach Leontinoi, aber vergiss nicht, dein Pferd an der Quelle hinter dem Haus zu tränken. Es ist so durstig wie du. In Leontinoi sollst du im Haus des Stallmeisters vorsprechen. Dort wirst du auch mich antreffen.“ Ich drückte mich aus der Tür, tränkte mein Pferd und fühlte plötzlich, wie verschwitzt und schmutzig ich war. Ich wusch mich an einem Trog und ging dann

noch einmal ins Haus. Ich fand nur Staub und Spinnweben vor. Die Alte war verschwunden. Ich fragte mich, warum mich das nicht überraschte, und ritt weiter.

In Leontinoi

Als ich in Leontinoi ankam, war es bereits Abend. Ich war mir unsicher, was ich tun sollte. Ich ritt also zunächst zum Sitz des Tyrannen. Dort gab ich den Brief der Wirtsleute aus Rhegion ab, versehen mit einem ordentlichen Trinkgeld und dem Hinweis, dass ich gerne zu weiteren Zeugnissen der Großzügigkeit bereit wäre. So, wie die beiden Bediensteten schauten, war ich mir sicher, dass der Brief Ainesidemos erreichen würde.

Dann meldete ich mich im Hause des Stallmeisters. Ich wurde in ein Zimmer geführt und traf dort Melissane und eine jüngere Frau, deren Ähnlichkeit mit der alten Frau unverkennbar war. Die jüngere saß da mit düsterem Blick und trüber Miene. Ihre Augen waren von Tränen gerötet, ihr Herz sicherlich erfüllt von Kummer. Ich kannte diesen Zustand nur zu gut und du sicherlich auch, Derkyllis: Wenn man es längst aufgegeben hat, auf einen Morgen zu hoffen, der die Welt mit seinem Licht und Glanz wieder erhellt. Die jüngere, das war Melissanes Tochter und die Mutter der Schläfer. Die Alte begrüßte mich und machte mich mit ihrer Tochter Megara bekannt, die mich in ihrer Trauer keines Blickes würdigte.

Melissane sagte zu ihrer Tochter: „Deine Verzweiflung bringt unsere Lieben nicht zurück und wehrt den Kummer nicht ab. Besinne dich darauf, wie du eigentlich bist. Bewahre dir das, wofür du bekannt bist: Für deine Einsicht und deinen Verstand, für deinen hohen Sinn und deinen Mut, womit du schon manches Mal Mittel und Wege aus der Not gefunden hast!“ Da beruhigte sich Megara etwas und ließ zu, dass ich sie begrüßte.

Zu mir sagte Melissane, wie sehr sie mich darum bitte, Paapis nicht zu töten. Nicht nur das Schicksal der Schläfer, sondern auch das Schicksal von mir und meiner Schwester würden davon abhängen. „So kannst du nicht nur uns helfen, sondern auch dir selbst“, sagte die Alte mit Nachdruck, „ich kann dir aber nicht sagen, worin dein Schicksal bestehen wird. Das ist mir nicht enthüllt worden.“ Ich berichtete von den Wirtsleuten in Rhegion, die einen Arzt namens Kriton aus Syrakus kommen lassen wollten. Melissane sagte, sie habe viel Gutes über Kriton gehört: Er sei schon im fortgeschrittenen Alter, erfahren in allen Arten der Heilkunst und ein ausgewiesener Kenner von Arzneien und Heilpflanzen. Die Alte konnte sich auch noch an Myrrhine erinnern. Sie lobte mich dafür, den Brief der Wirtsleute schon am Sitz des Tyrannen abgegeben zu haben.

Megara nickte. „Paapis ist vom Schutz des Ainesidemos abhängig. Wenn Ainesidemos es verlangt, könnte Paapis den Fluch aufheben und auch meinen Sohn und seine Frau aufwecken. Und ich will auch meine Enkel zurückhaben! Mein Mann wird mit Ainesidemos reden. Auch du, Mantinias, könntest mit ihm sprechen. Meine Mutter vertraut dir.“Nun war es an mir zu nicken.

Melissane ergriff das Wort: „Mantinias, unsere Seelen und unsere Körper sind mit starken Banden verbunden, aber die können durchtrennt werden. Wenn der Körper zu alt ist oder zu krank oder schwer verletzt, dann ist er kein Haus mehr für die Seele. Die Seele trennt sich, sie zieht aus, der Körper stirbt. Wenn die Seele den Körper verlassen hat, verweilt sie in den Vorhallen des Hades. Die einen Seelen gehen über den Acheron in das Reich von Hades und Persephone. Die anderen Seelen überdenken, was sie im Haus des Körpers erlebt, erlitten und erfahren haben. Und dann

entscheiden sie, ob sie ein neues Haus beziehen wollen, einen neuen Körper. Mit diesen Seelen kann ich sprechen. Die Seelen meiner Enkel und die Seelen deiner Eltern sind Gefangene von Paapis' Fluch. Ihre Seelen sind zwar in einer Vorhalle des Hades, aber noch an den Körper gebunden. Daher sind sie taub und stumm und fühllos wie Steine. Mit ihnen kann ich nicht sprechen, auch wenn es Seelen gibt, die sie gesehen haben und mir von ihnen erzählt haben in meinen Träumen. Und dennoch sorgt die Bindung an die Seele dafür, dass die Körper unserer Lieben nicht vergehen können, bis Paapis den Fluch löst. Nur er weiß, was er den Seelen angetan hat. Alles hängt von Paapis ab. Solange er lebt, gibt es Hoffnung für unsere Lieben!"

Ich hörte mir das an und schwieg. Ich hatte so Vieles erlebt, dass ich nun das Gefühl hatte, die Alte hätte mir einen Schlüssel gegeben, um zu verstehen, was alles geschehen war. Melissane rief nach der Köchin: „Bring uns die Fleischbrühe, die wir zusammen gekocht haben. Wenn wir sie gegessen haben, werden wir uns alle gestärkt fühlen." Mich fragte sie, ob ich das Bad aufsuchen wollte. Ich lehnte ab. Der Staub der Straßen schien plötzlich ein Teil von mir zu sein.

Während wir aßen, sagte Megara: „Ich werde mich an Freunde in Gela wenden. Ainesidemos braucht die Unterstützung des Tyrannen Hippokrates von Gela. Warum hält sich Ainesidemos jemanden wie den Ägypter Paapis? Man könnte meinen, er will mächtiger werden als Hippokrates. Bestimmt versteht sich Paapis auch auf die Kunst, den Staat zu verwirren und die Herrschaft an sich zu reißen. Ob das dem Herrscher von Gela gefällt? Haben nicht letztes Jahr Menschen aus Syrakus einen Diener des Paapis, genau, einen Mann aus Naukratis, im Hafenbecken ertränkt, weil er Kinder vergiftet hätte? Mutter, du erinnerst dich bestimmt. Der mit dem Affengesicht. Und Ainesidemos tat nichts."

Ich ging zum Haus des Tyrannen, um bei ihm vorzusprechen und ohne zu ahnen, dass alles ganz anders kommen würde. Der Himmel über mir hatte sein Blau verloren, und vor die Sonne hatte sich eine graue Wolke geschoben. Ich betrat einen Flur, an dessen Ende zwei Wachen standen, davor einige Leute, die darauf warteten, zum Tyrannen vorgelassen zu werden, und dahinter eine zweiflügelige Tür. Von drinnen hörte man dumpfe Geräusche von Stimmen. Die Wartenden schwiegen. Der jüngere Wächter, so einer mit Bocksgesicht und einem feuchten, hässlichen Mund, redete unaufhörlich auf den älteren ein, der sich auf Kopfbewegungen beschränkte. Plötzlich hörte das Bocksgesicht auf, zu sprechen, und alle drehten sich zur Tür um, denn drinnen schriest du, Derkyllis. Und auch mich konnte dann nichts mehr halten. Ich stieß die Wachen zur Seite, riss die Tür auf und drang ein.

Sechster Teil – Sühne und Erlösung

Kapitel 20 – Diebstahl und Flucht

(Erzählebene: Derkyllis berichtet dem Deinias)

Es gibt keinen Feind, Deinias, der so gefährlich ist wie der, den man einst unter dem eigenen Dach beherbergt hat. Paapis hatte am Hofe des Ainesidemos ein zweites Leben gefunden, zufrieden und selbstgefällig, und er wähnte sich sicher, denn wer, so dachte er wohl, würde es wagen, einem

Mann, der solch schwarzer Künste mächtig war, in seine Höhle zu folgen? Er kannte meinen Bruder nicht. Er kannte mich nicht.

Wir hatten kaum drei Tage am Hofe verbracht, Mantinias und ich, wieder vereint nach so vielen Jahren der Trennung, als schon der Plan zwischen uns feststand, stumm und vollständig, wie er nur zwischen zwei Menschen entstehen kann, die dasselbe Blut und dasselbe Unglück teilen. Wir würden nicht fliehen wie Diebe in der Nacht – nein, wir würden nehmen, was uns zustand: das Werkzeug unseres eigenen Verderbens, damit nie wieder einem anderen Hause auferlegt werden könnte, was es dem unseren auferlegt hatte.

Ainesidemos hatte mich nach meiner Ankunft wieder in die Kammer am Hofe gesperrt; Mantinias aber hatte den Wächter, der den Schlüssel bewahrte, mit Geld und Versprechungen gewonnen. Mantinias verfügte über Geld; er konnte sich alles und jeden kaufen. So sorgte er auch dafür, dass meine Zellentür sich öffnete und schloss, wenn wir es wollten. Mantinias kam zu mir, sagte: „Komm, Schwester!“ und führte mich in einen dunklen Gang, den sonst kaum jemand betrat. Wir tauchten in die fensterlose Schwärze und den Geruch von Verfall. Ich fühlte, wie der Verputz abblätterte, wenn ich mit der Schulter dagegen kam. Wir stiegen einige ungleiche Stufen hinauf, die mich stolpern ließen. Mein Bruder ergriff meine Hand. Mir war, als gingen wir durch diese Dunkelheit etwas Schrecklichem entgegen. Dann hielt Mantinias an. An dieser Stelle ende eine Art Belüftungsrohr, sagte er, das uns die verborgensten Gespräche des Ainesidemos mithören ließe. Zuerst vernahmen wir nichts. Dann war da eine bekannte Stimme: Gerade war Paapis bei Ainesidemos. Wir hörten nicht alles, und wir verstanden nicht alles. Manchmal verschluckte der Wind die Worte. Doch genug blieb übrig, um uns zu erschrecken. Wir schlossen die Augen, um uns auf die Stimmen genau konzentrieren zu können!

Paapis: „Ainesidemos, Freund und Gönner, wie schaffst du es, dass die Menschen in Leontinoi tun, was du denkst?“

Ainesidemos (lachend): „Ich habe überall Männer. Manchmal reicht es, den einen in einer Straße, der offen sagt, dass er sich widersetzt, verprügeln zu lassen. Manchmal muss man ihn töten. Prompt werden alle anderen das machen, was ich mir ausgedacht habe.“

Paapis: „Dann gibt es in deinem Leontinoi keinen freien Willen?“

Ainesidemos (nachdenklich): „Doch, aber du darfst ihn nicht aussprechen und schon gar nicht danach handeln.“

Paapis: „Du irrst. Freien Willen gibt es nicht. Noch nicht einmal denken kann jeder, was er will, noch weniger kann er es tun. Der Mensch ist wie ein Feld. Gib ihm Wasser, und er wächst. Nimm es ihm, und er krümmt sich. Wer die Bedürfnisse kennt, weiß, wohin er gehen wird. Wer sie lenkt, bestimmt den Weg. Noch besser wird es, wenn du die Bedürfnisse kontrollieren kannst. Dieses Geschwisterpaar, das du für mich in Haft genommen hast, die brauche ich für eine Zuchtmaßnahme, die sich über viele Jahre erstreckt. Ich kenne die beiden genau. Ich habe sie geradezu erzogen. Ich habe die Umstände so beeinflusst, dass sie, gerade weil sie vor mir fliehen wollen, immer wieder zu mir zurückkehren müssen. Sie denken jeden Tag an mich, daher können sie mir nicht entkommen. Ich muss sie nur anschauen, und sie verraten mir, was sie tun werden.“

Ainesidemos (verärgert): „Willst du etwa behaupten, dass auch ich keinen eigenen Willen hätte? Ohne einen eigenen Willen, der mich dies und jenes tun lässt, könnte ich doch Leontinoi gar nicht beherrschen!“

Paapis: Die Umstände sind wichtig! Jeder sucht nur das, was für ihn von Wert und Gewicht ist. Beeinflusse das, und du kannst die Menschen lenken. Dem Geschwisterpaar habe ich solche Hindernisse in den Weg gelegt, dass sie viel stärker geworden sind. Und das ist auch notwendig! Sie muss die Brut empfangen, und er muss die Brut nähren …“

Wir hörten die Wachen kommen und verschwanden. Was wir gehört hatten, verstörte uns und bestärkte uns zugleich in unseren Plänen.

Paapis' Kammer lag im hintersten Winkel des Tyrannensitzes, von zwei Wachen bewacht, die mehr aus Gewohnheit als aus Wachsamkeit dort standen. Mantinias, geschickt wie eh und je, gewann ihr Vertrauen mit einem Krug Wein, den er selbst mit einem der Schlafkräuter versetzt hatte, die wir noch aus alten Tagen kannten – eine bittere Ironie, Deinias, dass ausgerechnet die Kunst unseres Verfolgers uns nun diente, ihn zu überlisten. Ich schlich unterdessen an der Mauer entlang, den Atem angehalten, mein Herz drängte gegen meine Rippen, kalter Schweiß, bis ich die Tür erreichte, hinter der das Unheil unseres Hauses lagerte. Ich musste eine Treppe hochsteigen. Mit jeder Stufe schlug mein Herz noch stärker, als wollte es mich zwingen umzukehren.

Was ich dort fand, hätte jeden anderen kaum interessiert: Mehrere Ranzen und Kisten und Kästchen des Magiers mit irgendwelchem Krimskrams. Aber ein Ranzen mit Buchrollen aus vergilbtem Papyrus, mit wunderlichen Zeichen bedeckt, die kein Sterblicher lesen sollte, und ein kleiner, unscheinbarer Kasten aus einem seltsamen dunklen Holz, in dem, wie ich nur zu gut wusste, die Pflanzen ruhten, deren Saft Menschen in den Schlaf des scheinbaren Todes zu senken vermag, interessierten mich, denn die kannte ich noch aus Tyros, und die wollte ich. Meine Hände zitterten, als ich den Ranzen und den Kasten ergriff – nicht aus Furcht vor Entdeckung, sondern weil ich in diesem Augenblick noch einmal alles durchlebte, was uns dieser Kasten einst genommen hatte.

Ein Geräusch! Schritte auf dem Gang, näher kommend, unverkennbar der schwere, schlurfende Gang des Priesters selbst. Ich presste mich in den Schatten der Tür, den Ranzen umgehängt, den Kasten an die Brust gedrückt, während mein Herz zu zerspringen drohte. Paapis trat ein, ahnungslos, sein Blick schweifte träge durch die Kammer – und in diesem einzigen Wimpernschlag, in dem sich unsere Blicke beinahe getroffen hätten, war es Mantinias, der im rechten Moment aus dem Dunkel des Ganges rief, als gälte es einem Diener, und den Alten für einen entscheidenden Herzschlag lang ablenkte. Das genügte. Ich glitt an ihm vorbei, nur hinaus, in das Mondlicht einer klaren sizilischen Nacht.

Wir trafen uns, wie verabredet, am äußeren Tor, wo die Pferde bereitstanden, die Mantinias mit List und einigen Münzen und bestimmt mit der Hilfe Melissanes erworben hatte. Kaum saßen wir auf, die Beute sicher im Mantelsack verwahrt, da erhob sich hinter uns Geschrei – Paapis hatte den Verlust seiner Schätze entdeckt, und sein Zorn, das kann ich dir versichern, Deinias, war ein Sturm, wie ich ihn selten gehört habe. Doch die Nacht war unser Verbündeter, und die Pferde waren schnell.

Über die Meerenge von Zankle und Rhegion trieb uns die Flucht, jenen schmalen Streifen Landes, wo Italien sich fast bis zur sizilischen Küste hinüberneigt, und weiter hinauf nach Metapont – jener

Stadt, in der einst der Weise Pythagoras selbst gelehrt hatte; dort war seine Lehre noch immer lebendig. Und genau dort geschah, was ich kaum zu hoffen gewagt hatte: Ein bekanntes Gesicht trat uns entgegen, hager, ernst, mit jenem seltsamen Blick, der dem Mond gleicht in seinem stetigen Wandel – Astraios! Lebendig, unversehrt, und ebenso erstaunt wie erfreut, uns wiederzufinden.

„Ich wusste," sprach er, als wir uns umarmten, „dass unsere Wege sich noch einmal kreuzen würden, ehe alles ein Ende findet. Als uns die Straßenräuberbande in jenem abgelegenen, winkligen Tale des Eryx anfiel, musste ich dich, Derkyllis, im Stich lassen. Wie sehr freue ich mich, dich wiederzusehen! Doch was ich in euren Gesichtern lese, sagt mir, dass die Reise noch lange nicht zu ihrem Ende gekommen ist."

Er sollte recht behalten, Deinias. Denn kaum hatten wir ihm erzählt, was wir Paapis' Kammer entrissen hatten, da wusste auch er: Der Zorn eines solchen Mannes verglimmt nicht in einer Nacht. Wir würden weiterziehen müssen, die drei von uns nun wieder vereint, tiefer hinein in die Länder der Barbaren, dorthin, wo, wie es hieß, ein Prophet der Pythagoreer unter fremden Völkern lebte und Dinge wusste, die selbst uns noch verborgen waren.

Kapitel 21 – Pythagoras in Metapont

(Erzählebene: Derkyllis berichtet dem Deinias)

Unsere Pferde atmeten schon geraume Zeit schwer, als wir endlich Metapont erreichten. Dankbar stiegen wir von den erschöpften Tieren ab. Der tiefe Frieden, der dort zu herrschen schien, beruhigte uns etwas. Da war ein junger Mann, der eine Ziege als Opfer zum Tempel trug. Ihm kam eine junge Frau entgegen, die Wasser vom Brunnen geholt hatte. Sie unterhielten sich, ich glaubte, sie schaute ihn verliebt an. Solch ein Leben gab es auch noch!

Wir verbrachten die Nacht in einem Tempel, der die Säulenhalle der Pythagoräer genannt wurde; deren weiße Säulen bestimmten die Proportionen von Zahlen und Harmonien. Hier fanden für einige Tage die Ruhe eines Hauses, das man nach langer Irrfahrt wiederfindet und wo wir uns der sehnlich erwünschten Ruhe ergeben konnten. Wir hatten uns in einem kleinen Raum hinter der Säulenhalle eingerichtet. Draußen beherrschte der Vollmond den Himmel. Sein Licht lag auf den weißen Steinen, und aus dem Hof drang der Geruch von Öl, Staub und den Kräutern, die die Pythagoräer in ihren Gärten zogen. Der Fußboden war kühl. Eine Dienerin hatte uns Getränke gereicht, jedem einen großen Becher Wasser, darin dunkles, klebriges Traubenmus, was wir dankbar tranken.

Astraios saß mir gegenüber. Mantinias hatte sich an eine Säule gelehnt. Er sah müde aus. Seit Tagen waren wir immer in der Furcht, Paapis könne unsere Spur aufnehmen. Doch in dieser Nacht war es nicht die Furcht, die uns schweigen ließ. Es waren Astraios' Augen, die voll waren wie der Mond. Er hatte lange nichts gesagt. Seine Augen lagen auf dem kleinen Feuer, das in einer Schale vor uns brannte. Mantinias hatte den Ranzen des Paapis neben sich liegen. Er nahm einen größeren Papyrusfetzen heraus und bat Astraios, ihn zu lesen. Der sah ihn sich an und schüttelte mit dem Kopf. Er könne die Schrift nicht lesen. Mantinias fing nun an zu kramen und holte einen anderen Papyrusfetzen hervor. Er sagte, dass der auf Griechisch sei. Astraios nahm und las ihn vor:

„Bereite zunächst den Raum vor, indem du mit schwarzer Kohle Sterne, Monde, Vierecke, Kreise und jene Zeichen, die nur die Toten lesen können und mit denen man die Schatten bindet, an die Wände zeichnest, die du für einen Liebeszauber benötigst, so wie zuvor beschrieben. Entzünde das Feuer im Dreifuß und opfere der Hekate Gerste und Wein, bevor du die Schatten rufst. Knie dich daneben nieder, und rufe die Schatten derer, die an maßloser Begierde zugrunde gingen, ihre Geliebten quälten oder die, die sie liebten, verraten haben. Ihre Seelen sind unruhig und werden sich deinem Begehren williger fügen als andere. Richte dich dann auf, wende dein Gesicht zum Himmel und murmele unablässig den Namen dessen, den du herbeirufen willst, und den Namen seiner Mutter.

Forme nun eine Figur aus frisch geknetetem Ton. Sie muss demjenigen gleichen, den du zu dir rufen möchtest. Noch wirksamer ist es, wenn du einige seiner Haare oder einige seiner abgeschnittenen Fingernägel in den Ton einarbeitest. Durchbohre die Figur mit genau dreizehn Nadeln und sprich über sie folgende Worte: *Askion, Kataskion, Lix, Tetrax, Damnameneus, Aision.* Lege sie dann so nahe ans Feuer des Dreifusses, dass sie von der Hitze erfasst wird, ohne zu verbrennen. Drehe sie langsam, damit die Wärme sie von allen Seiten durchdringt. Während du dies tust, sprich:

Feuer, mein Feuer, brenne,
Senge den, der mich verlässt!
Lass ihn fühlen, was ich leide,
Bis er sich zu mir bekennt!

Drehe nun die Figur schneller und sprich mit lauterer Stimme:

Oh, könnte doch mein heißes Sehnen
Den wilden Gott der Liebe rühren!
Er möge meinen Schmerz ihm zeigen
Und ihn zu meiner Schwelle führen!

Wenn der Ton hart wird und die Nadeln fest im Leib der Figur stecken, beuge dich nieder und rufe, den Blick auf den Boden gerichtet:

Schick, Persephone, den Geliebten mir!
Lass ihn nicht ruhn, bis er steht vor meiner Tür!
Will er nicht kommen, so lass ihn nicht leben!
Mir soll er gehören, mir soll er sich geben!

Wenn du alles nach Vorschrift vollbracht hast, wird derjenige, dessen Namen du angerufen hast, an die Tür deines Zimmers klopfen. Er wird kommen, als hätte ihn ein Traum gerufen, und wird nicht wissen, warum seine Füße ihn zu deiner Tür geführt haben. Er wird dir gehören, solange die Macht des Zaubers währt.“

„Hilft uns das?“, fragte ich Astraios. Aber der machte ein abwehrende Handbewegung. Es seien böse Worte, gewiss, aber es sei nur ein düsterer Liebeszauber, der nur die die ängstigen könne, die sowieso schon Angst haben. Schlechte Verse, aber keine machtvollen Beschwörungen. Ein mächtiger Priester wie Paapis habe eigentlich andere Mittel. Interessant sei, wie tote Seelen, die im Leben böses getan hätten, in Dienst genommen würden. Astraios riet, den Fetzen zu verbrennen,

damit er nicht in falsche Hände gerate. Aber Mantinias war dagegen und steckte ihn in den Ranzen zurück. Er brummte und murmelte. Das einzige, was ich verstand, war das Wort vielleicht. Er sagte: „Ich habe in Leotinoi erfahren, dass unsere Eltern nicht tot sind, sondern in einem Todesschlaf liegen. Sogar dieser Fetzen kann uns vielleicht helfen, sie zu wecken!“ Dann schwiegen wir wieder.

„Astraios“, sagte ich endlich, „du hast Keryllos und mir damals von Pythagoras erzählt, als sei er ein Mann gewesen, der die ganze Welt in seinem Geist getragen hat. Du hast von Ägypten gesprochen, von den Chaldäern, von den Sternen, von Zahlen und von der Seele der Welt. Aber ich möchte etwas anderes wissen.“ Er sah mich an. Ich fragte: „Was lehrte er über den Tod?“

Mantinias hob den Kopf. „Ich“, fuhr ich fort, „habe die Toten gesehen. Ich habe mit einer Toten gesprochen. Ich habe geglaubt, meine Eltern getötet zu haben. Ich habe Keryllos sterben sehen, den ich liebte. Und doch weiß ich nicht, was der Tod ist. Sogar in diesem Liebeszauber ist vom Tod und von Toten die Rede. Toten, die man rufen kann. Ist der Tod wirklich das Ende? Oder ist er eine Tür? Ist der Mensch, wenn er stirbt, noch derselbe, der er vorher war? Und wenn seine Seele weiterlebt, was bleibt dann von ihm? Was ist mit den Seelen unserer Eltern?“

Astraios blickte weiter in die Flamme. Er habe Pythagoras oft über diese Dinge sprechen hören. Doch niemals habe er seine Lehre so unmittelbar empfunden wie in diesem Augenblick. Denn was für andere eine Frage der Philosophie wäre, sei für mich, für Derkyllis, eine Frage, die aus meinem eigenen Fleisch und Blut hervorgegangen sei. „Du fragst“, sagte er, „nach dem, was Pythagoras für das Wichtigste hielt, was ein Mensch überhaupt wissen kann. Ich will dir erzählen, was ich von ihm gelernt habe. Aber du musst mir eines versprechen.“

„Was?“, fragte ich. Und Astraios antwortete: „Dass du nicht jedes Wort wie eine Nachricht aus der Unterwelt hören wirst. Pythagoras war kein Priester des Hades. Er war ein Mann, der die Welt verstehen wollte. Und er lehrte uns, dass man den Tod nicht dadurch besiegt, dass man sich vor ihm fürchtet, sondern dadurch, dass man lernt, was ein Mensch ist.“ Ich meinerseits senkte den Blick.

„Pythagoras“, begann Astraios, „war von einer Neugier erfüllt, die nicht bei den Dingen stehenblieb, die man sehen und anfassen konnte. Er wollte wissen, was hinter ihnen lag.“ „Wie Paapis?“, fragte Mantinias. „Nein. Paapis wollte Macht über das Verborgene. Pythagoras wollte Erkenntnis. Das ist ein Unterschied, der einen Menschen retten oder verderben kann. Er lehrte, dass der Mensch nicht einfach das ist, was man an ihm sieht. Nicht sein Haar, nicht seine Haut, nicht seine Hände, nicht seine Augen. Auch nicht sein Blut, sein Haus oder sein Name. All das gehört zu ihm, solange er lebt. Aber nichts davon ist das, was ihn im Innersten zu dem macht, der er ist.“ „Was ist es dann?“, fragte Mantinias. „Die Seele.“ Ich spürte, wie das Wort in mir widerhallte. Die Seele, psychē.

„Pythagoras“, so Astraios weiter, „sprach von der psychē. Und er lehrte, dass sie nicht dasselbe ist wie der Leib. Der Leib ist sichtbar, schwer und vergänglich. Die Seele ist unsichtbar. Sie ist das, was den Menschen belebt, was ihn erkennen, fühlen und handeln lässt. Sie ist das, was den Menschen mit dem Göttlichen verbindet.“ „Und wenn der Leib stirbt?“, wollte ich wissen. „Dann stirbt nicht notwendig auch die Seele.“ Mantinias blickte auf: „Nicht notwendig?“

„Ich sage es so, weil ich euch nichts versprechen will, was ich nicht selbst mit Sicherheit weiß. Aber Pythagoras war davon überzeugt, dass die Seele den Tod des Leibes überdauern kann.“ Mantinias stieß sich von der Säule ab: „Dann ist der Tod nicht das Ende?“ „Nicht das Ende der Seele.“ „Und

was ist er dann?“ Astraios legte einen kleinen Zweig ins Feuer. „Der Tod ist die Trennung von Leib und Seele. Der Leib bleibt zurück. Die Seele aber geht ihren Weg weiter.“ Ich blickte in die Flamme und fragte: „Wie Myrto?“ Astraios schwieg einen Augenblick.

„Vielleicht“, sagte er schließlich. „Wenn Myrto wirklich vor dir stand und nicht bloß ein Trugbild deiner Schuld war, dann hast du etwas gesehen, das Pythagoras für möglich hielt. Aber ich kann dir nicht sagen, ob jede Erscheinung eines Toten eine Seele ist. Auch Pythagoras hätte nicht jedes Gerücht geglaubt.“ „Doch er glaubte an die Seele.“ „Ja. Und er glaubte, dass die Seele nicht mit dem Leib geboren wird und nicht mit ihm stirbt. Pythagoras lehrte etwas, das vielen Griechen seltsam erscheinen musste: Die Seele ist älter als der Leib, den sie bewohnt.“ Mantinias hob die Augenbrauen: „Älter?“ „Ja.“, antwortete Astraios, „er meinte, dass die Seele nicht erst in dem Augenblick entsteht, da ein Kind geboren wird. Sie hat bereits vor dieser Geburt existiert.“

„Wo?“, fragten mein Bruder und ich fast gleichzeitig. „Das wusste er nicht in dem Sinne, in dem ein Seemann weiß, an welchem Hafen er anlegen wird. Er sprach von einer göttlichen Ordnung, von einer Welt, die größer ist als unsere sichtbare Welt. Die Seele gehört zu dieser Ordnung. Sie ist nicht bloß ein Atemzug, der aus dem Nichts kommt und ins Nichts zurückkehrt.“

Astraios sah zu Mantinias. „Stell dir vor, ein Mensch wird geboren. Er öffnet die Augen, sieht zum ersten Mal das Licht und beginnt zu atmen. Für uns ist dies der Anfang seines Lebens. Für Pythagoras aber war es nicht der Anfang der Seele. Es war der Anfang ihres Lebens in diesem Leib.“ „Dann“, sagte ich langsam, „ist die Geburt nicht die Erschaffung der Seele?“ „Nein. Die Geburt ist ihre Ankunft in einem neuen Leben.“ „Und woher kommt sie?“

„Aus einer Welt, die wir nicht sehen. Vielleicht aus einer Ordnung, die den Göttern näher ist als uns. Vielleicht aus einem Zustand, den die Menschen nur in Bildern beschreiben können. Pythagoras sprach davon, dass die Seele vor ihrer Geburt bereits gelebt habe. Aber er gab uns keine Karte, auf der wir ihren früheren Weg hätten nachzeichnen können.“ Ich warf ein: „Dann ist jedes Kind älter als sein Leib.“ Und Astraios: „So würde Pythagoras es sagen.“ Wir schwiegen lange. Dann sagte ich: „Wenn das wahr ist, dann ist ein Kind nicht bloß ein unbeschriebenes Blatt.“ „Nein“, erwiderte Astraios, „es trägt eine Geschichte in sich, die älter sein kann als sein Name, sein Haus und seine Eltern.“

„Vielleicht“, fuhr Astraios fort, „war es das, was unser Lehrer Androkles in ihm erkannte. Nicht nur ein Kind, sondern eine Seele, die bereits viel gesehen hatte.“ Mantinias schüttelte den Kopf: „Du sprichst, als sei das Leben nur ein kurzer Aufenthalt.“ „Das ist es auch.“ „Dann ist es nichts?“ „Nein. Gerade weil es kurz ist, ist es kostbar.“

Und Astraios begann wieder: „Pythagoras lehrte, dass die Seele nach dem Tod nicht einfach verschwindet. Sie geht weiter. Aber wohin?“ Er nahm die Schale mit dem Wasser, die neben ihm stand, und hielt sie ins Licht. „Stellt euch vor, ihr seht euch selbst in dieser Schale. Ihr erkennt eure Gesichter. Ihr erkennt eure Augen, euren Mund, die Linie eurer Stirn. Doch wenn ich das Wasser ausschütte, verschwindet dieses Bild.“ „Dann ist es fort“, sagte Mantinias. „Das Bild ist fort. Aber du bist noch da.“

Ich sah Astraios erstaunt an: „Willst du sagen, dass der Leib nur ein Bild ist?“ „Nein. Der Leib ist wirklich. Er ist nicht bloß ein Schatten. Pythagoras hätte niemals gelehrt, dass unser Leib nichts bedeutet. Er lehrte, dass der Leib nicht das Letzte ist.“ Er stellte die Schale zurück. „Wenn ein

Mensch stirbt, dann ist das, was wir an ihm gesehen und geliebt haben, nicht mehr auf dieselbe Weise da. Seine Stimme verstummt. Seine Hand wird kalt. Seine Augen sehen uns nicht mehr an. Aber die Seele, so lehrte Pythagoras, ist nicht an diesen Leib gebunden wie ein Gefangener an seine Ketten. Sie kann ihn verlassen.“

„Wohin geht sie?“, fragte ich. „Das hängt davon ab, wie sie gelebt hat.“ Ich blickte auf: „Dann gibt es einen Unterschied zwischen den Seelen?“ „Ja.“, erwiderte Astraios, „Pythagoras lehrte, dass die Seele durch das Leben geprägt wird. Ein Mensch, der sich der Gewalt, der Maßlosigkeit und der Ungerechtigkeit hingibt, macht seine Seele schwer und ungeordnet. Ein Mensch, der nach Wahrheit, Maß und Gerechtigkeit strebt, bringt sie in eine bessere Ordnung.“

„Und nach dem Tod?“, fragte Mantinias. „Dann wird die Seele nicht einfach von allem befreit, was sie getan hat. Sie nimmt ihren Zustand mit.“ Astraios sah mich an. „Das ist vielleicht das Schwerste an seiner Lehre: Der Tod löscht nicht alles aus, was wir gewesen sind.“ Ich senkte den Kopf: „Dann nimmt ein Mensch seine Schuld mit in den Tod.“ „Vielleicht. Aber Pythagoras lehrte auch, dass die Seele sich reinigen kann.“ Und Mantinias sofort: „Wie?“ „Durch ein weiteres Leben.“

Draußen schlug der Wind gegen die Fensterläden. Mein Bruder schloss sie, und der Raum wurde still. „Pythagoras“, fuhr Astraios fort, „lehrte die metempsychōsis – die Wanderung der Seele. Du kennst vielleicht die Vorstellung, dass ein Mensch nach seinem Tod in ein anderes Leben übergeht. Aber bei Pythagoras war dies nicht bloß eine Geschichte über Menschen. Er glaubte, dass die Seele nach dem Tod in einen anderen Leib gelangen könne. Und dieser Leib musste nicht immer der eines Menschen sein.“

Ich starrte Astraios an: „Auch ein Tier?“ „Auch ein Tier.“ Ich: „Dann könnte ein Mensch als Hund wiedergeboren werden?“ Und Astraios: „Wenn die Ordnung der Seele es so bestimmt.“ „Oder als Vogel?“, fragte ich. „Ja.“ Und Mantinias: „Oder als Pferd?“ „Ja.“ Wir schwiegen. „Dann“, sagte ich langsam, „ist jedes Tier vielleicht eine Seele, die einst in einem Menschen gelebt hat.“ „Das ist eine Möglichkeit, die Pythagoras ernst nahm.“ „Und wenn ich einen Vogel töte?“, fügte mein Bruder hinzu. „Dann könnte es sein, dass du eine Seele tötest, die einst in einem Menschen gelebt hat.“

Mantinias verzog das Gesicht: „Das ist eine Lehre, die einem den Hunger verderben kann.“ Astraios musste lächeln.

„Sie hat vielen den Hunger verdorben. Aber Pythagoras wollte nicht, dass wir nur deshalb aufhören, Fleisch zu essen, weil wir fürchten, in einem Tier einen alten Bekannten zu erkennen. Er wollte, dass wir die Verwandtschaft allen Lebens erkennen.“

„Verwandtschaft?“, wunderte ich mich. „Ja. Wenn die Seele wandern kann, dann ist das Leben nicht in einzelne, voneinander getrennte Wesen aufgeteilt, wie wir es uns gewöhnlich vorstellen. Der Mensch steht nicht außerhalb der übrigen lebenden Welt. Er gehört zu ihr.“ Astraios sah auf seine Hände. „Ich habe in meinem Leben viele Tiere gesehen. Pferde, die ihren Herrn überlebten. Hunde, die an den Gräbern ihrer Besitzer wachten. Vögel, die jedes Jahr an denselben Ort zurückkehrten. Pythagoras hätte vielleicht gesagt, dass wir in ihnen etwas von uns selbst erkennen müssen.“

Mein Bruder sprach leise: „Und wenn die Seele in einem Tier lebt, erinnert sie sich dann an ihr früheres Leben?“ „Manchmal, so glaubte Pythagoras. Er selbst soll sich an frühere Leben erinnert haben.“ „Welche?“ „Manchmal erzählte er, er sei einst Euphorbos gewesen, ein Krieger im

Trojanischen Krieg. Er habe den Schild des Euphorbos wiedererkannt, als er ihn in einem Heiligtum sah.“ „Du glaubst das, Freund Astraios?“ Er schwieg und hob dann an: „Ich weiß nicht, ob ich es glauben kann. Aber ich weiß, dass Pythagoras selbst davon überzeugt war. Und ich habe ihn niemals leichtfertig über Dinge sprechen hören, die er für wahr hielt.“

„Es war in einem Heiligtum“, sprach Astraios weiter, „als Pythagoras vor einem alten Schild stand. Er sah ihn lange an. Dann trat er näher und legte die Hand auf das Holz.“ „Was geschah?“, fragte ich. „Er sprach: Diesen Schild kenne ich.“ „Woher?“ „Er sagte, er habe ihn einst getragen.“ Mantinias lachte kurz auf: „Als Euphorbos?“ „Als Euphorbos.“ „Und er erinnerte sich an den Trojanischen Krieg?“ „Nicht an alles. Aber an genug, um zu wissen, dass er einst dort gewesen war.“

„Dann ist die Seele“, sagte ich, „also wie ein Reisender, der sich an seine früheren Wege erinnert.“ „Manchmal.“, antwortete Astraios, „doch nicht immer. Pythagoras lehrte, dass die Seele bei ihrer Geburt in einem neuen Leib nicht notwendig alles weiß, was sie zuvor erlebt hat. Vieles ist vergessen. Das neue Leben beginnt für den Menschen wie ein neues Buch, obwohl die Seele schon andere Bücher gelesen haben mag.“ „Warum vergisst sie?“ „Vielleicht, weil sie sonst nicht wirklich neu beginnen könnte.“

Ich blickte Astraios lange an: „Dann könnte es sein, dass ein Mensch, der heute ein Kind ist, einst ein alter Mann war.“ „Ja.“ „Und ein Mensch, der heute ein Fremder ist, könnte einst mein Bruder gewesen sein.“ Der Freund sah uns beide an: „Ja.“ „Oder meine Mutter.“ „Ja.“ „Oder Keryllos.“ Ich öffnete unwillkürlich den Mund, schloss ihn aber wieder. Er fuhr fort: „Das ist die ungeheure Seite dieser Lehre, Derkyllis. Sie löst die Grenzen auf, die wir zwischen den Menschen ziehen. Wenn die Seele wandert, dann ist niemand ganz fremd. Vielleicht ist der Mensch, den du heute verachtest, einst jemand gewesen, den du geliebt hast. Vielleicht ist das Tier, das du heute trittst, einst ein Mensch gewesen, der dich beschützt hat. Vielleicht ist der Feind, den du heute töten willst, einst dein Bruder gewesen.“

Mantinias sah mich an: „Dann dürfte man niemanden mehr töten.“ „Pythagoras lehrte nicht, dass ein Mensch niemals Gewalt anwenden dürfe. Aber er lehrte, dass man nicht leichtfertig töten soll. Denn das Leben ist nicht unser Eigentum. Es ist uns anvertraut. Du hast, Derkyllis, nach Geburt und Sterben gefragt. Pythagoras lehrte, dass beide nicht so verschieden sind, wie wir gewöhnlich denken.“ „Wie meinst du das?“ „Wir nennen die Geburt den Anfang und den Tod das Ende. Aber für die Seele sind beide Übergänge.“ Astraios nahm einen kleinen Stein vom Boden und legte ihn auf den Tisch: „Stell dir vor, die Seele verlässt einen Leib und gelangt in einen anderen. Für den Leib ist das Sterben. Für die Seele ist es eine Veränderung.“

„Aber die Geburt?“, fragte ich. Und Astraios: „Für die Seele ist die Geburt die Ankunft in einem neuen Leib. Sie tritt in eine Welt ein, in der sie lernen, leiden, lieben und handeln muss.“ „Dann ist die Geburt nicht nur ein Geschenk.“ „Nein. Sie ist auch eine Aufgabe. Denkt an eure Eltern, an ihre vermeintliche Ermordung, an die Schuld, die ihr beiden zu tragen glaubt. Pythagoras lehrte, dass die Seele in dieser Welt nicht zufällig lebt. Sie ist hier, um sich zu vervollkommnen. Jeder Mensch hat die Möglichkeit, durch sein Leben besser oder schlechter zu werden.“

„Und wenn er leidet?“, sagte Mantinias. Und Astraios: „Dann kann auch das zu seiner Reinigung beitragen. Aber nicht jedes Leid ist eine Strafe. Das darfst du nicht glauben. Pythagoras hätte nicht

gesagt, dass jeder, der leidet, schuldig ist. Er hätte gesagt, dass das Leben eine Ordnung besitzt, die wir nicht immer verstehen. Ein Mensch kann unschuldig leiden. Ein anderer kann schuldig leben und dennoch lange glücklich erscheinen.“

„Dann ist die Welt ungerecht.“, stellte ich fest. Astraios bestätigte: „Oft scheint sie es zu sein.“ „Und Pythagoras?“ „Er glaubte, dass die Welt im Ganzen eine Ordnung besitzt, auch wenn wir sie nicht erkennen. Aber er lehrte uns nicht, jedes Unglück einfach hinzunehmen. Er lehrte uns, die eigene Seele so zu führen, dass wir selbst nicht zur Ursache des Unglücks anderer werden.“ Ich sah ins Feuer: „Dann ist die Frage nicht nur, warum ich leide.“ „Nein. Die Frage ist auch: Was werde ich durch das, was mir widerfährt? Pythagoras gebrauchte Bilder, um die Seele und den Leib zu erklären. Manche seiner Schüler nannten den Leib das sēma, das Grab. Andere sprachen vom Leib als einem Gefäß oder einer Hülle.“ „Ein Grab?“, fragte ich. „Ja. Ein Bild, das dir vielleicht aus deiner eigenen Geschichte vertraut ist.“

Ich sah Astraios an: „Du meinst den Hades.“ Er erwiderte: „Ich meine die Vorstellung, dass die Seele in einem Leib gebunden sein kann, der sie zugleich trägt und begrenzt.“ Er nahm einen Becher und drehte ihn in seinen Händen: „Ein Gefäß kann Wasser enthalten. Aber das Wasser ist nicht das Gefäß. Wenn das Gefäß zerbricht, bleibt das Wasser nicht notwendig darin.“ „Dann ist der Leib nur ein Gefäß?“, warf Mantinias ein. „Nein. Das Bild ist nicht die ganze Wahrheit. Der Leib ist auch das Werkzeug der Seele. Durch ihn sieht sie, hört sie, spricht sie, liebt sie und handelt sie. Ohne den Leib könnte die Seele in dieser Welt nicht auf dieselbe Weise leben.“

„Dann ist der Leib nicht schlecht.“, sagte ich. „Nein. Pythagoras lehrte nicht, dass der Leib schlecht sei. Aber er lehrte, dass die Seele sich nicht vollständig mit dem Leib identifizieren darf.“ Astraios zeigte uns die Narben auf seinen Händen: „Ich habe meinen Leib oft gebraucht, um zu kämpfen. Ich habe ihn gebraucht, um zu fliehen, um zu rudern, um zu klettern. Aber ich bin nicht nur dieser Leib. Wenn ich morgen sterbe, wird mein Leib leblos zurückbleiben. Doch das, was ich in meinem Innersten bin, muss nicht mit ihm vergehen.“

„Und wenn die Seele in einen anderen Leib gelangt?“, fragte ich. „Dann beginnt sie ein neues Leben. Aber sie bleibt dieselbe Seele.“ „Dann ist der Leib wie ein Gewand.“ „Ein Gewand, das man nur einmal trägt?“ „Nein“, sagte Astraios, „Pythagoras würde sagen: ein Gewand, das man wieder und wieder tragen kann. Denn er lehrte, dass die Seele nicht einfach in jeden neuen Leib gelangt, ohne dass ihr früheres Leben eine Bedeutung hätte. Sie kann durch ihre Handlungen besser oder schlechter werden.“

„Wie reinigt man eine Seele?“, fragte ich. „Durch ein Leben, das nach Maß und Ordnung strebt.“ „Was bedeutet das?“ „Dass man nicht jedem Verlangen folgt. Dass man nicht jede Lust für gut hält. Dass man nicht jeden Zorn in sich wachsen lässt. Dass man lernt, sich selbst zu beherrschen.“ „Das klingt nach einer harten Lehre.“, wandte Mantinias ein. Und Astraios: „Sie ist hart. Aber Pythagoras glaubte, dass der Mensch nicht dadurch frei wird, dass er alles tut, was er tun möchte. Er wird frei, wenn er nicht mehr von jedem Wunsch beherrscht wird.“ Mein Bruder lächelte mich: „Erinnerst du dich noch an meinen Freund Hamilkar? Der könnte niemals ein guter Pythagoräer werden.“ Ich musste lachen. „ Hamilkar ist bestimmt ein guter Kerl. Aber er hat einen Geist, der sich nicht leicht zügeln lässt.“

„Und du?“, fragte ich Astraios. „Ich? Ich habe gelernt, dass die Seele nicht dadurch rein wird, dass man sich für besser hält als andere.“ „Was bedeutet das?“ „Dass man sich selbst prüft. Jeden Tag.“ Astraios sah mich an: „Pythagoras lehrte uns, am Abend unser tägliches Leben zu betrachten. Was habe ich getan? Was habe ich unterlassen? Wen habe ich verletzt? Wo war ich ungerecht? Wo habe ich mich von Zorn, Habgier oder Furcht beherrschen lassen?“

Mantinias’ Gesicht wurde ernst: „Dann hätte ich jeden Abend sehr viel zu bedenken.“ „Wir alle haben das.“ „Und wenn man seine Schuld erkennt?“ „Dann muss man sie nicht nur erkennen. Man muss versuchen, sie zu sühnen.“ „Wie?“, wollte ich wissen. „Indem man das Unrecht,“ sagte Astraios, „soweit es möglich ist, wiedergutmacht. Indem man sich verändert. Indem man nicht wieder tut, was man getan hat.“ Mein Bruder senkte den Kopf: „Und wenn es nicht mehr möglich ist?“ Astraios sah mich lange an: „Dann bleibt die Reue. Aber Reue allein ist nicht genug. Sie muss zu einem anderen Leben führen. Derkyllis, du hast mich nach Leben und Tod gefragt. Aber Pythagoras lehrte, dass man diese Dinge nicht verstehen kann, wenn man nicht auch die Ordnung der Welt versteht.“

„Die Sterne?“, fragte Mantinias. Astraios nahm seine Flöte und ließ eine kleine Melodie erklingen: „Die Sterne. Die Musik. Die Zahlen. Pythagoras entdeckte, dass die Töne in bestimmten Verhältnissen zueinander stehen. Wenn eine Saite einer Kithara halb so lang ist wie eine andere, erklingt ein Ton, der mit dem ersten in Harmonie steht. Die Welt ist nicht bloß ein Haufen von Dingen. Sie ist geordnet.“

„Und die Seele?“, sprach ich. Der Freund erwiderte: „Auch die Seele hat eine Ordnung. Sie kann in Harmonie sein oder in Unordnung.“ Wieder blies Astraios ein paar Töne: „Ein Mensch, der maßlos lebt, ist wie ein Instrument, dessen Saiten nicht richtig gespannt sind. Er kann Lärm machen, aber keine Harmonie.“ Ich deutete auf die Flöte: „Und ein Mensch, der gerecht lebt?“ „Ist wie ein gut gestimmtes Instrument. Seine Seele steht in einem Verhältnis zu sich selbst, zu anderen Menschen und zur Welt.“ „Dann ist die Seele Musik.“ „Ja,“ sagte Astraios. „Ein schönes Bild. Aber Pythagoras meinte mehr als ein Bild. Er glaubte, dass die Ordnung der Seele mit der Ordnung des Kosmos verbunden ist.“

„Was bedeutet das?“, so mein Bruder. Und Astraios antwortete: „Dass wir nicht zufällig leben. Dass die Welt nicht ohne Maß und ohne Zahl ist. Dass auch die Seele zu einer größeren Ordnung gehört.“ Er blickte zur Tür, hinter der der Himmel dunkel geworden war. „Vielleicht ist das der Grund, warum der Tod uns so erschreckt. Wir sehen den Leib zerfallen und glauben, alles sei zerstört. Aber Pythagoras lehrte, dass die Seele nicht einfach in Unordnung vergeht. Sie gehört zu einer Ordnung, die größer ist als unser Leben. Denn die Seele trägt etwas Göttliches in sich.“

Ich sah ihn an: „Etwas Göttliches?“ „Ja.“ So Astraios. „Nicht, dass jeder Mensch ein Gott sei. Aber dass die Seele nicht bloß aus dem Stoff besteht, den wir sehen und anfassen. Sie hat eine Verwandtschaft mit dem Göttlichen.“ „Mit Zeus?“ „Vielleicht mit dem Göttlichen, das hinter den Namen der Götter steht. Pythagoras sprach von einer Weltordnung, die nicht durch unsere menschlichen Wünsche bestimmt wird. Er glaubte, dass die Seele zu dieser Ordnung gehört.“

„Dann ist der Mensch mehr als ein Tier.“, stellte mein Bruder fest. „Ja,“ erwiderte Astraios. „Er ist ein Lebewesen, das die Möglichkeit hat, sich selbst zu erkennen und seine Seele zu ordnen.“ „Und wenn der Mensch das nicht tut?“ „Dann entwürdigt er sich selbst.“ Der Freund sah mich an:

„Pythagoras brachte uns bei, dass die Seele nicht nur weiterlebt. Sie muss auch lernen, wie sie leben soll.“ „Dann ist das Leben eine Schule.“ „Ja.“ „Und der Tod?“ „Ein Übergang in einen anderen Abschnitt dieser Schule. So machte Pythagoras uns deutlich, dass der Tod nicht der größte Feind des Menschen ist.“ Mein Bruder blickte auf: „Nicht?“ „Nein.“, sagte Astraios. „Der größte Feind ist die Unordnung der Seele.“ „Dann ist der Tod nicht böse?“ „Nein, der Tod ist ein Übergang. Aber ein Mensch kann sein Leben so führen, dass er vor dem Tod nicht nur Angst haben muss.“

„Wie?“ „Indem er lernt, dass sein Leben nicht nur aus dem besteht, was er besitzt, genießt oder fürchtet. Indem er seine Seele so ordnet, dass sie nicht von jedem Verlust zerstört wird.“ Astraios sah wieder auf die Flamme. „Pythagoras erklärte, dass die Seele nach dem Tod ihren Weg fortsetzt. Deshalb soll der Mensch sein Leben nicht vergeuden. Er soll nicht glauben, dass alles mit dem Tod vorbei ist. Aber er soll auch nicht glauben, dass der Tod ihn von jeder Verantwortung befreit.“

Ich warf ein: „Dann ist das Leben wichtiger als der Tod.“ „Das Leben ist die Aufgabe. Der Tod ist der Übergang.“ Ich fragte: „Und wenn ein Mensch schlecht gelebt hat?“ Und Astraios: „Dann ist der Tod nicht einfach die Befreiung von allem, was er getan hat.“ „Dann gibt es eine Strafe?“ „Pythagoras sprach von der Reinigung der Seele. Manche seiner Schüler stellen sich vor, dass die Seele nach dem Tod an einen Ort gelangt, an dem sie für ihre Taten zur Rechenschaft gezogen wird. Andere sprechen von der Wanderung in einen neuen Leib. Die Lehre ist nicht in allen Einzelheiten gleich.“

„Aber du glaubst, dass die Seele weiterlebt?“ „Ja.“, sagte Astraios schlicht. „Und du glaubst, dass sie sich reinigen kann.“ „Ja.“ „Dann ist der Tod nicht das Ende, sondern eine neue Möglichkeit.“ „Vielleicht. Aber ich würde vorsichtig sein, Derkyllis. Pythagoras forderte nicht, dass man den Tod suchen soll. Er lehrte, dass man leben soll. Derkyllis, erinnerst du dich, wie ich dir und Keryllos von meiner Schulzeit mit Pythagoras erzählt habe. Ich erinnere mich an einen Abend auf Samos. Es war noch nicht lange her, dass wir uns kennengelernt hatten. Er war ein Knabe, aber schon damals sprach er mit einer Ruhe, die mich erschreckte.“ „Was sagte er?“ „Er sagte: Astraios, fürchte den Tod nicht mehr als den Schlaf.“ „Warum?“ „Weil beides ein Übergang ist.“ „Aber der Schlaf endet am Morgen.“ „Und der Tod?“ „Für die Seele endet er vielleicht nicht.“

Ich schwieg, die Erinnerung an Keryllos und an das Grab der Sirene war sehr stark.

„Pythagoras war davon überzeugt, dass der Mensch sich auf den Tod vorbereiten müsse, indem er lernt, wie er leben soll. Nicht durch Opfer, nicht durch Zauberei, nicht durch geheime Tränke, sondern durch die Ordnung seines Lebens.“ „Dann ist der Tod nicht etwas, das man verhindern kann.“ „Nein.“ „Aber man kann sich auf ihn vorbereiten.“ „Ja.“ „Wie?“ „Indem man sich selbst kennt. Indem man seine Schuld erkennt. Indem man gerecht lebt. Indem man nicht mehr von jedem Wunsch beherrscht wird. Indem man lernt, dass die Seele nicht dem Leib gehört, sondern dass der Leib der Seele für eine Zeit anvertraut ist.“ Astraios machte eine Pause.

Ich sah ihn an. Und dann fügte er hinzu: „Und indem man liebt.“ Jetzt blickte er mich durchdringend an. „Hat Pythagoras das auch gelehrt?“ „Er lehrte, dass die Seele in Harmonie leben soll. Und was ist Harmonie, wenn nicht auch die Fähigkeit, mit anderen verbunden zu sein?“

Wir saßen lange schweigend da. Dann sprach ich: „Astraios, wenn die Seele wandert, wenn sie vor der Geburt existiert und nach dem Tod weiterlebt – was bedeutet das für meine Eltern? Ich habe geglaubt, sie getötet zu haben. Ich habe sie bestattet. Ich habe ihr Haus verlassen. Ich habe mich

selbst für eine Mörderin gehalten. Und dann habe ich Myrto gesehen. Wenn meine Eltern nicht wirklich tot waren, dann war alles, was ich danach getan habe, vielleicht ein Irrtum. Aber wenn sie tot waren – wenn ihre Seelen weiterleben – dann sind sie vielleicht irgendwo. Vielleicht wissen sie, was ich getan habe. Vielleicht wissen sie, dass ich sie nicht töten wollte.“ Er sagte, er habe auf diese Frage nur gewartet.

„Pythagoras“, sagte Astraios, „hätte dir wahrscheinlich gesagt, dass die Seele nicht durch den Tod ausgelöscht wird. Aber er hätte dir auch gesagt, dass du nicht wissen kannst, was die Toten über dich denken.“ „Dann kann ich sie nicht um Vergebung bitten.“ „Du kannst um Vergebung bitten.“ „Aber sie hören mich nicht.“ „Vielleicht hören sie dich. Vielleicht nicht. Aber du kannst dein Leben so führen, dass du ihrer würdig wirst.“

Ich schloss die Augen: „Und wenn sie mich verurteilen?“ „Dann musst du lernen, mit dieser Ungewissheit zu leben.“ Ich sah Astraios an: „Das ist eine harte Lehre.“ „Die Wahrheit ist nicht immer sanft. Aber Pythagoras hätte dir auch gesagt: Die Schuld, die du trägst, ist nicht größer als die Möglichkeit, dich zu verändern.“

Astraios stand auf und ging zum Fenster. Draußen hatte sich der Wind gelegt, und der Mond war verschwunden; die Nacht war dunkel geworden. Über den Dächern von Metapont standen die Sterne. Er setzte sich wieder. „Ich habe euch nun viel erzählt. Aber ich will euch noch sagen, was ich selbst von Pythagoras gelernt habe. Ich habe gelernt, dass der Mensch nicht nur das ist, was man an ihm sieht. Dass die Seele älter sein kann als der Leib, den sie bewohnt. Dass sie nach dem Tod weiterleben kann. Dass sie vielleicht in einen anderen Leib gelangt. Dass sie durch ihre Taten besser oder schlechter werden kann. Dass das Leben eine Aufgabe ist und der Tod ein Übergang. Aber ich habe auch gelernt, dass man nicht alles wissen kann.“

Ich sah den Freund überrascht an: „Was meinst du?“

„Dass Pythagoras ein großer Weiser war. Aber auch er war ein Mensch. Er konnte uns zeigen, wie man fragt, lehren, wie man lebt, und sagen, was er für wahr hielt. Aber er öffnete uns nicht jede Tür, die zwischen Leben und Tod liegt.“ Mantinias wand ein: „Dann ist seine Lehre nicht vollständig.“ Astraios lächelte: „Keine menschliche Lehre ist vollständig. Doch sie kann uns helfen, nicht in Furcht zu leben.“

Wir saßen noch lange zusammen. Das Feuer war klein geworden. Draußen zeigte sich die rosenfingrige Eos. Mantinias war eingeschlafen, den Kopf an die Säule gelehnt. Ich aber blieb wach, der Freund ebenso. „Astraios“, sprach ich leise, „glaubst du wirklich, dass die Seele weiterlebt?“ Er sah in die Glut: „Ja.“ „Warum?“ „Weil Pythagoras es lehrte.“ Ich schüttelte den Kopf: „Das ist kein Grund.“ „Nein.“, bestätigte Astraios. „Dann warum?“

Astraios erinnerte mich an den Hades. An Myrto. An die Nacht, in der ich aus der Unterwelt zurückgekehrt war. An die Menschen, die ich sterben gesehen hatte, besonders an Keryllos. Er erinnere sich an Pythagoras, der als Knabe schon so sprach und handelte, als wäre er nicht erst geboren, sondern aus einer älteren Welt gekommen. Und er fügte hinzu: „Weil ich glaube, dass das, was in einem Menschen am tiefsten ist, nicht einfach verschwinden kann.“

„Das ist eine Hoffnung.“, sagte ich. „Ja.“ „Keine Gewissheit.“ „Nein.“ Ich sah in die Flamme: „Dann ist die Hoffnung alles, was wir haben.“ „Nicht alles.“ „Was noch?“ Astraios legte einen

Zweig ins ersterbende Feuer. Die Flamme schlug auf. „Wir haben das Leben.“ Und ich bestätigte: „Ja, wir haben das Leben.“

So beschlossen wir aufzubrechen, ehe der Morgen graute – nicht mehr Fliehende allein, sondern drei, die zusammen einer Bestimmung entgegenzogen, von der keiner von uns damals schon ahnte, wie genau sie sich erfüllen würde.

Ich fühlte mich eingesperrt, musste wenigstens für kurze Zeit hinausgehen, während Astraios sich von seinen Kollegen verabschieden wollte und Mantinias schlief. Ich ging ein Stück die Straße entlang, da wurde ich von kräftigen Händen gepackt. Ich schrie um Hilfe, ich schrie nach Mantinias und rang mit dem Mann, der mir bei dem Versuch, mich zu fesseln und zu knebeln, die Kleidung zerriss. Mantinias sagte später, es habe wie eine Vergewaltigung ausgesehen, und das habe einen gewaltigen Zorn in ihm entfacht. Als der vermummte Fremde bemerkte, dass er mich nicht fesseln konnte, zückte er einen Dolch und stach zu. Plötzlich war Mantinias über ihm. Er packte ihn am Hals, würgte ihn, bis der Fremde mich und seinen Dolch fahren ließ. Dann nahm er seinen Kopf und schlug ihn mit Wucht mehrfach auf das Straßenpflaster. Der Fremde, der während des ganzen Überfalls kein einziges Wort gesprochen hatte, brüllte wie ein Raubtier, bis wir beide hörten, wie die Ank brach. Ich sah, dass Mantinias so außer sich war, dass er den Toten noch weiter misshandelte. Er prügelte weiter auf ihn ein und merkte, dass da ein fühlloser Kadaver unter seinen Fäusten war. Ich war froh, noch am Leben zu sein, ich blutete, ich wusste nicht, was mich mehr erschreckte: die Gewalt des Fremden oder der Zorn meines Bruders. Erst als Astraios dazukam, beendete der die Gewalttaten meines Bruders gegen den Leichnam. Mantinias gab dem Toten noch einen letzten Fußtritt. Astraios verständigte sich mit seinen Philosophenbrüdern, um dann mit uns schnell an Bord zu gehen. Wilde Enten zogen ihre Bahnen über dem Meer und schwärmten in alle Richtung aus. Der aufgefrischte Wind zerschlug die Meerwellen in winzige Spritzer.

Später erfuhren wir, dass der Fremde im Auftrag des Paapis gehandelt hatte.

Kapitel 22 – Abdera

(Erzählebene: Derkyllis berichtet dem Deinias)

Wir segelten nach Abdera, das zum Herrschaftsbereich des Großkönigs gehörte, um dort auf ein Schiff nach Tomis zu warten. Während wir uns dort aufhielten, erreichte Astraios ein Brief aus Metapont:

Chaire!

Bruder, du hast uns vor Paapis gewarnt. Als er auf der Suche nach euch nach Metapont kam, ließen ihn die Archonten verhaften wegen des Anschlags auf deine Begleiterin und der Verbreitung von bösem Zauber. Hippokrates, der Herrscher von Gela, bat um Auslieferung des Paapis. Wir dachten, dass sich Hippokrates, den viele als Tyrannen bezeichnen, sich der Dienste des Zauberers versichern wollte. Aber dann hieß es, Paapis sei in einen Anschlag auf Hippokrates verwickelt gewesen, den die Karthager veranlasst hätten. In Gela gab es ein Gerichtsverfahren, in dem der Ägypter des Mordversuchs gegen Gelon bezichtigt wurde. Es hieß, Paapis sei zum Feuertod verurteilt worden mit *kibōtion* und *pērídion* und *biblíōn.* In den Kästchen, *kibōtion*, verwahrte er seine Zauberkräuter, in den Ranzen, *pērídion*, die Zauberbücher, *biblíōn*. Um das Übel ein für allemal auszurotten, sollte

Paapis mit seinem Wissen und seinen Zaubermitteln verbrannt werden. Als letzten Wunsch erbat sich der Ägypter einige scheinbar harmlose Gewürzkräuter, Essig und eine Amphore des berühmten Pollischen Weins in seine Zelle. Hippokrates soll gedacht haben, dass sich der falsche Priester aus Angst vor dem Tode betrinken wolle. Weit gefehlt! Nach einiger Zeit erbebte der ganze Kerker. Und als die Wächter in Paapis' Zelle stürmten, war er verschwunden. Alles Suchen war vergeblich. Seid vorsichtig! Er wird nach euch suchen!

Es gibt aber auch eine gute Nachricht: Sage Mantinias, dem Bruder der Derkyllis, dass die Schläfer von Leontinoi erwacht sind. Dies trug mir ein Wirt namens Demetrios aus Rhegion auf, den ich gut kenne.

Errhoso, Demetrios

Dieser Brief steigerte Mantinias' Unruhe, die seit dem Kampf in Metapont kaum zu bezähmen war, noch. Er streifte Tag und Nacht durch Abdera und seine Chora, um nach Spuren von Paapis und seinen Helfershelfern zu suchen. Er trank in den Weinschänken und suchte Liebschaften. Dabei erlebte er eine seltsame Geschichte.

Kapitel 23 – Mantinias erzählt von der Witwe zu Abdera

(Erzählebene: Mantinias berichtet seiner Schwester Derkyllis in Abdera)

Wir waren schon einige Tage in Abdera und der Brief, den Astraios mir vorgelesen hatte, beunruhigte mich sehr. Ich überlegte, was ich auf meinen Wanderungen entdeckt hatte und wo sich Paapis oder seine Kumpanen versteckt haben könnten. Östlich zum Nestos hin gab es Mischung aus Sumpf und See, bevölkert von Wildenten, Schnepfen und Pelikanen. Dort im Schilf konnte man sich gut verstecken, aber ich alleine vermochte da nichts ausrichten. An der Straße nach Maroneia dagegen, der östlichen Ausfallstraße, gab es einige Hypogäen, die lichtscheuem Gesindel Zuflucht bieten konnten. Die Vollmondnacht gab mir die Gelegenheit zu überprüfen, ob es dort Männer gab, die sich verbergen wollten. Also ging ich dorthin. Die Gräber links und rechts der Straße zeigten, dass die Welt voll von Tod war.

Ich hatte nicht damit gerechnet, wer mir da entgegenkam. Es war eine junge Sklavin, ihre Figur glänzte im Mondlicht, aber als sie näherkam, bemerkte ich, dass sie kränklich wirkte und hinkte, bestimmt eine Missbildung oder ein Schaden an der Hüfte. Ihr Gesicht zeigte mir Trauer, Müdigkeit und Übernächtigung, aber zugleich war sie sorgfältig frisiert und für eine Sklavin geradezu elegant gekleidet. Sie sprach mich an, und ich wollte gewohnheitsmäßig ablehnen, aber was sie sagte, war ebenso überraschend wie ihre Erscheinung: „Kommt bitte, Herr, meine Herrin will sterben. Helft mir bitte, sie zu retten!“ Tränen rannen über ihre geröteten Wangen. Ich wunderte mich und fragte sie, warum eine Sklavin sich so sehr um ihre Herrin sorge. Sie antwortete: „Schaut auf meinen Gang! Meine Mutter, die ich nicht kenne, hat mich ausgesetzt, weil ich ein Krüppel bin. Die Herrin fand mich und zog mich auf, fast wie ihr eigenes Kind. Sie ist die Mutter, die ich nicht hatte, und ich muss sie retten.“ Ich sah das traurige Mädchen an, sah ihre schönen dunklen Augen und glaubte ihr. Sie hieß mich, ihr in ein Hypogaeum zu folgen, aus dem Lichtschein und Weinen drangen. Ich ging einige Stufen hinunter der Sklavin hinterher.

Zuerst dachte ich, es müsse sich um einen Alptraum handeln. Das Licht kam aus einer unterirdischen Grabkammer, und als ich hinabstieg, sah ich eine Frau. Sie saß dort neben einem Toten. Sie war schön, soweit ich erkennen konnte. Sehr schön sogar, ein Schleier schmiegte sich eng an ihren Körper.

Das Sklavenmädchen ging zu ihr, schüttelte sie leicht, so dass sie sich zu mir umdrehte. Ihr Gesicht war so entstellt von Tränen und Kratzern, dass ich das erst nach einigen Augenblicken bemerkte. Ihre Haare waren zerrauft, ihre entblößte Brust von Fingernägeln zerkratzt. Vor ihr lag der Leichnam eines Mannes, wohl ihres Mannes. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich hatte schon viele Frauen weinen sehen. Auf Beerdigungen weinten sie, schlugen sich an die Brust und rissen sich die Haare aus. Aber irgendwann gingen sie nach Hause. Diese Frau nicht. Sie wollte offenbar überhaupt nicht hinaus aus diesem Grab. Ich zögerte, blieb stehen und sah sie an. Und ich, der ich gegen Sonnenkrieger gekämpft hatte, dachte: Was soll ich tun?

Eine innere Stimme sagte mir: Nimm die Beine in die Hand. Aber da war auch Selannas Stimme, die sagte: Bleibe und handele. Also setzte ich mich zu ihr und redete. Ich sagte ihr, dass sie sich nicht so quälen solle. Dass jeder Mensch sterben müsse. Dass ihr Mann sein Schicksal erfüllt habe. Dass es nichts nütze, sich selbst ebenfalls zu töten. Sie hörte mir nicht einmal zu. Sie weinte weiter, riss sich Haare aus.

Ich redete noch mehr. Nichts. Da holte ich meine Wegzehrung hervor, die ich mir für die Nachtwache eingepackt hatte. Ich hatte Brot, ein wenig Käse und etwas Wein dabei. Ich bot ihr etwas an. Sie wies es zurück. Ich versuchte es noch einmal. Sie schüttelte den Kopf. Ich dachte schon daran, wieder zu gehen. Doch irgendetwas hielt mich zurück. Vielleicht war es Mitleid. Vielleicht Neugier. Vielleicht auch einfach, dass ich auf Grund der Not dieser Frau die dunklen Pläne des Paapis einfach vergessen konnte.

Auch die Dienerin redete auf ihre Herrin ein. Sie nahm den Becher mit Wein. Dann aß sie. So zeigte sie sich ihrer Herrin und forderte sie auf, es ihr nachzutun. Das Leben, sagte sie, müsse weitergehen. Was nütze es, sich lebendig zu begraben? Ob der Tote denn noch etwas davon habe, wenn sie sich zu Tode hungere? Ich nickte zustimmend, denn ich hatte dasselbe schon gesagt. Und von der Dienerin ließ die Frau sich schließlich überzeugen.

Ich zeigte ihr das Brot: „So braun wie dein Haar, du schöne. Das Brot und dein Haar, sie riechen so gut. Du hast doch bestimmt Hunger. In meinem Brotbeutel ist noch mehr Gutes!“ Sie aß. Ich weiß noch, wie erleichtert ich war. Nicht, weil ich besonders viel von dieser Frau verstand. Aber ich hatte das Gefühl, wenigstens etwas Vernünftiges getan zu haben. Am Ende jedoch ließ sie sich nicht dazu bewegen, das Grab zu verlassen. Ich sollte in der nächsten Nacht wiederkommen. In der Nacht, nicht bei Tage. Bei Tage werde das Grab vom Schwager bewacht, sagte das hinkende Sklavenmädchen, der wolle sie unbedingt ehelichen, um an das Vermögen seines Bruders zu kommen.

Das Bild dieser Frau, in der sich Leid und Schönheit mischten, ließ mich nicht los und vertrieb alle Zweifel. In der nächsten Nacht kam ich wieder. Ich brachte Essen mit für Herrin und Dienerin. Wir redeten. Irgendwann fragte ich mich, wer eigentlich Paapis sei. Die Witwe war jung. Sie war schön. Und sie war nicht mehr dieselbe, die ich in jener ersten Nacht gesehen hatte. Sie begann wieder zu leben. Ihr wundervolles Gesicht, der Duft ihrer dichten braunen Haare, deren Geruch mich betörte.

Langsam kamen mit meinen Liebesworten und Küssen ihre fraulichen Gefühle zurück. Und ich begann wirklich, sie zu lieben. Vielleicht ging das alles zu schnell. Aber so ist es mit manchen Dingen. Sie lachte: „Da denkt man, man habe gerade noch sterben wollen, und plötzlich beginnt man wieder zu leben. So lieb bist du, Fremder. Wenn du deine tiefe Stimme gurren lässt, mein Täuberich, will ich deine verliebte Taube sein.“ Wir blieben zusammen. Nicht nur eine Nacht. Auch den nächsten Tag. Und die nächste Nacht. Ich vergaß die Zeit. Sie verstand sich auf alle Liebeskünste.

Die Türen der Grabkammer blieben geschlossen. Ich hörte, dass da draußen Menschen vorbeikamen, redeten, Lärm machten. Ich dachte: Die müssen doch alle glauben, dass die Witwe noch immer bei ihrem toten Mann sitzt und ihn beweint. Nur dass ihr Mann inzwischen nicht mehr der einzige Mann in diesem Grab war. Ich hätte damals vielleicht daran denken sollen, warum es keinen Verwesungsgeruch im Grab gab. Aber ich dachte nicht daran. Ich dachte nur an sie. Ich liebte sie.

Und dann geschah das Unglück. Mir wurde eiseskalt. Ich wusste sofort, was das bedeutete. Ich würde sterben. Bestimmt würde ich sterben. Ich sagte: Ich muss das Hypogaeum verlassen, ich brauche Luft. Die Frau sah mich an und merkte sofort, dass etwas geschehen war. Sie sagte mir, ich würde mich selbst töten. Es wäre schließlich meine Schuld. Ich sei ein Ehebrecher. Sie könne mir eins anbieten: Wenn ich tot sei, gewähre sie mir einen Platz in diesem Grab. Neben ihrem verstorbenen Mann. Dann könne sie uns beide betrauern. Was für ein Tag, an dem sie zwei Männer begraben könne, die ihr lieb seien: „Das ist das einzige Glück, das lange dauert. Stirb, denn nun ist genug gesprochen.“

Ich erwartete irgendwie Tränen, aber ich sah nur ein strahlendes Lächeln. Dabei blieb es, es gab kein Entrinnen. Doch unvertrauter Lärm riss mich aus diesem Alptraum, denn in dieser Nacht kamen Männer der Stadtwache auf der Suche nach Räubern, die sich in den Hypogäen versteckt haben sollten. Sie brachen das Hypogaeum auf, aus dem Licht und Stimmen drangen. Sie sagten, sie hätten mich in der Gesellschaft von drei Skeletten gefunden, mit zerrissener Kleidung, halbverdurstet, halbverhungert, kraftlos und fast entseelt, und doch eine Laterne in der Hand. Am nächsten Morgen ging die Nachricht durch die Stadt: Die Witwe ist wieder da! Sie hat wieder einen Mann verzaubert.

Wie freute ich mich, das Morgenlicht zu sehen, das die Ziegeldächer der Häuser überflutete, und das Gurren der Tauben zu hören! Ich wurde zu einem Archonten geführt, der mich ebenso hitzig wie genauestens nach allen Einzelheiten befragte, dann schweigsam und finster wurde, um mir dann die folgende Geschichte zu erzählen: Gegründet worden sei Abdera vor langer Zeit durch von Timesias angeführte Kolonisten aus der ionischen Stadt Klazomenai. Doch sei es ein gefährliches Leben gewesen, da die ansässigen Thraker sich verschworen hätten, die Stadt zu zerstören. Daher seien in Abdera die Wachtürme Tag und Nacht bemannt worden, um einen etwaigen Angriff abzuwehren. Eines Tages habe eine reiche Frau ihren Mann verloren und sei über seinen Tod so verzweifelt gewesen, dass sie sich mit seinem Leichnam in dessen Grab einschließen ließ. Sie wollte dort sterben und ließ sich weder durch Mahnung noch durch Zuspruch von Trauer und Tod abbringen. Ein Soldat habe in der Nähe auf einem Turm Wache gegen die Thraker gehalten. Er habe die trauernde Frau im Hypogaeum ihres Mannes entdeckt, sich in sie verliebt und sie immer wieder besucht. Schließlich sei es ihm gelungen, sie mit Hilfe ihrer jungen Sklavin zum Essen und damit

zurück ins Leben zu bewegen. Doch während der Soldat bei ihr gewesen sei, sei eine Bande bei dem verwaisten Wachturm in Abdera eingedrungen, habe geplündert, gemordet und gebrandschatzt. Der Wächter wurde verhaftet und mit der Todesstrafe bedroht; da habe er das Liebesnest im Hypogaeum verraten und sich aus Verzweiflung selbst getötet. Die Archonten ließen das Grab der liebestollen Witwe öffnen und fanden alles so, wie es der Wächter beschrieben hatte. Sie befahlen, die Frau und ihre Dienerin im Grab einzumauern, um sie eines elenden Todes sterben zu lassen. Nicht lange danach stürmten die Thraker die Stadt, töteten die meisten Einwohner und zerstörten Häuser, Mauern und Türme.

Wohl in der 59. Olympiade hätten viele Einwohner von Teos ihre Stadt verlassen, da sie sich gegenüber dem Harpagos, dem Feldherrn von Kyros II., nicht behaupten konnten und sich ihm erst recht nicht unterwerfen wollten. Sie wären nach Thrakien gesegelt und hätten Abdera neu gegründet. Bald darauf habe sich unter den neuen Einwohnern die Kunde verbreitet, bei den alten Hypogäen an der Ausfallstraße nach Maroneia tauche gelegentlich ein Sklavenmädchen auf, das Männer in ein Grab locken wolle. Es sei wohl ein böser Geist.

Derkyllis, glaube mir: Ich habe einen bösen Geist gesehen. Die Männer der Nachtwache sagen zwar, ich sei in ein altes Grab hinabgestiegen, dessen steinerne Pforten sich hinter mir verklemmt hätten, so dass es kein Entkommen mehr gab. Die Skelette seien schon sehr alt gewesen. Das sollen sie ruhig glauben, denn das beruhigt. Ich dagegen spüre noch die Lippen der Witwe auf meinen. Ich kann ihren Blick, ihren Gesichtsausdruck nicht vergessen: Die entzückten Augen, der triumphale Stolz, eine Lust am Sterben und Töten, wie kein Frauengesicht sie haben sollte. Was ich mich frage, ist: War sie ein böser Geist im Dienst des Paapis? Wartet sie vielleicht noch auf mich oder uns? Dass ich noch lebe, danke ich dem Zufall und Männern, die nicht abergläubisch sind. Ich werde nie wieder ein Hypogaeum betreten.

Kapitel 24 – Der Prophet Zalmoxis

(Erzählebene: Derkyllis berichtet dem Deinias)

Ich will gestehen, Deinias, dass ich in all den Jahren meiner Flucht schon geglaubt hatte, mein Herz sei gegen das Staunen abgestumpft wie eine zu oft benutzte Klinge. Doch was uns bei den Geten erwartete, ließ selbst mich, die ich den Hades von innen gesehen hatte, staunen.

Wir hatten das Land der Thraker hinter uns gelassen, ein raues, waldreiches Reich, dessen Bewohner uns mit einem Misstrauen musterten, das nur Fremde kennen, die zu lange auf der Flucht gewesen sind, um noch harmlos zu wirken. Mein Bruder Mantinias ritt an meiner Seite, hager geworden von den Jahren, doch mit jenem unbeugsamen Blick, mit dem er allem Leid trotzte. Astraios führte uns, denn er kannte, wie es schien, jeden Pfad zwischen dem Ister und dem Pontos, als wäre die Erde selbst ihm ein offenes Buch.

Schließlich erreichten wir das Gebiet der Geten. Es war die Abenddämmerung eines Tages, an dem die Wälder sich lichteten und ein in den Fels geschlagener Pfad um eine Felswand herum führte. Er war breit genug, um bergauf zu reiten. Neben dem Pfad ein tiefer Abgrund, doch die Pferde scheuten nicht. Wir waren dem Pfad ein gutes Stück gefolgt. Nach einer scharfen Kurve ragte eine gewaltige, in den Fels getriebene Höhle vor uns auf, und der Pfad endete. Es war, als hätte die Erde selbst ein riesiges Maul aufgetan, um uns zu verschlingen oder uns ihr innerstes Geheimnis zu

offenbaren – ich vermochte in jenem Augenblick nicht zu sagen, welches von beidem mir bevorstand. Feuer brannten tief in ihrem Schoß, und ihr Schein warf Schatten an die Wände, so groß und so unruhig, dass sie wie Wesen aus einer anderen Welt über den Stein tanzten.

„Das ist die Höhle des Zalmoxis“, sprach Astraios mit gesenkter Stimme, und ich bemerkte, wie selbst er, der sonst vor nichts zurückschreckte, unwillkürlich einen Schritt zögerte. „Man sagt, er sei gestorben und wiedergekehrt, und dass er seither zwischen den Lebenden und den Toten wandelt wie ein Bote zwischen zwei Königreichen. Andere erzählen, er habe sieben Verwandlungen bestanden, in eben so vielen Tierleibern gelebt und damit seine ganze Seelenwanderung vollendet. Die Geten verehren ihn bereits als Gott.“

Ich gebe zu, Deinias, dass mir bei diesen Worten ein Schauer den Rücken hinab lief, der nichts mit der Kälte des getischen Abends zu tun hatte. Doch wir waren zu weit gereist, um vor einer Höhle kehrtzumachen, und so traten wir ein, in eine Finsternis, die sich nach wenigen Schritten in ein rötliches, atmendes Dämmerlicht verwandelte. Astraios ging uns voraus. Wir hatten ihn gebeten, bei Zalmoxis für uns um eine Weissagung zu erwirken. Nach einiger Zeit winkte uns Astraios herbei, und wir kam nach.

Dort, auf einem Thron aus rohem Fels, saß er zwischen seinen Schülern, die unentwegt Zauberformeln zu murmeln schienen: ein Mann, dessen Alter ich unmöglich zu schätzen vermochte – sein Antlitz war weder das eines Greises noch das eines Jünglings, sondern trug beides zugleich, wie ein Gesicht eines Wesens, das die Zeit in beide Richtungen durchmisst. Sein Silberhaar glänzte im Schein der Fackeln. Der Kopf allerdings schien zu groß für diesen Körper. Als seine bemerkenswerten Augen, dunkel und fein, sich auf mich richteten, schienen sie mich zu durchdringen bis auf den Grund jener Schuld, die ich seit dem Unglück meiner Eltern mit mir trug.

„Ich kenne dich, Tochter eines Hauses aus Tyros“, sprach er, ehe ich auch nur meinen Namen genannt hatte, und seine Stimme hallte durch die Höhle, als spräche nicht ein Mann, sondern der Fels selbst. „Ich kenne die Tat, die euch beide, dich und deinen Bruder, aus eurer Heimat vertrieben hat, und ich kenne den Fluch, der euch noch bevorsteht, ehe ihr Frieden findet.“

Mantinias trat vor, die Hand am Griff seines Schwertes, als könnte man einer Prophezeiung mit Stahl begegnen. „Sprich, Seher“, sagte er, und in seiner Stimme lag jene Mischung aus Trotz und Furcht, die ich in jenen Jahren so oft an ihm gesehen hatte. „Was erwartet uns noch?“

Zalmoxis erhob sich, und im flackernden Licht des Feuers schien seine Gestalt für einen Herzschlag lang die Höhle selbst zu füllen. „Ihr werdet weiterziehen, weiter als die meisten Sterblichen vor euch, bis an den äußersten Rand der Erde, auf die Insel, die man Thule nennt. Und dort, Kinder von Tyros, werdet ihr das Gleiche erleiden, was ihr in eurer Unschuld euren Eltern angetan glaubtet – nicht als Strafe, sondern als der einzige Weg, den die Schuld kennt, um sich selbst von der Freveltat zu erlösen. Euer Leben wird geteilt: Ihr werdet Tote bei Tag sein und Lebende bei Nacht. Erst wenn ihr durchlitten habt, was ihr fürchtet, verursacht zu haben, werdet ihr wahrhaft frei sein. Und das sage ich dir, Tochter von Tyros, besonders: Wer wahrhaft frei ist, wird auch endlich die eine Liebe finden.“

Ich wollte aufschreien, wollte fragen, wollte um Aufschub bitten, doch die Worte blieben mir in der Kehle stecken. Denn die Sanftheit und Ruhe von Zalmoxis’ Stimme hatte Gewalt. In diesem Augenblick wusste ich mit jener Gewissheit, die keinen Widerspruch duldet, dass er die Wahrheit

gesprochen hatte – nicht als Drohung, sondern als ein Gesetz, das älter war als wir alle, älter vielleicht sogar als der Fels, auf dem er saß.

Wir verließen die Höhle des Zalmoxis in jener Nacht schweigend, ein jeder von uns mit dem Wissen beladen, dass unser Weg noch nicht zu Ende war – dass uns, jenseits aller Meere, die wir schon durchquert hatten, eine letzte, furchtbarste Prüfung erwartete, auf einer Insel am Rand der Welt, deren Namen ich seit jener Stunde nicht mehr aussprechen konnte, ohne dass mir kalt wurde. Astraios begleitete uns nicht, er blieb bei Zalmoxis. Es war ein Abschied für immer.

Kapitel 25 – Der Fluch auf Thule

(Erzählebene: Derkyllis berichtet dem Deinias)

Ich habe seither viele Male versucht, jene Stunden in Worte zu fassen, Deinias, und jedes Mal ist mir, als reichte keine Sprache aus, um zu schildern, was sich damals auf den kalten Klippen von Thule zutrug. Und doch sollst du es aus meinem eigenen Munde hören, denn du hast ein Recht darauf, die ganze Wahrheit zu kennen, ehe du mich zu deinem Weibe nimmst.

Tag und Nacht waren auf Thule keine gültige Ordnung mehr, wo, wie man sagt, die Sonne sich nur widerwillig über den Horizont erhebt. Es war zeitweise eher hell, zeitweise eher dunkel, das ganze wechselte, wenn man nicht aufpasste, zwischen zwei Augenzwinkern. Für uns war das eine neue Erfahrung, und wir wähnten uns eher in den Gefilden der Unterwelt oder auf den glänzenden Ebenen des Mondes.

Wir hatten geglaubt, dem Priester Paapis endlich entronnen zu sein. Mehr als die halbe bekannte Welt hatten wir zwischen ihn und uns gebracht, durch die Länder der Geten, über das Meer der Kimmerier, bis an diesen letzten Saum der Erde. Ich hatte gehofft – was für eine törichte Hoffnung! –, dass ein Mann, so alt und von Hass zerfressen wie er, uns hier nicht mehr würde folgen können. Ich kannte ihn schlecht. Hass, das habe ich seither gelernt, kennt keine Entfernung und keine Erschöpfung; er ist zäher als jeder Reisende und schneller als jedes Schiff.

Es war die Stunde, in der auf jener seltsamen Insel Licht und Dunkel miteinander ringen, als Mantinias, mein Bruder, mit einem Aufschrei erwachte, der mir noch heute in den Ohren gellt. „Er ist hier“, war alles, was er hervorbrachte, und er brauchte es kaum zu sagen, denn im selben Augenblick sah auch ich die hagere, gebeugte Gestalt, die sich über die Felsen auf uns zubewegte, mit jener unheimlichen Sicherheit eines Mannes, der sein Ziel schon zu lange verfolgt hat, um es noch verfehlen zu können.

Ich griff nach der Hand meines Bruders. Fliehen, so erkannte ich mit dem kalten Verstand der Verzweiflung, war zwecklos; wohin auch, an diesem äußersten Rande der Welt, hinter dem es kein Weiterkommen mehr gab? So standen wir denn, Rücken an Rücken, wie zwei Krieger in der letzten Schlacht, während der Alte näher trat, ohne Eile, als koste ihn dieser Augenblick des Triumphes ein wohlverdientes Behagen.

„Ihr habt geglaubt, mir zu entrinnen“, sprach er, und seine Stimme war leise wie das Rascheln toter Blätter. „Nun sollt ihr erfahren, was ihr an euren eigenen Eltern begangen habt.“

Ehe ich mich rühren konnte, ehe mein Bruder auch nur die Hand zur Wehr erheben konnte, hatte Paapis uns beiden ins Gesicht gespien – eine Geste, so gering an sich, und doch so furchtbar in ihrer Wirkung, dass ich noch jetzt, da ich davon erzähle, eine Kälte in mir spüre, die von keinem Feuer dieser Welt vertrieben werden kann. Ein Schwindel erfasste mich, wie ich ihn nie zuvor gekannt hatte; die Felsen von Thule, das graue Meer, das Gesicht meines Bruders – alles verschwamm vor meinen Augen zu einem einzigen, sich drehenden Schatten. Ich hörte Mantinias' Namen aus meinem eigenen Munde, als riefe ihn eine Fremde, und dann war da nichts mehr. Nichts als Schwärze, tief und endgültig wie der Tod selbst.

Was in den Stunden danach geschah, kenne ich nur aus dem Bericht anderer, denn für mich, Deinias, gab es in jenen Stunden kein Sehen und kein Hören mehr. Ein junger Mann von Thule, Throuskanos hieß er, der unsterblich in mich verliebt war – wie oft gestand er mir seine Liebe, wurde mein feuriger Liebhaber, sagte „Wie schön du bist!“ – wurde Zeuge dessen, was er für einen kaltblütigen Mord halten musste: einen Greis, der zwei junge Menschen mit einer einzigen Geste zu Boden streckte. Was in seinem Herzen vorging, als er dies sah, kann ich nur erahnen – doch ich weiß, wozu es ihn trieb. Mit der Wut eines Mannes, dem die Geliebte vor seinen Augen gemordet worden war, was er nicht ungerächt lassen konnte, stürzte sich der Thulite fuchsteufelswild mit gezücktem Schwert auf Paapis und kannte kein Halten mehr. Er ließ nicht eher von ihm ab, als bis der alte Priester, der Schrecken so vieler Länder, aus Wunden am ganzen Körper blutend, leblos zu seinen Füßen lag. Dann, so wurde mir später berichtet, wandte Throuskanos die Waffe gegen sich selbst – ob von einem letzten Fluch des Paapis bezwungen, ob aus Liebe zu mir, ob aus Verzweiflung darüber, mich verloren zu haben, weiß ich bis heute nicht zu sagen, will aber letzteres glauben.

O unseliger Throuskanos! Wie dankbar mussten wir beide, Mantinias und ich, ihm sein. Für ihn gilt, was sich die Athener erzählen: Wer selbst nichts Unrechtes tut, ist schon ehrwürdig; wer aber auch unrechtfertige Menschen hindert, Unrecht und Böses zu tun, verdiene mehr als die doppelte Ehre. Throuskanos setzte dem Treiben des Paapis ein Ende, aber auch seinem eigenen Leben.

So fand man uns: zwei junge Menschen ohne Herzschlag, ohne Atem, kalt wie das Gestein, auf dem wir lagen, und neben uns zwei Tote, deren Kampf unseren vermeintlichen Tod gerächt hatte. Einige Thuliten hatten Paapis gesehen, als er auf der Insel ankam und als er dort getötet am Boden lag. Sie sagten, der Tod hätte ihn sehr verändert: Wie eine erschlagene Ratte hätte er da auf dem Rücken gelegen, und schlaff und krumm, blutig der Kopf, mit struppigem, grauem Haar und grauem Nagergesicht, nur der nackte Schwanz hätte gefehlt, keine Spur mehr von seiner furchteinflößenden Miene. Was blieb den Leuten von Thule anderes übrig, als uns für tot zu erklären und, wie es ihre Sitte gebot, der Erde zu übergeben? Auch Paapis wurde bestattet, allerdings wurden ihm der Kopf und die rechte Hand abgehauen. Das war die Art der Thuliten, sich vor möglichen Wiedergängern zu schützen.

Ich erwachte in der Finsternis. Mein Kopf fühlte sich leer und schwindlig an. Ich dachte, ich würde in einem Bett liegen. Ich dachte, ich wäre weit fort gewesen. Tief horchte ich in mich hinein. Dann geschah etwas, es erhoben sich schreckenerregende Bilder. Ich sah meine Mutter, eine Stimme: „Du hast deine Mutter gemordet!“. Ich sah meinen Vater, meine Eltern wurden gequält, schrien vor Schmerzen. Und ich ich schrie mit … Dann ...

Nicht in jener sanften Dämmerung, die einen aus tiefem Schlummer holt, sondern jäh, mit einem Ruck, als risse mich eine unsichtbare Hand zurück ins Leben – und ich erwachte in der Enge und Kälte eines frisch geschaufelten Grabes. Ich will dir nicht schildern, Deinias, was ein Mensch in solchem Augenblick empfindet; du magst es dir selbst ausmalen, wenn du kannst, und wirst doch der Wahrheit nicht nahekommen. Neben mir hörte ich ein Rühren, ein Keuchen – Mantinias, lebendig wie ich, ebenso von Grauen erfüllt.

Mit der Kraft der Verzweiflung, diesen schrecklichen Ort zu fliehen, die, wie ich seither weiß, jeder anderen Kraft überlegen ist, gruben wir uns beide aus jenem schmalen Grab empor, bis das Licht des Mondes direkt auf uns schien. Und als wir endlich wieder unter freiem Himmel standen, den kalten belebenden Wind von Thule im Gesicht, begriffen wir, dass die Nacht um uns lag – tief, klar, von unzähligen fremden Sternen erhellt. Und in eben diesem Augenblick begriff ich auch das Zweite, das Furchtbarere: dass ich mich lebendiger fühlte als je zuvor in meinem Leben, wacher, kräftiger – während doch, wie ich wusste, hinter uns der Tag längst begonnen haben musste.

So offenbarte sich uns der Fluch, den der sterbende Hass des Paapis über uns verhängt hatte, in seiner ganzen grausamen Genauigkeit: Wir sollten leben – doch nur, wenn die Sonne nicht am Himmel stand. Bei Tage sollten wir daliegen wie Tote, ohne Atem, ohne Herzschlag, während die Welt um uns ihrem Tagwerk nachging, unwissend, dass wir, kalt und starr in unserem Grab oder wo immer der Tag uns überraschte, jeden Morgen aufs Neue den Tod erlitten, den wir einst, in gutem Glauben, unseren eigenen Eltern zugefügt zu haben meinten.

Ich griff nach der Hand meines Bruders, dort in der fremden Nacht von Thule, und wir schworen uns, was zwei Menschen sich schwören können, die nur noch einander auf der Welt haben: dass wir, und sei es Nacht für Nacht, einen Weg aus diesem Fluch finden würden – oder in dem Versuch untergehen. Lass mich nun Atem schöpfen, denn auch das Erzählen dieser Nacht kostet mich noch heute mehr Kraft, als ich zuzugeben bereit bin.

Kapitel 26 – Mantinias’ Liebschaften auf Thule

(Erzählebene: Mantinias berichtet der Derkyllis; die wiederum berichtet dem Deinias)

Man hat uns für tot gehalten und begraben, Mantinias und mich; und so liegen wir Tag um Tag reglos wie Steinbilder, während in uns, sobald die Sonne sinkt, wieder das volle, wilde Leben erwacht. Wir sind gefangen zwischen zwei Welten wie Geister, denen keine der beiden mehr gehört. Glaube mir, Deinias: Es gibt keine Folter, die grausamer ist, als die nächtliche Hälfte seines Daseins im Schatten des Todes zu verbringen und zu wissen, dass man am nächsten Morgen wieder in ihn zurücksinken wird.

Mein Bruder Mantinias hat viel aufgeschrieben von dem, was geschah, nachdem uns Paapis verflucht hatte. Hier schreibt er, wie die Thuliten entdeckten, dass wir unsere nächtliche Existenz aufgenommen hatten. Zuerst hätten sie uns für Wiedergänger gehalten und hätten uns töten und wie Paapis verstümmeln wollen. Aber ich will dir, Deinias, genau vorlesen, was Mantinias geschrieben hat, denn ich war so erfüllt von Gram und Entsetzen, dass ich mich nicht an alles erinnern kann.
Folgendes schrieb Mantinias:
Geliebte Schwester Derkyllis! Ich sehe, dass die Ereignisse dir mehr zusetzen als mir. Denn ich

habe auf meiner Reise zum Mond und zurück so vieles erlebt und erlitten, das mich kaum noch etwas erschüttern konnte. Waren wir tot? Nein! Hatte uns Zalmoxis vorausgesagt, dass uns etwas Schweres widerfahren würde? Ja! Trotzdem hätten die Thuliten uns ohne deine Schönheit und ohne die Erinnerung an die begeisterte Liebe des Throuskanos zu dir bedenkenlos umgebracht, denn für sie waren wir Wiedergänger und damit das Schlimmste, was sie sich vorstellen konnten. Als du mir und dir in die Handflächen schnittest, um zu zeigen, dass wir bluten wie lebendige Menschen, da rettetest du uns das Leben.

Imilke und Dikka

Nicht lange danach kam Imilke zu uns. Mal sagte sie, sie sei eine Phönizierin aus Sidon, mal stammte sie aus Karthago. Sie sprach verständliches Phönizisch und ein wildes Griechisch. Sie war, wie ich später erfuhr, als Sklavin nach Thule gekommen, als Geschenk für den Handelspartner eines Phöniziers, hatte es aber auf Grund ihrer äußeren Anmut bald geschafft, die ehrbare Ehefrau des Thuliten zu werden. Denn sie war nicht nur schön, sondern auch geschickt: Sie spielte die Flöte, wusste sich zu bewegen und ihre Reize zu zeigen und tanzte die Tänze der Ishtar hingebungsvoller, als es einer ehrbaren Ehefrau angestanden hätte. Sie gebar ihm einen Sohn und Erben und begrub ihn bald. Nun führte sie für ihren noch unmündigen Sohn das Haus und verwaltete dessen Vermögen. Ihre Sinneslust war so ausgeprägt, dass sie nicht wartete, bis ein Mann, der ihr gefiel, den ersten Schritt machte. Vielen anderen Frauen der Thuliten galt sie als phönizischer Fluch, als Liebesverbrecherin und Ehemörderin.

Diese Imilke lud mich eines Nachts in ihr Haus ein. Als sie bemerkte, dass ich aus Tyros stammte, ließ sie alle Hemmungen und die meisten Kleidungsstücke fallen. Sie verwickelte mich in Gespräche, die harmlos begannen, dann ernster wurden, um dann ins Schlüpfige und Schamlose umzuschlagen. In dieser Nacht machte sie mich zu ihrem Geliebten. Sie nannte mich ihren ‚stößigen Bullen', ihren ‚Wildstier'. Wir treffen uns immer noch, aber nur selten. Diese Liebschaft verschaffte mir bei den Damen Thules eine gewisse Berühmtheit.

Eines Nachts ließ mich Imilke zu sich kommen. Sie wollte mit mir speisen, denn ein phönizisches Schiff hatte eingelegten Tintenfisch und Sprossen des Asparagos mitgebracht, die, wie Imilke meinte, den meisten Thuliten mehr Magenschmerzen als Genuss bereiteten. Dazu gab es karthagischen Süßwein aus teilweise getrockneten Trauben. Wir waren nicht allein. Auch Dikka war eingeladen. Nie hätte ich erwartet, diese Frau bei Imilke zu sehen! Auch ich hatte Dikka schon gesehen, bevor Paapis' Fluch uns ereilte. Sie war eine der Schäferinnen von Thule. Jeden Morgen sammelt sie Schafe um sich und zieht mit ihnen hinaus. Sie hat eine misstönende Stimme, mit der sie zum Läuten der Schafsglocken gerne Lieder singt über junge Mädchen, die zu schön und zu dumm sind, über verheiratete Frauen, die zu verliebt in junge Männer sind und natürlich dumm. Beim Hüten der Schafe hat sie immer eine Spindel dabei, auf die sie wollene Fäden zieht. Aus dieser Wolle macht Dikka im Winter raue Decken, die gut wärmen.

Dikka ist unverheiratet, immer in Lumpen gekleidet und geht barfuß. Wenn es so kalt ist, dass ihr die Füße erfrieren können, bleiben auch die Schafe in ihren Ställen. Um ihre Augen sind vielerlei Fältchen, das Haar hell und dicht. Ihr Gesicht ist alterlos. Und doch hätte ich bis zu dieser Nacht von ihr nur als der Alten mit den Schafen geredet. Imilke stellte sie mir als ihre älteste Freundin auf Thule vor. Dikka trug ein Kleid, das alles an ihr vorteilhaft betonte. Imilke bat sie, ein Lied zu

singen, das von den beiden Raben und dem unglücklich verliebten Mädchen. Nun war ihre Stimme überhaupt nicht misstönend. Sie war tief und warm und klar und passte auf seltsame Weise zu dem alten Lied. Bald ließ uns Imilke allein. Im Hinausgehen sagte Imilke zu mir auf Phönizisch: „Ihre Liebe ist eine wilde Wasserflut. Sie ist ein Spross der Astarte. Und doch geht sie in den Hürden Thules einher. Lass sie ihr Kleid abwerfen und schwelge in ihrer Lust.“ Ich wurde auf diese Weise auch noch Dikkas Geliebter und bin es bis heute geblieben, wenn auch in aller Heimlichkeit. Sie kennt keine Eifersucht auf Imilke, die noch andere Liebhaber hat. Bei Vollmond nehmen wir uns manchmal ein Boot und fahren in die Bucht hinaus. Gerne sitzt sie am Bug, in einer schönen Haltung, singt leise, ganz selbstvergessen. Vielleicht kann ich eines Tages im hellen Sonnenlicht mit Dikka und ihren Schafen durch das Hügelland wandern.

Hier muss ich etwas erklären, Deinias, sonst verstehst du es nicht. Es war nicht so und es ist nicht so, dass Mantinias und ich Teil der Einwohnerschaft von Thule wurden oder gar das, was die Athener Metöken nennen. Wir lernten die Sprache, Mantinias sehr viel langsamer als ich, aber der Rhythmus unseres Lebens war völlig anders als der der Thuliten. Wenn die Thuliten schlafen gingen, erhoben wir uns aus unserem Grab, in dem wir tagsüber liegen mussten, so wollte es der Fluch. Wir versuchten, uns in unsere Betten zu legen, erwachten aber doch in unserem Grab. Thuliten, die uns beobachtet hatten, sagten, wir wären wie Schlafwandler zu unserem Grab gelaufen und hätten wie Verrückte auf die schweren Bretter eingedroschen, die es bedeckten, bis diese irgendwie aus dem Weg waren und unsere Hände zerschunden und blutig. So bekamen wir keine Nachbarn, keine Mitbürger, schon gar nicht Freunde, aber einen Liebhaber, den ich wieder verlor, und wenige Geliebte. Niemand besuchte uns einfach so in der Nacht, niemand lud uns einfach so ein. Nun aber höre weiter, was Mantinias schreibt:

Argula und Aia

Aber eines Nachts standen zwei Schwestern in dem uns überlassenen Haus vor der Siedlung, Argula und Aia, die Töchter des Karad, des reichsten Mannes von Thule, seit öfter phönizische Handelsschiffe nach Thule kamen mit Waren von den Küsten des Mittelmeeres, die hier als Luxus galten. Dies hatte die Sitten der Thuliten stark verändert, denn nun war Reichtum sehr wichtig geworden. Wem gehörten wie viele Weiden und Herden? Wer produzierte wie viel Wolle von welcher Qualität? Wer konnte welche Felle anbieten? Argula, die ältere Tochter, war mit einem Fischer verheiratet, der seinem Schwiegervater völlig ergeben war. Imilke sagte mir einmal, sie habe keinen so schlechten Ruf mehr, denn Argula und ihre jüngere Schwester Aia hätten den ihr abgelaufen. Aia sei angeblich in ihre ältere Schwester verliebt, sei Argula hörig und weigere sich zu heiraten.

Argula und Aia kamen herein, als würde ihnen auch dieses Haus gehören. Zuerst sagten sie, sie wollten dich, o Derkyllis, besuchen, aber du warst nicht da, du wolltest im Mondlicht spazieren. Dann fiel Argula ein, dass Imilke sie geschickt hätte, um nach mir zu sehen. Sie würde sich Sorgen machen, denn ich sei ja so allein in der Nacht. Ich hatte noch keine großen Fortschritte in der Sprache der Thuliten gemacht, die Schwestern verstanden einige Brocken Phönizisch. Nun, da Derkyllis nicht da wäre und es mir anscheinend gut gehe, wollten sie zurück nach Hause; ob ich sie begleiten könnte, denn die Nacht sei dunkel und voller Schatten, die ihnen Angst machten. Dem kam ich nach.

Nach dem Geleit baten sie mich in ihr Haus, das Haus ihres Vaters Karad, ich solle mich aufwärmen. Ihr Vater hatte das größte Anwesen in Thule, mehrere Wohngebäude, Stallungen, Werkstätten und Lagerräume, teils in die Erde eingegraben. Sie führten mich in einen beleuchteten und beheizten Raum, der als Empfangszimmer diente und stark nach Schafsfett stank. Aia schenkte mir Wein ein, und Argula rezitierte mehr schlecht als recht ein phönizisches Astartelied, das sie, wie sie sagte, von den Seeleuten gelernt hatte:

Komm,
der du das weinfarbene Meer überquertest,
die Liebeslust bis an die Ränder der Erde suchend.
Komm,
denn die Nebenbuhler sind schwache Kälber neben dir,
und gewaltig ist deine Stärke und deine Kraft, du Wildstier!
Komm,
her zu deiner Dirne. Die macht frei ihre Brust und öffnet
ihren Schoß, um deine Fülle zu empfangen.
Komm,
schon hat die Hure ihr Gewand für dich ausgebreitet,
damit du es weich hast beim Liebesspiel.
Komm,
besteige die ochselige Kuh, du starker Stier,
bei mir erntest du Grummet.
Komm, o komm,
bei dir zittert die Hure wie ein Erstling,
sättige die Lust an deiner Wildkuh.

Aia zog sich aus zu diesen Versen und zeigte mir ausgiebig ihren jugendlichen Körper, der irgendwie nicht nach Thule zu passen schien: Lange Beine mit zarten Fesseln, schmale, knabenhafte Hüften mit einem festen Po, dann der mädchenhafte Busen mit harten Brustwarzen und auf den schmalen Schultern der Kopf einer Artemis. Der Anblick ließ mein Herz schneller schlagen und erhitzte mein Blut. „Sechs Strophen, sechs Seeleute," erklärte Argula lächelnd, „Aia ist schon nach der ersten weinend davongelaufen. Mir tat es erst bei der letzten Strophe weh." Als ich Aia erregt die Hand entgegenstreckte, schlug sie sie voller Wut weg, wofür sie von ihrer Schwester, wie zur Belohnung, einen Kuss auf den Mund bekam. Argula sagte: „Aia darfst du nur betrachten. Aia gehört mir. Mich kannst du haben, aber nur, wenn Aia zuschauen darf." Dann ließ auch Argula ihre Gewänder fallen, und ich, inzwischen sehr erregt von dem Anblick der beiden Frauen, der Wärme und einigen Schlucken karthagischen Weines, begann voller Ungestüm das Liebesspiel mit Argula.

Da wurde die Tür aufgerissen, und ihr Mann, der eigentlich auf einem nächtlichen Fischzug sein sollte, drang ein, schrie unartikuliert, mehr ein gequältes Tier als ein Mensch, und zerschmetterte mir den Weinbecher auf dem Kopf, so dass die Trümmer mir die Nase und den rechten Kinnbacken beschädigten und Bäche herausrannen, wie in Gerania das Wasser aus den Felsen träufelt. Dann schlug er auf mich ein wie der Narr auf den kalten Ofen. Eine meiner letzten Erinnerungen ist, dass die beiden Frauen lachten und den Mann anfeuerten. Ich erwachte erst wieder in der nächsten Nacht, als du dich, o Derkyllis, um meinen zerschundenen Körper kümmertest. Zwei Diener von

Argulas Vater hatten mich direkt in unser Grab geschleppt und dort abgelegt. Dachten sie, ich würde sterben? Später hörte ich von Imilke, dass ich nicht der erste Mann war, dem solches widerfuhr. Die ersten hatten geschwiegen aus Scham, vom Ehemann erwischt worden zu sein, die nächsten, weil sie es sich nicht mit Argulas Vater verderben wollten, aber dann sprach es sich langsam herum, und niemand wollte mehr mit Argula ihre Ehe brechen. Allerdings war noch nie jemand so schwer verletzt worden wie ich. An mir als dem Fremden habe sich Argulas Ehemann geradezu ausgetobt, meinte Imilke, die selbst eine Fremde ist, bis sein Schwiegervater ihm Einhalt gebot. Argula und Aia hatten an allem Gefallen gehabt, an der Lust und an der Gewalt. Ich beschloss, sie unter allen Umständen zu meiden.

Eines Nachts viele Tage später, hörtest du, Schwester, von draußen ein Wimmern. Es war eine weibliche Stimme. Seit Abdera bin ich da sehr vorsichtig, was klagende weibliche Stimmen im Dunkeln angeht. Ich fragte mich, was da wohl im Dunkeln lauern mochte. Schließlich hieltest du es nicht mehr aus und schicktest mich nach draußen, um im Dunkeln nach dem Ursprung der Stimme zu suchen, und ich fand ihn. Es war eine gefesselte und geknebelte junge Frau, nur mit einem Untergewand bekleidet, auf deren Stirn mit Kohle das phönizische Wort MTNT, ‚Geschenk‘, stand. Ich kannte sie, es war Ligach, Dikkas Nichte, ein kräftiges, aber zugleich sehr hübsches Hirtenmädchen mit einem fröhlichen Lächeln, das viele weiße Zähne zeigt. Sie hat immer ein blaues Tuch um den Kopf, dessen Zipfel sie mit ihren Zähnen festhält. Ich befreite sie und brachte sie ins Haus.

Ligach war völlig durchgefroren. Wenn niemand sie gefunden hätte, hätte sie sterben können. Die junge Frau hielt sich verzweifelt an mir fest, als wollte sie alle meine Körperwärme in sich saugen. Du gabst ihr ein grobgewebtes Tuch aus ungefärbter Wolle, das sie eng um ihre Schultern zog. Sie war zunächst nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Dann gab sie einen ganzen Strom von Tränen von sich.

Wir wussten, dass Ligach in Karads Haushalt als Magd beschäftigt war. Sie erzählte, Argula und Aia hätten viel gesprochen am Abend und viel gelacht. Dann habe man sie geholt. Ob sie schon etwas mit einem Mann gehabt habe? Sie, Ligach, habe geschwiegen. Dann werde es jetzt Zeit. Sie solle zu dem Fremden gehen und prüfen, ob er schon wieder ein Mann sei oder immer noch ein geprügeltes Häufchen Elend. Und danach solle sie fragen, wer besser sei, sie oder ihre stinkende Tante Dikka. Sie wüssten alles über Imilke und Dikka und mich. Für diese alten, halbvertrockneten Weiber hätten sie nur höhnisches Gelächter und Spöttereien übrig. Als sie sich weigerte, hätten sie sie gefesselt und hierher schleppen lassen. Zwei Knechte hätten sie in Hörweite des Hauses abgelegt.

Nachdem sie sich erholt hatte, geleitete ich Ligach durch die Nacht zu Dikkas Behausung. Ich beeilte mich, um rechtzeitig im Grab zu sein und nicht mit zerschlagenen Händen aufzuwachen. Du, o Derkyllis, hast mir unterstellt, mit Ligach eine Liebschaft angefangen zu haben, und hast mir meine Geschichte nicht glauben wollen, weil die junge Frau mich doch immer so verliebt angeschaut habe. Ich versichere dir, Schwester, das hätte ich Dikka nicht angetan. Glaube mir wenigstens jetzt. Ich jedenfalls fragte mich, was ich gegen Argula und Aia tun konnte.

Bouda

Kurze Zeit später kam Dikka in der Nacht zu mir und brachte den Priester Arn mit. Wir sprachen über Thule und seine Bewohner, aber eigentlich ging es um Argula und Aia und ihren Vater Karad. Ich hatte inzwischen die Sprache der Thuliten gut gelernt. Der Priester sagte: „Der Menschenschlag hier ist gesund, beweglich und von dem rauen Klima abgehärtet gegen körperliche Strapazen. Viele erreichen ein hohes Alter. Bisher war ihnen Luxus und Völlerei fremd. Einige wenige hatten größeres Ansehen, aber wir alle waren arm. Seit die Phönizier hier Geschäfte machen, ist aus dem Ansehen Reichtum geworden, woraus die Habgier und das Streben nach immer mehr entstanden ist. Nun gibt es Reiche und Arme, die Reichen haben Macht, und einige Reiche verachten die Armen. Die Treue untereinander und die Frömmigkeit gegenüber den Göttern gelten nicht mehr viel. Aus denen, die nicht mit den Phöniziern handeln können, sind Knechte geworden.“ Dikka warf ein: „Ja, ich bin eine Magd der Reichen geworden. Ich besitze weder die Weiden noch die Schafe. Durch meine Arbeit werden die Reichen noch reicher. Trotzdem kann ich nicht ertragen, was sie meiner Nichte angetan haben. Es ist schändlich, Unrecht erlitten zu haben, ohne die Täter zu bestrafen. So werden die Schlechten immer verruchter. Ich rede von Karads Töchtern, Argula und Aia, und Menschen wie ihnen.“ Und ich sprach: „Dikka, auch ich habe Unrecht erlitten. Und ich weiß, dass ich als Fremder und Bewohner der Nacht froh sein muss, mit dem Leben davongekommen zu sein. Aber ich weiß auch, dass verhindert werden muss, dass sich das, was die beiden Schwestern mit Ligach gemacht haben, wiederholt. Was können wir tun?“ Dikka lächelte und wandte sich an den Priester: „Arn, du kennst doch auch die Geschichte von Bouda?“ Der nickte. „Willst du sie Mantinias erzählen?“, fragte Dikka. Aber Arn wehrte ab, das sei eine Frauengeschichte, die sollte Dikka erzählen. Und Dikka erzählte:

„Ubo war ein ausnehmend schöner Mann und zugleich ein guter Fischer, der seine Familie ernähren konnte und genug darüber hinaus hatte, um alles weitere einzutauschen. Er und seine Ehefrau Dara, eines angesehenen Mannes Tochter, lebten, gemeinsam mit beider Sohn Karn, ein glückliches Leben. Ihr Eheglück geriet erst ins Wanken, als eines Tages die schöne und verführerische Magd Bouda auftauchte, die von einer anderen Insel kam und behauptete, die uneheliche Tochter eines angesehenen Inselherren zu sein, und von Ubo aufgenommen wurde. Alle wunderten sich, dass ein Weib, das die Haltung einer hohen Frau hatte, sich als Magd verdingen wollte. Sie versuchte, Ubo für sich zu gewinnen, damit der Dara zu ihrer Familie zurückschickte. Die schöne und wilde Bouda mit ihren prächtigen Locken war ganz anders als die stille Dara, die so sanft und blass war wie eine Sonnentochter.“

„Ja“, wandte der Priester ein. „Ubo hätte den Göttern morgens und abends danken sollen für solch eine Ehefrau!“ Dikka lächelte und sprach weiter:

„Immer war Bouda gekleidet, als ginge sie zum Fest der Jungfrauen. Der Glanz ihrer Augen überstrahle die Sonne, gaben sogar die Frauen zu. In allem zeigte sie einen stolzen und hoffärtigen Sinn. Und doch schaffte sie für drei. Die Frauen lachten: ‚Bouda hat der Dara alle Arbeit abgenommen, auch die mit dem Mann.‘ Alle Männer begehrten Bouda, aber sie wollte Ubo. Der ging Nacht für Nacht in den Schlafraum der Magd, und Ubos neue Beischläferin war in Thule in aller Munde. Dara wartete nicht ab, bis Ubo sie fortschicken würde. Sie nahm ihren Sohn und kehrte auf den Hof ihrer Familie zurück. Der damalige Priester nahm sich Ubo vor und erinnerte ihn

vor allem an seinen Sohn. Die Thuliten begannen, Ubo zu meiden. Eines Tages verließ Bouda die Insel wieder, und Dara kehrte mit ihrem Sohn zu Ubo zurück.“

Dikka hielt inne. „Arn!“ sagte sie. „Erzähle du weiter. Ich will mich an Mantinias hier anlehnen. Als junges Mädchen wollte ich immer sein wie Bouda!“ Und Arn erzählte weiter:

„Im darauf folgenden Frühjahr war Bouda wieder da, und wieder verfiel Ubo der Magd. Daras Vater, der seine Tochter nicht wieder erniedrigt sehen wollte, holte Tochter und Enkelsohn zurück. Als sogar der kleine Karn darauf beharrte, beim Vater und vor allem bei Bouda bleiben zu wollen, die den Kleinen über alle Maßen verwöhnte, mit ihm tanzte und sang, stellte der Alte die Fremde zur Rede. Als diese Daras Vater auslachte und sagte, dass sie nicht nur eine bessere Geliebte, sondern für Karn eine bessere Mutter als Dara wäre, nahm der Alte die Peitsche und schlug damit der Magd ins Gesicht. Die prügelte mit solcher Wut und mit solcher Gewalt auf den Alten ein, dass der nur mit acher Not entkommen konnte. Als Ubo davon erfuhr, erklärte er seine Frau für verstoßen. Bouda wäre nun seine Frau. Der Fischer geriet nun mehr und mehr in den Bann der Magd. Aber er wollte den Sohn behalten. Und so fassten er und seine Ehebrecherin den Plan, Dara zu morden, um mit Bouda und seinem Sohn Karn ein neues Leben zu beginnen. Bouda machte einen Plan: Ubo müsse Dara wieder zu sich nehmen. Ob die schwimmen könne? Als Ubo verneinte, hatte sie die Lösung gefunden, die sie ihm haarklein auseinandersetzte. Bouda verließ Thule wieder, und Ubo versöhnte sich zum Schein mit Dara. Ubo, der ein ausgezeichneter Schwimmer war, fuhr mit ihr auf dem Fischerboot hinaus – ein Liebesbeweis sollte es sein, was sie ihm nur halb glaubte – und steuerte das Schiff in einen gefährlichen Strudel hinein. Erst im letzten Moment rissen andere Fischer die beiden aus den tödlichen Wellen, die den umgeschlagenen Kahn verschlangen.“

Hier meldete sich nun Dikka wieder und bat, den Rest der Geschichte erzählen zu dürfen. Denn darin gehe es auch um sie.

„Zurück in Thule sann Ubo weiter auf Mord. Bouda hatte ein Gift dagelassen, das Ubo nun einsetzte. Aber er vergiftete nicht nur Dara, sondern aus Versehen auch seinen kleinen Sohn Karn. Tagelang saß Ubo verzweifelt am Bett seines Kindes, dem das Gift mehr zusetzte als der Mutter. Mutter und Sohn überlebten, weil Daras kräuterkundige Schwester Dikka half. Dara verstand endlich, was passiert war, und bat ihre Schwester Dikka um weitere Hilfe. Dikka war Hirtin, so wie ich, und sie war meine Urgroßmutter, nach der ich benannt bin. Wir Hirtinnen kennen alle Kräuter, wissen, wie sie wirken, wissen, wie man sie mischen muss. Meine Urgroßmutter Dikka kochte einen Sud, der die Nase und die Ohren verdorren ließ. Als Bouda wieder zurückkehrte nach Thule, um nun selbst Dara zu ermorden, verabreichte meine Urahnin ihr heimlich den Sud. Mit verdorrter Nase und verdorrten Ohren wollte Ubo sie nicht mehr, und die Thuliten verspotteten die Ehebrecherin. Sie verschwand und ward nie wieder gesehen. Urgroßmutter Dikka versprach dem Schwager das gleiche Schicksal. Von da an hielt er seine Frau Dara hoch in Ehren. Auch Argula kennt Boudas Geschichte und Boudas Sud, und ich kenne das Rezept. Wir sollten sie einmal daran erinnern.“ Der Priester sorgte dafür, dass diese Botschaft Argula und Aia erreichte. „Der Hochmut der Reichen quält uns Einfache und Arme gern“, sagte Dikka mir später, „aber nichts kann uns daran hindern, uns dagegen zu wehren.“

Wochen später – du, Derkyllis, trafst dich schon mit Deinias – kam des Nachts eine Botschaft von Imilke, die mich zu sich bat. Bei ihr waren auch Dikka und Ligach. Imilke hatte eine Neuigkeit für uns: Argula war am Morgen dieses Tages auf und davon mit einem karthagischen Schiffsherren. Ihr

Vater Karad tobte, ihr Mann, der prügelnde Fischer, war wie versteinert. Ich fragte, ob die Drohung mit Boudas Sud gewirkt hätte. Aber Imilke schüttelte den Kopf: „Ich hatte schon vor Tagen erfahren, dass Argulas Vater seinem Schwiegersohn freie Hand gegeben hat, er sollte ihr den Übermut und die Schande aus dem Leib schlagen. Wenn es sein müsste, könnte er ihr alle Knochen brechen.“ Dikka lächelte düster: „Der Sud musste gar nicht wirken, denn die Gerüchte, die wir verbreitet hatten, haben gewirkt. Argula wurde immer mehr gemieden. Der alte Karad bekam Angst um sein Ansehen in Thule. Und sein Schwiegersohn schlug Argula jeden Tag. Seine Schläge haben Argula vertrieben.“ Ligach hatte andere Neuigkeiten: „Argulas Vater hat geschrien, dass er Argula aus der Familie ausstößt und mit Karthagern keine Geschäfte mehr macht. Jetzt soll Aia Argulas Mann heiraten und die Stelle ihrer Schwester einnehmen. So soll das Ansehen des Alten wiederhergestellt werden – auf Kosten der jüngeren Tochter.“

Auf dem Weg zurück zu dir, Derkyllis, stellte ich mir vor, wie Argula in einem Bordell in irgendeiner heruntergekommenen phönizischen Kolonie dahinvegetierte. Mit Grind im Gesicht und vom Beischlaf aufgezehrt, würde sie sich für ein Stück Brot weggeben. Am Ende würde sie in einer mit Unrat und Kot übersäten Gasse liegen neben einem räudigen Hund, beide stinkend, beide eine Ursache des Ekels. Und Aia mit ihrem Schläger! Jetzt gab es kein ‚nur zuschauen‘ mehr. Ein wahrhaft glückliches Ehepaar! Erst jetzt bemerkte ich, welche Wut das in mir hinterlassen hatte, was die Schwestern mir angetan hatten. Ich schlug mir die Gedanken an eine Argula, die auf einem Dunghaufen sterben würde, aus dem Kopf. Ich hatte zu viel erlebt, um in billigem Selbstmitleid und sinnlosen Racheträumen zu versinken.

Die zwölf Nächte

In den Nächten danach, die du immer mit Deinias und manchmal mit seinen Freunden verbrachtest, redete ich viel mit Democharis. Wir waren beide weit gereist und hatten viel erlebt, wenn ich auch mehr Liebschaften hatte. Ich erfuhr, dass er ein Auge auf Ligach geworfen hatte, und bestärkte ihn darin. Ich versuchte, ihm so viele Worte der thulitischen Sprache beizubringen, dass er sich mit Ligach unterhalten könnte. Zu einem dieser Gespräche mit Democharis stießen eines Nachts Dikka und Ligach dazu. Ich brachte Ligach dazu, sich neben Democharis zu setzen, aber die beiden Frauen waren in einer merkwürdigen Stimmung.

Dikka fing an zu sprechen und hörte gar nicht mehr auf: „Ich weiß, du kannst es nicht verstehen. Aber wir wollen Aia retten. Karad hat mich gebeten, dass ich seiner Tochter helfen soll. Er hat verstanden, dass Prügel nicht hilft und sein Ansehen sinkt, wenn Aia stirbt oder wegläuft. Die Aia, die sich ihre Schwester Argula als Gespielin herangezogen hat, kann diese Ehe nicht überleben. Aia hat eine solche Abscheu gegen Männer, dass sie sich lieber von ihrem Fischer totschlagen lässt, als ihm zu Willen zu sein. Wir haben mit Imilke gesprochen. Die stimmt uns zu. Sie hat uns gesagt: Sprecht mit Mantinias. Ihr hast du mehr über deine Reisen erzählt als uns. Du bist der Mann, der genug über Frauen und die Liebe weiß, um den Sturm abzuwenden.

Bei uns lernen die jungen Männer, wie man Schiffe mit Ruder und Segel lenkt; in Britannien lernen die jungen Männer, leichte Wägen zu lenken. Wir glauben, dass du gelernt hast, die Liebe zu lenken. Du sollst Aias Lehrer werden. Du sollst sie nicht anfassen, und du sollst nicht mit ihr schlafen. Das haben wir Karad zugesagt. Aber du sollst freundlich sein und ihr von der Liebe

zwischen Mann und Frau erzählen, von der Liebe, wie sie sein kann, wenn zwei Menschen sich nicht wie dumpfe Tiere verhalten.“

Dikka musste Luft holen; solch eine Rede hatte ich noch nie von ihr gehört. Bestimmt hatte sie mit Imilke geübt, sagte ich mir. Ich wusste immer noch nicht, was ich mit Aia, die nur zuschauen wollte, anfangen sollte. Ich hätte eher schallend lachen sollen. Ich, den diese Frauen, Argula und Aia, beinahe tot hatten schlagen lassen, sollte Aia die Liebe lehren? Jetzt sprach Ligach: „Zwölf Nächte. Wir haben uns überlegt, dass du zwölf Nächte mit ihr verbringst und ihr zeigst, dass Liebe nicht aus Vergewaltigen und Schlagen und dem Verhöhnen von anderen besteht.“ Unwillkürlich brach es aus mir heraus: „Ligach, hast du vergessen, was sie mit dir gemacht haben? Auch du müsstest doch über Aia sagen: Schade um jeden Schlag, der daneben geht.“ Ligach verstummte, wurde blass; und ich sah, wie Democharesihre Hand ergriff. Ich dachte laut nach: „Zwölf Nächte, zwölf Geschichten, zwölfmal Ertragen, mit mir in einem Raum zu sein.“ Da rückte Dikka ganz an mich heran und ließ mich die Wärme ihres Körpers spüren. Du, Derkyllis, hast so viele Nächte lang erzählt, bis dir die Augen zufielen. Ich dachte mir, das kann ich auch. Ich willigte ein. Ligach blieb noch etwas bei Democharesund ich begleitete Dikka zu ihrer Hütte. Wir gingen eng umschlungen.

Ich beeilte mich, die Dinge zu erledigen, die ich immer vor mir hergeschoben hatte. In der nächsten Nacht suchte ich die Bücher und Zaubersachen, die wir Paapis gestohlen hatten, zusammen, um sie Azoulis zu geben, der mich darum gebeten hatte. Er hoffte, Paapis’ Zauber zu entschlüsseln. Du, Derkyllis, hieltest große Stücke auf ihn. Du hattest Recht. Dann kam die erste Nacht.

Die erste Nacht

Imilke und Ligach brachten Aia zu mir. Sie trug die normale Kleidung einer jungen Frau aus Thule. Ich sah noch Spuren von Schlägen in ihrem Gesicht, fast verheilt. Die offen zur Schau gestellte Resignation überdeckte den Widerstand, den ich in ihren Augen sah. Einem gefangenen wilden Tier gleich schien sie mir, abgekämpft, erschöpft, aber noch nicht gebrochen. So setzte sie sich mir gegenüber. Ligach blieb bei uns, Imilke ging zu dir, Derkyllis, denn in dieser Nacht war dein Deinias nicht da.

Ich sprach Aia an, sie spreizte die Beine. Ich fragte, wie sie sich fühle, sie raffte ihr Kleid hoch und zeigte mir ihre pechschwarze Scham. Ganz leise sagte sie: „Erinnerst du dich noch?“ Ligach ging zu Aia und legte ihr eine Hand auf den Arm. Es war, als ob Aia aufgeweckt worden wäre. Sie bedeckte sich wieder und sah mich scheinbar teilnahmslos an, aber ihre Unterlippe zitterte. Ich sagte: „Ich will dich nicht schlagen, obwohl ich mich erinnere. Ich will dich nicht nehmen, obwohl du schön bist. Ich will dich die Scheltworte und die Grobheiten der Hände deines Mannes vergessen lassen. Denn ich will dich eine Zeitlang mitnehmen in ein Land, von dem du noch nie gehört hast. Höre auf meine Stimme!“ Ich versuchte, so sanft und so beruhigend zu sprechen, wie nur möglich. Ich rückte etwas näher an sie heran. Dann begann ich zu erzählen.

Aia, du lebst hier am äußersten Rand der Welt und weißt nichts von Städten, die so groß sind, dass das eine Ende der Stadt nicht weiß, dass am anderen Ende der Stadt die Feinde schon eingedrungen sind. Stell dir so eine Stadt vor, wo die Häuser nicht halb unter der Erde liegen, sondern sich in die Höhe erheben. Die Menschen wohnen übereinander, und die Straßen sind wie Bachbette zwischen den Häusern, und das Wasser darin sind die Menschen. Eine solche Stadt ist Ekbatana im Lande der

Meder. Und dieses Land gehört zum unfassbar großen Reich des Großkönigs Dareios. Was dein Vater Karad hier in Thule ist, ist Dareios für die ganze Welt.

Artembares und Randane

Das Fohlen

Man erzählt in Ekbatana, der alten Königsstadt der Meder, dass in jenem Sommer, da der Großkönig vor der Hitze Babylons ins Gebirge geflohen war, ein Mann mitten in der Nacht aufstand, um nach einem Fohlen zu sehen. Er liebte es mehr als alles, was ihm geblieben war. Es war nicht viel geblieben.

Er hieß Artembares. Sein Vater Astybares hatte als Reiterführer gegen Kroisos gekämpft und ihm ein Haus in der Stadt hinterlassen, mit Teppichen, Pferden und vielen Dienern. Das Haus war verkauft, die Teppiche waren fort, die Diener hatten sich andere Herren gesucht. In Ekbatana erzählte man noch, er habe einer Frau zuliebe zwölf Feste gegeben, und das letzte habe ihn das Dach über dem Kopf gekostet. Geblieben waren ein kleines Landgut vor den Toren, auf dem die Granatbäume besser gediehen als der Weizen, ein Dach, das im Frühjahr tropfte, und das Fohlen.

Das Fohlen stammte aus der nisaïischen Zucht, die man die beste der Welt nannte. Sein Vater war ein Hengst gewesen, den der große Kyros selbst dem Artembares geschenkt hatte, und der Hengst hatte die Schlacht gegen die Massageten der Königin Tomyris überlebt, aus der so viele nicht heimgekehrt waren. Artembares hatte überlebt, mit knapper Not und ohne Beute. Er sprach nicht davon.

Er legte dem Fohlen die Hand an den Hals und spürte den Puls unter dem Fell, schnell und warm. „Ruhig“, sagte er. „Es ist nur der Mond.“

Der Bernstein

Randane, deren Schönheit man einst in drei Städten gerühmt hatte, trug unter dem Gewand an einer Kette einen Bernstein von der Farbe alten Honigs, ein Geschenk des Artembares. Ein winziges Tier war darin eingeschlossen, ein Wesen mit Flügeln, das seit Jahrhunderten wartete, und in die silberne Fassung war etwas geritzt, das sie nicht lesen konnte.

Bei ihrer ersten Hochzeit berührte sie den Stein, ehe man ihr den Schleier reichte. Bei der zweiten auch. Beide Männer nahm ihr der Krieg des großen Kyros, einen nach dem anderen, so rasch, als sei Eile sein Auftrag. Bei der dritten Hochzeit tat sie es schon in der Nacht davor, wenn niemand zusah. Dieser dritte Mann gab ihr Kinder. Die Töchter starben, eine nach der anderen, wie Lichter im Zugwind; nur der Sohn blieb. Dann starb auch der Mann. Danach fragte niemand mehr nach ihrer Hand. Sie verwaltete seine Äcker und seine Herden, bis der Knabe sie erben würde, und niemand in der Familie sagte ihr, wo ihr Platz sei. Dreimal hatten sie ihn bestimmt, und dreimal war er leer geworden.

In diesem Sommer, als die Stadt vom Hofe überquoll, zog sie mit dem Knaben auf das Landgut ihres Bruders Pharnakes vor den Toren Ekbatanas. Der Knabe lernte den Nachbarn kennen, einen schweigsamen Meder, der ihn auf die Jagd mitnahm und ihm zeigte, wie man in der Dämmerung einen Hasen aufspürt. Im Stall sah der Knabe das Fohlen. Er sah, wie der Mann ihm die Mähne kämmte, so behutsam, wie man ein Kind kämmt, und er begehrte das Tier mit der ganzen Heftigkeit

seiner Jahre. Doch er bat nicht darum. Er hatte gesehen, wie die Hand des Mannes sich über dem Hals des Fohlens schloss, sobald jemand zu nahe kam.

Im Spätsommer fieberte der Knabe. Randane saß bei ihm, Nacht um Nacht, kühlte seine Stirn und fragte ihn, was er sich wünsche. Er schüttelte den Kopf, bis er es nicht mehr konnte. „Mutter“, flüsterte er in der vierten Nacht, „wenn ich das Fohlen unseres Nachbarn Artembares hätte, würde ich gesund.“

Randane antwortete nicht. Sie saß lange, bis das Öllämpchen zu flackern begann, dann ging sie hinaus zu dem Wasserbecken im Hof und beugte sich darüber. Das Gesicht, das ihr entgegensah, hatte Falten um die Augen und einen Mund, der sich das Lächeln abgewöhnt hatte. Sie legte die Hand auf den Stein unter ihrem Gewand. „Morgen“, sagte sie, als sie zurückkam, „gehe ich zu ihm.“ Der Knabe schlief in dieser Nacht zum ersten Mal ruhig.

Der *paridaiza*

Am Morgen ging sie mit ihrer Dienerin hinüber. Sie ließ ihn rufen und wartete am Tor, wo der Weg in der Hitze flimmerte. Er kam aus dem Stall, mit Stroh an den Ärmeln, und blieb stehen, als er sie sah. Seine Hände, die eben noch das Fohlen gestriegelt hatten, wussten nicht wohin. Erst wischte er sie am Rock ab, dann verbarg er sie auf dem Rücken.

„Randane.“

„Artembares.“

Mehr sagten sie eine Weile nicht. Hinter dem Tor sagte der Garten das Übrige: Bienen, Vogelstimmen, der süßliche Geruch überreifer Granaten.

„Komm herein“, sagte er schließlich. „Sieh dich um in meinem kleinen *paridaiza*. Ich sorge inzwischen für etwas zu essen.“

Sie ging allein durch den Garten. Er war klein und ungepflegt und schöner, als sie ihn erwartet hatte. Die Granatbäume bogen sich unter ihrer Last, die Rosenhecken waren zu Mauern gewachsen, ein schattiger Ort, der dicht mit Bäumen bewachsen war, und hier, unter Blumen und Laub stand das Wasser in einem Becken wie ein Stück auf der Erde gefangener Himmel. Eine Frau sah ihr daraus entgegen, die sie kaum kannte. Sie sah das Grau in ihrem Haar. Sie lachte kurz auf, die Vögel verstummten einen Atemzug lang und begannen dann von Neuem.

Im Haus stand Artembares vor seinem Vorratsraum und rechnete. Der Hase, den er am Morgen gefangen hatte, hätte für drei Tage reichen sollen. Dazu Getreidebrei, Brot, Zwiebeln, ein Rest Schafskäse. Wein hatte er nicht. Er holte das bestickte Tuch seiner Mutter aus der Truhe und breitete es so über den Tisch, dass die gestopfte Stelle zur Wand zeigte. Er schnitt Rosen, bis die Dornen ihm die Finger zerkratzt hatten, und stellte eine Schale mit Blättern dazu, die er im Frühjahr in Öl eingelegt hatte; sie schimmerten wie dunkles Gold. Dann wischte er die Hände ab, setzte ein Gesicht auf, wie man einen Hut aufsetzt, und ging in den Garten zurück.

Randane aß die Zwiebeln, als wären es Datteln aus Babylon, und lobte die Rosen, bis er nicht mehr wusste, wohin er blicken sollte.

„Früher“, sagte er, „hätte ich dir Speisen auftragen lassen, wie man sie einer Königstochter vorsetzt.“

„Früher“, sagte sie, „hast du zwölf Feste für mich gegeben.“

„Elf“, sagte er. „Beim zwölften hat es geregnet, und niemand kam.“

„Ich wollte“, sagte Randane. „Das Herz blutete mir, aber mein Vater verbot es mir und meinen Brüdern. Er schimpfte, dass es eine Schande sei, wie du diesen Reichtum verschwenden würdest, den dir dein Vater hinterlassen hätte. Was er im Krieg durch Tapferkeit erworben hätte, würdest du aus Vergnügungssucht und für irgendeine Buhlerin auf einmal durchbringen.“

Danach schwiegen beide. Dann erzählten sie einander ihr Leben, nicht in Sätzen, sondern in Auslassungen. Er sagte, er habe in den Kriegen des Großkönigs gekämpft, gegen Tomyris mit knapper Not überlebt und sei vor langer Zeit aufs Land gezogen. Er sagte, dass er nie geheiratet habe, und sah dabei auf das Tuch. Sie sagte, sie habe drei Männer verloren und alle Töchter und ziehe nun einen Sohn groß, der ihr über alles gehe.

Nach dem Essen führte er sie in den Stall. Er sprach mit dem Fohlen leise, in einem Ton, den er für Menschen verlernt hatte, und das Fohlen legte ihm den Kopf auf die Schulter. Randane sah es und begriff: Wenn sie bat, würde er es ihr geben, ohne einen Atemzug des Zögerns, und es würde ihn mehr kosten als jedes seiner Feste.

Gastrecht

Sie bat nicht um das Fohlen. „Mein Sohn ist krank“, sagte sie, „und nichts, glaubt er, würde ihn heilen als die Nähe deines Fohlens. Darum bitte ich dich um etwas anderes: um Gastrecht, für ihn und für mich, eine Zeit lang.“

Artembares sagte, er habe kein Haus für eine Frau ihres Standes. Er habe ein Dach, das tropfe, und Hase und Zwiebeln, und das sei alles. „Ich habe in Palästen gewohnt“, sagte Randane, „in denen mir niemand Rosen auf das Tuch gelegt hat.“

Er sah sie lange an. Dann nickte er, einmal, wie man eine Schuld anerkennt.

Noch am selben Abend zog sie ein, mit dem Knaben, der Dienerin, zwei Truhen und dem Bernstein.

Am Morgen saßen sie beim Brot. Er sah die Kette an ihrem Hals. „Erinnerst du dich an den Bernstein?“, sagte er. „Es war ein Tier darin.“ Randane löste den Stein aus dem Gewand und legte ihn zwischen die Brotkrumen auf das Tuch. „Ich trage ihn immer.“

„Der Händler in Milet sagte, in der Fassung sei etwas eingeritzt“, sagte Artembares. „Komm heraus zu mir.“

Randane lachte und strich über den Stein. „Das hat mir ein Grieche in Babylon auch vorgelesen.“

Der Bruder

Von da an gehörte der Tag dem Knaben und dem Fohlen. Er fütterte es, striegelte es, schlief neben ihm im Stroh, und das Fieber wich in Schüben, wie eine Flut, die sich zurückzieht und doch noch einmal die Steine erreicht. Artembares zeigte ihm, wie man einem Pferd die Hand hinhält, damit es

sie wählen kann, und der Knabe, der sonst jedem Wunsch nachlief, lernte zum ersten Mal, dass man auch warten kann.

Zehn Tage später kam Pharnakes. Er kam mit vier Reitern, einer Sänfte und einem Magos, der Kräuter am Gürtel trug, und er ritt in den Hof ein, als betrete er eine eroberte Stadt. Er sah das Dach, das tropfte, den Hasen am Haken, den Meder, der mit Heu im Haar aus dem Stall trat.

„Meine Schwester“, sagte er, ohne abzusteigen, „du hast dich lange genug bei einem Bettler einquartiert. Der Knabe kommt mit in die Stadt, der Magos wird ihn heilen. Der Sohn deines Mannes stirbt nicht im Stroh. Auch fürchten wir, dass dir eine so schamvolle Verbindung bevorstehen wird, daß du in einem *paridaiza* dein Brautbett finden wirst, weil das Dach dieses Hauses hier einzustürzen droht. “

„Er stirbt nicht“, sagte Randane. „Er schläft bei dem Fohlen, und seit er dort schläft, wird er gesund.“

Pharnakes lachte. „Ein Fohlen. Wie rührend.“ Er wandte sich an Artembares. „Ich kaufe es dir ab. Einen Beutel Silber, und die Heilung ist vollzogen, und ihr könnt aufhören, einander anzusehen wie zwei Hungrige.“

„Es ist nicht zu verkaufen“, sagte Artembares.

„Du hast dein ganzes Vermögen verschleudert, Meder. Und von einem Pferd willst du dich nicht trennen?“

„Ich habe vieles verschenkt in meinem Leben“, sagte Artembares. „Verkauft habe ich nie etwas.“

Pharnakes sah ihn an, als sei dies die dümmste Antwort, die er je gehört hatte, und wandte sich wieder der Schwester zu. „Dann komm. Du hast gesehen, was hier zu sehen ist.“

„Geh mit ihm, Randane“, sagte Artembares leise, und es war das Schwerste, was er je gesagt hatte. „Der Magos ist ein guter Mann.“

Randane stand lange. Der Wind trug Staub über den Hof und den Geruch von Heu und Pferd.

„Bruder“, sagte sie, „dreimal habe ich getan, was die Familie wollte. Drei Männer habe ich verloren und fast alle meine Kinder. Dieses Mal tue ich, was ich will.“

„Du wirst als seine Bauersfrau enden.“

„Dann“, sagte Randane, und sie sah dabei nicht ihren Bruder an, „bin ich gern bereit, seine Bauersfrau zu sein.“

Der Hof wurde sehr still. Artembares starrte auf seine Hände, als wären sie ihm plötzlich völlig fremd geworden. Pharnakes sah von einem zur anderen, rezitierte halb fluchend, halb höhnisch:
„Wenn die Rose die Knospe durchbricht
Und Anahita herrscht und Herzen Feuer fangen!“

Dann riss er sein Pferd herum und ritt ohne Gruß davon, die leere Sänfte hinter sich. Der Staub blieb lange über dem Weg hängen.

In der Nacht stieg das Fieber noch einmal. Randane saß im Stroh, den Kopf des Knaben im Schoß, und Artembares stand die ganze Nacht an der Stalltür, weil er nicht wusste, ob er hineingehen

durfte. Gegen Morgen trat das Fohlen vor, senkte den Kopf und blies dem Knaben seinen warmen Atem ins Gesicht. Der Knabe schlug die Augen auf. „Es ist kalt geworden“, sagte er. „Ich habe Hunger.“ Randane weinte, zum ersten Mal seit vielen Jahren, und Artembares kam endlich herein.

Der Herbst

Als die Berge die ersten Schneehauben trugen, kam Pharnakes wieder. Diesmal ohne Reiter. Er sah den Knaben, der ohne Sattel auf dem Fohlen durch den Hof ritt, und es dauerte lange, bis er etwas sagte. „Dein Sohn“, sagte er schließlich zu Randane, „sitzt gut.“ Mehr sagte er nicht. Aber am Abend stand ein Maultier im Hof, mit zwei Krügen Wein beladen, und kein Wort dazu. Es war der erste Wein in diesem Haus seit Jahren.

Artembares nahm die Zügel aus der Hand des Knaben und gab sie ihm zurück. „Es gehört dir“, sagte er. „Nicht, weil du krank warst. Es hat dich gewählt, als du ihm zum ersten Mal die Hand hingehalten hast.“

Der Knabe sah seine Mutter an. Randane, die in ihrem Leben so viel gegeben und so wenig genommen hatte, hätte aus alter Gewohnheit abgelehnt. „Sag danke“, sagte sie stattdessen leise, und es war das erste Mal, dass sie etwas annahm, ohne zu rechnen, was es kostete.

Man erzählt, dass dieser Knabe später unter den Reitern des Großkönigs diente und dass keiner im ganzen Heer so mit Pferden sprach wie er. Wer ihn fragte, wo er es gelernt habe, sagte: bei einem Mann, der ihm beigebracht hatte, einem Tier die Hand hinzuhalten, damit es sie wählen kann.

An jenem Abend, als der erste Schnee auf den Gipfeln lag, löste Randane den Bernstein von der Kette und hielt ihn gegen das Licht der Lampe. Das kleine Tier darin, das Jahrhunderte gewartet hatte, glänzte, als atme es. „Komm heraus zu mir“, sagte Artembares, und er sagte es nicht zu dem Stein. Randane trat aus dem Schatten der Mauer, an der sie gelehnt hatte, und legte ihre Hand in seine.

Es war nicht viel geblieben. Aber es war genug.

Ich endete. Aia schien mir aufmerksam zugehört zu haben. Ich hatte sie beim Erzählen beobachtet. Sie hatte mich versonnen angesehen. Aber ich sah einen Zweifel in den Gesichtern beider junger Frauen. Ligach sagte: „Das ist eine langweilige Geschichte. Aber was ist ein Pferd, und was ist ein Reiter?“ Und Aia fragte: „Was ist ein Fohlen?“ Ihren Augen sah ich es an: Das gefangene Tier hatte einen Moment lang vergessen, gefangen zu sein. Sie schien keine Langeweile empfunden zu haben. Neugier hatte die Angst verdrängt – vielleicht nur für einen Herzschlag, aber ich sah es. Ich lachte, damit hatte ich nicht gerechnet. Danach geleitete ich Imilke, Ligach und Aia zurück in die Siedlung. Ich klopfte bei Dikka und schlüpfte unter ihre Decke.

Die zweite Nacht

In der zweiten Nacht wurde Aia von Dikka begleitet. Wieder saßen wir zu dritt in dem Zimmer, Aia mir gegenüber. Sie sagte zu mir, ich solle Dikka hinausschicken. Was ich an ihren Runzeln und dem Schafsgestank finden würde? Ich solle keine langweiligen Geschichten mehr erzählen, sondern sie durch verführerische Schmeicheleien zur geilen Dirne machen. Sie würde gerne das Astartelied für

mich singen und dazu tanzen. Dikka sah mich an, und ich erwiderte: „Ich erinnere mich. Ich erinnere mich, dass deine Schwester gesagt hat, du wärest nach der ersten Strophe weinend weggelaufen. Was ist da passiert?“ Aia wirkte wie versteinert. Ich wiederholte: „Was ist dir passiert, Aia?“ Aia sprach stockend: „Argula hat gesagt, es tut nicht weh, wenn man stillhält. Aber ich musste schreien. Dann bin ich zu der alten Amme gerannt. Die sagte, es sei nur ein Riss, und das meiste sei draußen geblieben. Sie hat mich in ein Kräuterbad gesteckt. Mit Argula hat sie viel mehr geschimpft. Die musste sich wochenlang Kräutersäckchen einführen. Und dann der Ausschlag rund um Argulas Mund. ‚Kind‘, sagte die Amme immer, ‚der Mann muss sauber sein. Und nimm nichts in den Mund!‘“ Dabei starrte Aia düster vor sich hin mit Augen, die etwas verstörend Abstoßendes gesehen hatten. Dikka schüttelte den Kopf und machte mir ein Zeichen, dass ich anfangen sollte, zu erzählen.

Kandaules und Gyges

Oft haben wir schon darüber nachgedacht, wie viele Menschen durch die Liebe zugrunde gegangen sind. Dabei schien uns, dass nicht die Liebe selbst die Schuld trägt, sondern diejenigen, die sie nicht zu führen verstehen. Die einen lieben nämlich so, dass sie das Geliebte wie ihr kostbarstes Gut hüten. Andere aber glauben, ihr Glück sei erst vollständig, wenn auch andere es bewundern. Zu diesen gehörte Kandaules aus Sardes, und was ihm daraus erwuchs, will ich euch erzählen.

Kandaules war König von Lydien und stammte von Alkaios, dem Sohne des Herakles, ab. Dieser Kandaules liebte seine Frau über die Maßen. Wer aber liebt, hält nach meiner Meinung das Geliebte stets für das schönste von allem. So hielt auch er sie für die bei weitem schönste unter allen Frauen. Er hatte aber einen Leibwächter, Gyges, den Sohn des Daskylos, den er gern hatte und dem er die wichtigsten Geschäfte anvertraute. Diesem rühmte er die Schönheit seiner Frau über alle Maßen. Nicht lange danach sagte er zu ihm: „Gyges, ich merke wohl, dass meine Worte dich nicht überzeugen. Den Ohren trauen die Menschen ja weniger als den Augen. Sorge also dafür, dass du sie unbekleidet siehst."

Gyges aber rief laut: „Herr, was für ein ungehöriges Wort sprichst du! Du verlangst, dass ich meine Herrin nackt sehe? Wenn eine Frau das Gewand ablegt, legt sie zugleich die Scham ab. Die Menschen haben längst gefunden, was recht ist, und daraus sollen wir lernen. Eines davon lautet: Jeder soll nur auf das sehen, was ihm gehört. Ich glaube dir, dass sie die schönste aller Frauen ist. Verlange darum nichts Unziemliches von mir."

So widersprach er, denn er fürchtete, es könne ihm daraus Schaden erwachsen. Kandaules aber erwiderte: „Sei guten Mutes, Gyges! Du brauchst weder mich zu fürchten, als wollte ich dich mit diesen Worten auf die Probe stellen, noch meine Frau, als könnte dir von ihr etwas Schlimmes widerfahren. Ich werde es nämlich so einrichten, dass sie gar nicht merkt, dass sie von dir gesehen wird. Ich stelle dich in dem Zimmer, in dem wir schlafen, hinter die offene Tür. Sobald ich eingetreten bin, wird auch meine Frau zum Schlafen kommen. Neben dem Eingang steht ein Sessel, und auf diesen legt sie, eines nach dem andern, ihre Gewänder ab. So kannst du sie in aller Ruhe betrachten. Wenn sie aber vom Sessel zum Bett geht und dir den Rücken zukehrt, dann sieh zu, dass du ungesehen zur Tür hinausgelangst."

Er dachte also, so müsse die Liebe sich beweisen, indem er das Teuerste mit dem Freunde teilte. Es hat aber den Anschein, dass er nicht erkannte, was ein jeder wissen sollte: Wer das Geliebte zur

Schau stellt, tut ihm Unrecht, und was man dem Geliebten an Ehre nimmt, das nimmt man zugleich dem eigenen Glück.

Da Gyges nicht entrinnen konnte, gab er nach. Als es Zeit zum Schlafen schien, führte Kandaules ihn in das Zimmer, und bald darauf kam auch die Frau. Gyges sah sie, wie sie ihre Kleider ablegte. Als sie aber zum Bett ging und ihm den Rücken zuwandte, schlich er hinaus. Dabei bemerkte ihn die Frau. Sie verstand sofort, dass ihr Mann das angestiftet hatte. Sie schrie aber weder vor Scham auf, noch ließ sie etwas merken, sondern beschloss, sich an Kandaules zu rächen. Bei den Lydern nämlich und fast bei allen Barbaren gilt es auch für Mann und Frau als große Schande, nackt gesehen zu werden.

Ich glaube aber, dass sie von allen Kränkungen diese am schwersten empfand, weil sie von dem gekränkt worden war, dem sie am meisten vertraute. Denn nichts verkehrt sich leichter in Zorn als die Liebe, die man verachtet hat. Wer auf einen Feind gefasst ist, trägt Wunden leichter als der, den der Liebste verwundet.

Zunächst schwieg sie also und ließ sich nichts anmerken. Sobald es aber Tag geworden war, versammelte sie die Diener, von denen sie wusste, dass sie ihr am treuesten ergeben waren, und ließ Gyges rufen. Der kam, denn er glaubte, sie wisse nichts von dem Geschehenen. Er war es auch gewohnt, zu ihr zu gehen, wenn sie ihn rufen ließ. Als er da war, sagte die Frau: „Gyges, zwei Wege liegen vor dir, und ich lasse dir die Wahl, welchen du gehen willst. Entweder du tötest Kandaules und nimmst mich und die Herrschaft über die Lyder, oder du musst auf der Stelle sterben, damit du nicht länger Kandaules in allem gehorchst und siehst, was du nicht sehen darfst. Einer von euch beiden muss nämlich sterben: er, der das angestiftet hat, oder du, der mich nackt gesehen und damit gegen das Recht gehandelt hat."

Gyges staunte eine Weile über diese Rede, dann bat er sie, ihn nicht vor eine solche Wahl zu stellen. Er fand aber kein Gehör und sah, dass er wirklich entweder seinen Herrn töten oder selbst von anderen getötet werden musste. Da wählte er sein eigenes Leben und fragte: „Da du mich zwingst, meinen Herrn gegen meinen Willen zu töten, so sage mir, wie wir Hand an ihn legen wollen." Sie antwortete: „Der Angriff soll von derselben Stelle ausgehen, von der aus er mich nackt hat sehen lassen, und im Schlaf soll er überfallen werden."

Als sie den Plan gefasst hatten und die Nacht gekommen war, folgte Gyges der Frau in das Zimmer, denn er konnte ihr nicht entkommen und hatte keinen Ausweg: Entweder musste er selbst oder Kandaules sterben. Sie gab ihm einen Dolch und verbarg ihn hinter derselben Tür. Als Kandaules schlief, trat er hervor und tötete ihn. So gewann Gyges die Frau und die Herrschaft.

So starb Kandaules, der geliebt hatte und doch die Liebe nicht zu ehren wusste. Man mag daraus lernen, dass die Liebe zwar gewaltig ist, aber niemanden zwingt. Wer sich ihr unterwirft, tut es freiwillig, und wer ihr Unrecht tut, den straft sie mit den eigenen Händen. Wir hören denn auch, dass der große Kyros, als man ihm die schöne Pantheia zeigen wollte, sich weigerte, sie zu sehen, weil er fürchtete, er könne ihr, wenn er einmal bei ihr säße, nicht mehr so leicht fernbleiben, wie es seine Geschäfte verlangten. Kandaules dagegen wollte, dass ein anderer sie sähe, und er verlor mit ihr sein Leben.

Die Königsmacht aber wurde Gyges durch das Orakel in Delphi bestätigt. Die Lyder waren nämlich über die Tat an Kandaules sehr erbittert und griffen zu den Waffen. Da vereinbarten die Anhänger

des Gyges und die übrigen Lyder: Wenn das Orakel entscheide, dass Gyges König der Lyder sein solle, so solle er es sein; wenn nicht, so solle er die Herrschaft den Herakleiden zurückgeben. Das Orakel entschied für Gyges, und so wurde er König.

Beide Frauen hatten gebannt zugehört. Ich ging mit ihnen in die Siedlung. Wieder blieb ich noch bei Dikka. Ich sagte: „Ich habe Aia nicht hinter der Tür versteckt. Mir reicht, dass ich weiß, wie schön du bist.“ Ich hatte Mühe, rechtzeitig im Grab zu sein.

Die dritte Nacht

In der dritten Nacht brachten Democharesund Ligach Aia zu mir. Democharesging zu dir, o Derkyllis, und zu Deinias. Wieder versuchte Aia, mich mit schlüpfrigen Worten aus der Fassung zu bringen, ohne auf Ligach zu achten. Sie wollte, dass ich mir ausmale, was Argula und sie miteinander getrieben hätten. Argula hätte ihr befohlen, sich tagelang nicht zu säubern, bevor sie sich mit Männern trafen. Argula hätte erklärt, das von den Hirten gelernt zu haben: Wenn das Schaf richtig stinke, könne sich der Schafsbock nicht zurückhalten. Aia fragte mich ganz direkt: „Kannst du mich riechen, Mantinias?“ „Vielleicht“, sagte ich. „Ich kann mich sehr gut zurückhalten. Denn das, was du sagst, ist weder schön noch betörend und gehört auf den Misthaufen hinter den Ställen. Aber bitte, hört zu!“

Artabazos und Araspas

Als Araspas, den der spätere Großkönig Kyros zum Hüter der schönen Pantheia bestellt hatte, bekannte, er sei der Liebe zu ihr erlegen, und sich schämte, rief Kyros den alten medischen Feldherrn Artabazos herbei, den der Achämenide schon in seiner Jugend gekannt hatte. „Erzähle ihm“, sprach Kyros, „was du mir einst erzähltest, als ich als junger Mann am Hofe meines Onkels Kyaxares in Ekbatana weilte. Er soll hören, was die Liebe ist, ehe er meint, sie sei ihm von einem Gott auferlegt.“

Da sagte Artabazos: „Es geschah, als die Kossäer wieder einmal vom Zagros-Gebirge herunterkamen, um die Grenzlande zu plündern. Ich war damals siebzehn Jahre alt und ritt aus, um mich der Reiterei anzuschließen, die unter einem der Feldherren des Königs Kyaxares stand. Vor vielen Jahren ist das geschehen; doch ich will erzählen, was mir auf dem Wege widerfuhr.

Als der Tag sich neigte, sahen wir in der Ferne Feuer aufsteigen. Man sagte, die Kossäer hätten Dörfer in Brand gesetzt und den Reiterabteilungen, die vorausgeeilt waren, schwere Verluste zugefügt. Als das Licht zu schwinden begann, hatten wir das Lager immer noch nicht erreicht. Ein stürmischer Wind kam auf, und überall wähnten wir Hinterhalte der Kossäer. Schließlich wurde ich von den Übrigen getrennt und fand durch Zufall einen Bauernhof abseits des Weges. Dort nahm mich eine Frau auf, die ein kleines Kind auf den Armen hielt. Sie sagte, sie sei Witwe. Sie war älter als meine älteste Schwester, aber jünger als meine Mutter. Sie gab mir Brot und Wein, nötigte mich zum Sitzen und ließ mich ausruhen, geschützt vor dem stürmischen Wind.

Sie berührte mich. Ihre Hand glitt über die weite, am Knöchel enger werdende Hose aus gewalkter Wolle; sie nötigte mich, den Gürtel, in dem der Akinakes steckte, das kurze, zweischneidige Schwert, zu lösen. Dann nahm sie den Akinakes heraus, wog ihn in ihren Händen und legte ihn weg. Um meine Wade liefen die Lederstreifen, die man gegen das Scheuern des Fells braucht; sie

kniete sich vor mich und wickelte sie ab. Die Filzkappe mit dem Nackenschutz setzte sie sich selbst kurz auf den Kopf und nahm sie dann ab.

Sie erfuhr, dass ich den Weg verloren hatte und am folgenden Tage unbedingt zu meiner Truppe zurückkehren wollte. Da sah sie mich lange an und sprach: „Krieger, ehe dich der Kampf verschlingt: Diese Nacht soll dich zum Mann machen.“ Ich wusste weder, wer sie war, noch warum sie dies tat; doch als sie so feierlich und bestimmt zu mir sprach und ich ihren süßen Atem spürte, vergaß ich alles, den Weg, die Mitstreiter, die Befehle des Königs und den Feind. Im Schein des verlöschenden Feuers erkannten wir einander. In dieser wilden, nebligen Nacht war sie meine Frau.

Jene Nacht lehrte mich, dass Liebe nicht darin besteht, dass man beim Abschiede weint. Sie besteht darin, dass einer den anderen aufnimmt, wenn er fremd, müde und ohne Namen zu ihm kommt. Sie gab mir nicht nur Brot und Wein; sie gab mir für eine Nacht ein Haus, eine Stätte und einen Grund, wiederzukehren. Aber ich sage dir, Araspas: Sie gab, und ich nahm nur. Ich glaubte, die Liebe sei ein Geschenk, das man empfängt.

Als es Morgen wurde, stand ich auf, ehe sie erwachte. Ich hörte nur die Kriegshörner in der Ferne. Ich klaubte meine Sachen zusammen, machte mein Pferd fertig und riss mich von ihr los, ohne ein Wort zu sprechen. Nicht weil ich sie vergessen hatte, sondern weil ich fürchtete, dass ein Wort mich zurückhielte. Denn ich begriff schon damals, dass der Mensch, der einmal geliebt hat, nicht mehr ganz sein eigener Herr ist.

An diesem Tag alterte ich um zehn Jahre und starb tausend Tode. An diesem Tag lernte ich alles über den Krieg: Wunden schlagen und verwundet werden, die plötzlich aufflammende Angst in der Schlacht und die Treue gegenüber den Gefährten. Mein Bogen und ich, wir verschmolzen miteinander. Ich wurde der Pfeil, der traf. Doch immer, wenn ich zwischen die Kossäer geriet und glaubte, sterben zu müssen, dachte ich nicht an den Ruhm, sondern an jene Frau auf dem einsamen Hofe. So ist es wohl: Wer im Kriege fällt, verliert sein Leben; wer aber liebt und fern von dem Geliebten ist, verliert es jeden Tag aufs neue.

Als der Kampf zu Ende war und Kyaxares die Kossäer zurückgetrieben hatte, gab es ein Gerücht unter den jungen Kriegern: Einige Bauern hätten die Kossäer unterstützt und seien mit Beutestücken, die die Kossäer unseren getöteten Reitern abgenommen hatten, entlohnt worden. Vom Wein erhitzt und vom Siege übermütig, ritten sie durch die Dörfer und Gehöfte, durchsuchten die Häuser und taten, was sie wollten. Und es gab kein einziges Haus, das sie nicht niederbrannten oder plünderten an diesem Abend. Erst da, noch halbblind von einem Schmiss, der über mein ganzes Gesicht ging, und als die Kameraden, die zurückkamen, mir stolz erzählten, welche Frauen sie vergewaltigt und welche Männer sie aufgeschlitzt hatten, erinnerte ich mich an diese eine Frau und an ihren Bauernhof und ritt, so schnell ich konnte, zu jenem Orte.

Ich fand sie im Hause am Berghang. Sie lag tot neben der Wiege. In ihren Armen hielt sie ihr Kind. Meine Kameraden hatten sie grausam misshandelt und missbraucht; und sie war schon gestorben, bevor ich sie erreichte. Mein Akinakes steckte in ihrem Leib; ich hatte ihn vergessen. Ich wusste noch nicht einmal ihren Namen. Auch das ist mein Verschulden, denn ich hatte nicht gefragt, ich hatte nicht gesorgt.

Da begriff ich, was ich in jener Nacht nicht begriffen hatte. Sie hatte mich, den Unbekannten, aufgenommen, weil sie glaubte, dass ein Mensch, der in den Krieg zieht, der Liebe bedarf. Und ich

hatte sie verlassen, ohne ihr zu danken, ohne ihren Namen zu wissen, ohne ihr zu sagen, dass sie mir mehr gewesen war als eine Frau für eine Nacht.

Seit jener Zeit habe ich gelernt, dass der Krieg nicht allein die Feinde prüft, sondern viel eher die Liebenden. Denn wer im Unglück gelernt hat, sich zu beherrschen, den prüft der Sieg erst recht; wer aber geliebt hat und den Geliebten durch eigene Schuld verloren hat, den prüft das Leben bis an sein Ende.“

Artabazos schwieg eine Weile, dann sprach er: „Ich habe zweierlei gesehen. Meine Kameraden besaßen alle Tapferkeit, doch keinen Eros, denn sie nahmen sich ohne Scheu, was ihnen nicht gehörte, und nannten es Vergnügen. Ich selbst empfing den Eros, doch ohne *epimeleia*, ohne Fürsorge, und darum verlor ich, was ich hätte bewahren können. Wer liebt, übernimmt die Sorge für den Geliebten, und wer sie scheut, hat nicht geliebt. Hätte ich sie geachtet, wie Abradatas seine Pantheia achtet, hätte ich ihr wenigstens ein Wort gelassen und wüsste heute ihren Namen.“

Kyros aber wandte sich an Araspas: „Siehst du? Die Liebe zwingt niemanden, wie du meintest. Der eine verwandelt sie in Raub, der andere in Verantwortung. Es liegt bei dir, welches von beiden du aus ihr machst.“

Aia sprach vor sich hin, epimeleia, epimeleia. Ligach dagegen sagte, sie habe sich von Demochareserklären lassen, was ein Pferd ist. Er sagte: „Das Pferd ist ein Tier mit vier Beinen, einem Schwanz, einem großen Körper, einem großen Hals, einem langen Kopf und zwei Ohren. Es ist so massig, dass sein Leib den Raum von drei Schafen einnimmt. Ein Pferd wiegt vielleicht so viel wie acht Schafe. Man muss zwei bis drei Schafe auf einander stellen, um die Höhe eines Pferdes zu erreichen. Pferde laufen viel schneller als Schafe und können einen Menschen tragen.“ Aia konnte gar nicht mehr aufhören, zu lachen. Democharesgeleitete die beiden Frauen in die Siedlung. Was sollte ich in der vierten Nacht erzählen?

Die vierte Nacht

In der vierten Nacht kam Aia mit Dikka. Aias rechte Wange war rot. Ich sah Dikka an, die nickte. Aia wollte anfangen zu schimpfen. Nun erst merkten die beiden Frauen, dass der Raum kalt war. Es gab nur die Wärme, die die Schafsfettlampen von sich gaben. Ich sagte: „Wir brauchen Feuer. Wir müssen den Kamin anzünden. Aia, hilf mir.“ Wir knieten uns vor den Kamin und begannen mit dem Torf zu hantieren. Die Flamme züngelte hoch, vorsichtig schürten wir das Feuer. Ich nickte Dikka, dass sie dazukommen sollte. So saßen wir zu dritt vor dem Kamin und sahen in die Flammen: Wie es zischte und zuckte, aufglühte und ergraute, rochen den Rauch, der unsere Augen zu Tränen rührte. Lange Zeit schwiegen wir gemeinsam. Knisternde Stille umgaben uns. „Jetzt seid ihr in der Stimmung für die Geschichte dieser Nacht. Hört mir zu!“

Myrrhine und Kallirhoe

Ein griechischer Kaufmann aus Tyros erzählte Kyros, der damals in Sardis weilte, folgende Geschichte aus der Zeit des assyrischen Königs Sanherib:

In Tyros aber, der Stadt der Phönizier, wohnten seit langer Zeit Ionier, aus Milet, Samos, Chios und Ephesos; sie waren gekommen, um Handel zu treiben, hatten Häuser gebaut und Kinder gezeugt, und die Kinder sprachen die Sprache der Phönizier ebenso gut wie die eigene. Zu den angesehensten Hellenen aber gehörte Phainippos, ein Mann, der lieber auf dem Meer war als im

Hause; denn er pflegte zu sagen, ein Hafen sei schön, ein Schiff aber sei besser. Seine Gemahlin Kallirhoe aber führte das Haus, die Verträge und die Geschäfte. Sie waren einander unähnlich; gleichwohl lebten sie in Eintracht; denn jeder wusste, was der andere vermochte.

Eines Tages fuhr Phainippos mit einem kleinen Boote durch den Kanal, der zu den Gärten der Kaufleute führt. Da sah er eine Frau, von assyrischen Soldaten bedrängt; als er näherkam, winkte sie ihm zu und bat um Hilfe. Er fuhr ans Ufer, sprach die Soldaten freundlich an und gab ihnen Geld, damit sie fortgingen, um zu trinken; sie aber nahmen es und gingen. Die Frau aber stieg in sein Boot.

Es war Myrrhine, die Tochter des Chairephon. Dessen Haus war einst reich gewesen; nach dem Verlust des Vermögens aber lebte Myrrhine von Gesang und von der Gesellschaft reicher Männer. Am liebsten aber war sie auf dem Meere; denn sie kannte die Untiefen und wusste, an welchen Zeichen man den Wechsel des Windes erkennt. Als sie nun mit Phainippos hinausfuhr und eine Untiefe sah, rief sie ihm zu, er solle das Ruder wenden; er gehorchte, und das Boot fuhr an den Felsen vorbei. Da sagte sie: „Du hast gut gehorcht; wer auf dem Meere gehorchen kann, wird auch nicht leicht zugrunde gehen." Phainippos aber lachte und fuhr von da an oft mit ihr, auch wenn er es bezahlen musste.

Als er ihr einmal die verletzte Hand verband, sagte er, er wolle sie nie mehr loslassen. Sie aber zog die Hand nicht zurück und erwiderte, er sei verheiratet; wenn er sie liebe, solle er auch bedenken, was er seiner Frau schulde.

Da ging Phainippos zu Kallirhoe und verbarg nichts, sondern erzählte ihr alles, was geschehen war. Sie aber fragte, ob er jene liebe; und als er es zugab, sagte sie: „Ich sehe, dass du bei ihr Freude findest. Ich will dich nicht durch Vorwürfe zwingen, etwas anderes zu sagen, als du empfindest. Doch vergiss nicht, dass ich deine Frau bin und dich ebenfalls liebe." Phainippos aber freute sich, dass sie ihn nicht schalt; und er sagte bei sich, wer die Wahrheit sage, könne niemand ungerecht behandeln. Er merkte aber nicht, wie schwer es der Kallirhoe war, so zu reden.

Später aber schickte der assyrische König Sanherib viele Truppen nach Tyros, um von dort gegen Juda zu ziehen; und zur gleichen Zeit drang eine Krankheit in Tyros ein. Manche sagten, sie sei mit den Soldaten gekommen; andere hielten sie für eine Strafe der Götter. Viele erkrankten, und manche starben binnen weniger Tage; die Häfen wurden geschlossen, die Werkstätten standen still, und vor mancher Tür lag eine Totenbahre.

Auch Myrrhine erkrankte. Der Arzt aber, ein Grieche aus Knidos, sagte zu Phainippos, die Kranke sei schwach; solange sie aber Hoffnung habe, könne sie genesen; er habe gesehen, dass sie ruhiger werde, wenn er des Abends an ihrem Fenster vorübergehe und sie grüße; das solle er fortsetzen. Von da an ging Phainippos jeden Abend zur nämlichen Stunde an ihrem Hause vorüber; er trug einen rostroten Umhang, den Myrrhine gern an ihm sah, und hob die Hand zum Gruß; sie aber erwiderte ihn vom Fenster aus. Kallirhoe aber hinderte ihn nicht; doch blieb sie allein im Hause, während er jeden Abend zu einer anderen Frau ging. Das fiel ihr nicht leicht.

Eines Tages aber erhielt Phainippos einen Brief der Myrrhine. Sie schrieb, ein kleines Mädchen, das ihr lieb geworden sei, habe seine Pflegemutter durch die Seuche verloren; er möge das Kind aus der gefährlichen Gasse holen. Wenn er am Abend an ihrem Fenster vorübergehe, werde sie daran erkennen, ob er ihre Bitte erfüllt habe.

Phainippos fand das Kind in einer verlassenen Wohnung; es saß neben der toten Frau und hielt eine Puppe in den Händen. Er nahm es auf den Arm und brachte es zu einer Gärtnerin außerhalb der Stadt, die es aufnehmen wollte. Am Abend ging er, wie gewohnt, vorüber und grüßte; und als sie die Hand hob, wusste er, dass sie ihn gesehen hatte. Bald darauf aber erkrankte auch er.

Als Phainippos nun merkte, dass seine Kräfte schwanden, ließ er die Kallirhoe zu sich rufen und sagte: „Wenn ich sterbe, wird Myrrhine glauben, ich sei ihr ferngeblieben; sie wartet jeden Abend auf meinen Gruß. Geh deshalb noch einige Abende an ihrem Fenster vorüber; trage meinen Umhang und meinen Hut, damit sie nicht erkennt, dass ich tot bin.“ Kallirhoe aber schwieg zuerst; dann sagte sie, sie werde tun, worum er sie bitte. In derselben Nacht starb Phainippos.

Am folgenden Abend legte Kallirhoe den Umhang ihres Mannes an, setzte seinen Hut auf und ergriff seinen Stab; sie ging an Myrrhines Fenster vorüber und hob die Hand zum Gruß; und als Myrrhine zurückgrüßte, ging sie weiter. So tat sie es auch am zweiten und am dritten Abend. Am vierten aber hatte sie keine Kraft mehr.

Da sagte der Arzt der Myrrhine, Phainippos sei schon vor einigen Tagen gestorben und begraben. Sie aber fragte, wer dann gestern Abend an ihrem Fenster vorübergegangen sei. Der Arzt schwieg. Da begriff Myrrhine, dass Kallirhoe die Rolle ihres Mannes angenommen hatte, um sie vor der Wahrheit zu bewahren. Myrrhine weinte; sie gab sich aber nicht auf, sondern sagte, sie wolle gesund werden, damit die Mühe jener schönen und guten Frau nicht vergebens gewesen sei. Und nach einiger Zeit gewann sie ihre Kräfte zurück.

Als sie wieder ausgehen konnte, suchte sie Kallirhoe auf und sagte, diese habe um ihren Mann getrauert und ihr dennoch geholfen, obwohl sie gewusst habe, dass sie ihn liebe; sie könne ihr nicht zurückgeben, was sie für sie getan habe. Kallirhoe aber antwortete: „Du schuldest mir nichts. Wir haben beide Phainippos geliebt, wenn auch auf verschiedene Weise. Ich wollte nicht, dass du stirbst, weil er gestorben war." Von da an begegneten sich die beiden Frauen ohne Feindschaft; Myrrhine aber kümmerte sich um das Mädchen, das Phainippos gerettet hatte, und Kallirhoe führte Haus und Geschäfte ihres Mannes weiter.

Als Kyros die Geschichte gehört hatte, fragte er die Anwesenden, wen sie für den tapfersten hielten. Einige nannten Phainippos, weil er das Kind aus dem Hause der Toten geholt hatte; andere die Myrrhine, weil sie trotz ihres Unglücks wieder leben wollte.

Kyros aber sagte: „Auch diese beiden haben Mut gezeigt. Kallirhoe aber scheint mir am tapfersten gewesen zu sein. Denn sie ertrug nicht nur ihr eigenes Unglück, sondern half auch der Frau, die sie hätte hassen können. Wer liebt, will den Geliebten gern für sich behalten; wer aber auch seine Wünsche beherrscht, vermag zuweilen das Glück eines andern höher zu achten als das eigene.“

Nach dieser Geschichte machte sogar Aia ein ernstes, nachdenkliches Gesicht. Schweigend ging ich mit den beiden Frauen in die Siedlung zurück. Wie froh war ich, als Dikka mich vor ihrer Hütte fragte, ob sie Myrrhine oder Kallirhoe sein solle. Ich sagte nur: „Dikka!“, und zog die Tür hinter mir zu.

Die fünfte Nacht

In der fünften Nacht kam Imilke mit Aia. Während Imilke mich erwartungsvoll anblickte, war Aia ganz einfach müde. Dennoch gab sie Widerworte: Sie hätte mit ihrer Amme gesprochen und ihr von

den Geschichten erzählt, die sie hier gehört hatte. Die Amme hätte gesagt, sie kenne schönere Geschichten und könne sie erzählen, ohne dass ihr Mädchen sich die Nacht um die Ohren schlagen müsse. Ich antwortete: „Setzt euch, dann will ich euch von der Frau erzählen, die mir so etwas wie eine Amme war.“

Ich, Mantinias

In unserem Haus in Tyros lebten meistens zehn bis zwölf Menschen. Die Großeltern waren schon gestorben. Es gab meine Eltern, es gab Derkyllis und mich, und es gab ungefähr acht Sklaven. Da waren der Koch Grumion und der Hausknecht für die schwereren Arbeiten, da war ein Sklave, der meinen Vater bei seinen Geschäften unterstützte, der musste lesen und schreiben können in mehreren Sprachen, eine Sklavin, die meiner Mutter aufwartete, weitere Sklavinnen für Hausarbeiten und die schöne Myrto, unsere erste Amme.

Eines Tages weckte Myrto mich und stellte fest, dass es einen großen nassen Fleck in meinem Bett gab. Ich schämte mich, aber Myrto lachte und sagte, ich würde nun ein richtiger Mann werden. Es würde sich nun einiges verändern. Und das stimmte! Im Kreise der Jungen wurden nun andere Geschichten erzählt, vor allem über Frauen und Mädchen, besonders aber über die Tänzerinnen und Flötenspielerinnen an den Häfen. Einer, der schon etwas älter war, berichtete, was er mit einer Sklavin tat mit Billigung des Vaters. Sklavinnen waren Freiwild, aber nicht in unserem Haus. Mein Vater sagte immer: „Auch Sklaven sind Menschen; sie haben alle dieselbe Milch getrunken, auch wenn sie ein hartes Schicksal getroffen hat.“ Wie leicht es doch geschehe, dass aus einem freien Menschen ein Sklave werde, vor allem wenn man von Geschäften und dem Meer lebe; Schuldknechtschaft, wenn die Geschäfte scheiterten, von Seeräubern gefangen und verkauft zu werden. Darum solle man Sklaven so behandeln, wie man selbst behandelt werden wolle, wenn einen selbst dieses Unglück träfe.

Nie hätte sich mein Vater an einer Sklavin vergriffen, nie hätte meine Mutter ihre Aufwärterin mit einer Nadel gestochen oder einem Lockeneisen verbrannt, wenn die einen Fehler begangen hätte. Nie hätte er mir eine Sklavin als Beischläferin gegeben. Es gab da einen Handelsherren, der aus Ephesos nach Tyros gekommen war. Er war reich, aber unverheiratet. Es hieß, sein ganzer Haushalt bestehe nur aus den Kindern, die er mit Sklavinnen gezeugt hätte; selbst seine Bettgenossin sei eigentlich seine Tochter. Unsere Eltern fanden das abscheulich.

Ich bekam feuchte Träume, die von einer Deutlichkeit waren, dass ich sie kaum von der Wirklichkeit unterscheiden konnte. Ich wollte in die Arme der Mutter eilen, aber ein großes Weibsbild fing mich ihr buchstäblich weg und schleppte mich in ihre Kammer. Sie war so stark wie ein Mann mit riesigen Armen und einem mächtigen Busen, in den sie mich presste, was in mir Todesangst auslöste. Ich war ihr Bettgenosse. Sie tat Dinge mit mir, manche unsagbar, manche unmöglich, die mich zugleich beseligten und verängstigten, eine Mischung aus Lust und Abscheu. Immer, wenn ich aufwachte, waren feuchte Flecken im Bett. Die Erinnerung an diese Träume ließ zugleich mich erschaudern und gierig werden. Dass ich mein glühendes Verlangen im Wachen nicht stillen konnte, machte mich toll. Ich begann Myrto anders anzusehen: Ich griff nach ihren Brüsten, die ich als Kind so oft berührt hatte. Aber sie schob meine Hände weg und lachte. Ich hörte aber nicht auf, sie anzufassen, ich machte schamlose Bemerkungen, die ich von meinen Altersgenossen gelernt hatte. Ich nannte sie Geliebte und wollte sie küssen. Wenn sie mich zurückstieß, nannte ich sie Hure.

Sie sagte es der Mutter und die dem Vater. Und der züchtigte mich mit einem Rohrstock. Meine Mutter nahm Myrto als Aufwärterin zu sich. Myrto sah mich danach kaum noch an. Wenn sie mir Wasser reichte oder mich zur Mutter rufen sollte, tat sie es schnell und schweigend, als wäre ich nicht mehr der Knabe, den sie einst geweckt und getröstet hatte. Ich schämte mich, aber ich sagte nichts. Später, als Myrto auf dem Totenbett lag, habe ich mich bei ihr entschuldigt. Sie drückte nur stumm meine Hand. Sprechen konnte sie nicht mehr.

Bald kehrte mein Vater mit einer neuen Sklavin zurück, die die neue Amme werden sollte. Die, die er mitbrachte, ähnelte sehr meiner Traumgeliebten: Groß und stark, mit zugleich männlichen und mütterlichen Zügen, mit einem strengen Blick und doch verlockend, nicht schön, eher bedrohlich. Sie war billiger verkauft worden, weil sie keine Kinder bekommen konnte, Peitschennarben hatte und zu Widerworten neigte. Mein Vater fragte mich: „Wirst du die auch Hure nennen? Bist du so mutig?“ Ich antwortete nicht.

Mein Traum war zu mir gekommen. Sie hieß Banitu, was so viel wie „die Schöne“ bedeuten sollte. Sie sprach eine wilde Mischung aus Aramäisch, Phönizisch und anderen Sprachen. Was sie an Griechisch brauchte, lernte sie schnell. Sie war klug und lachte gerne. Sie hatte vor nichts Angst, schon gar nicht vor mir. Auch sie stellte schnell fest, dass ich oft im Schlaf einen Samenerguss hatte. In ihrem eher bescheidenen Griechisch fragte sie mich, was sie geben solle, damit das aufhöre. Ich erkühnte mich zu sagen: „Dich!“ Zugleich erschrak ich über mich und wollte schon die Ohrfeige fühlen, die unvermeidlich schien, da wandte sie sich bloß ab. Es dauerte, bis sie verstand, was ich ihr gesagt hatte.

Als sie vor mir kniete, um mir die Fußnägel zu schneiden, sagte sie: „Du regst dich auf, weil ich dich anfasse.“ Ich verstand erst nicht, was sie meinte, dann stellte ich fest, dass sich sehr wohl mir etwas regte. Sie hatte Recht: Ihre Nähe, ihre Berührung war Nahrung für meine Gier nach ihr. In dieser Nacht hatte ich wieder den Traum mit dem ungeheuren Weibsbild. Ich rief: „Banitu!“ Und sie antwortete: „Was willst du?“ Als ich erwachte, war wieder ein Fleck in meinem Bett. Banitu sah ihn und blickte mich streng an, aber dieses Mal sagte sie nichts. Sie wechselte die Decke wie immer.

Einige Tage danach, ich lag schon im Bett, kam sie zu mir in meine Schlafkammer. Ihr schwarzbraunes Haar fiel in schweren, geflochtenen Strähnen über die Schultern. Sie trug ein dunkles Gewand, einen Chiton mit tausend Falten; ihr Körper wurde von diesem langen, feinen Gewand umhüllt, das sich eng an ihre Gestalt schmiegte und dann in schmalen, regelmäßigen Falten bis zu ihren Füßen hinabfiel. Sie setzte sich auf die Truhe, die meine Sachen enthielt. Sie lächelte mich freundlich an, ihr Mund war weich, sie strich eine Haarsträhne von ihrer Schulter zurück. Für einen Augenblick lag ihr Hals frei, und ich wollte schon sagen, dass ich keine Gutenachtgeschichten mehr brauche, da erst bemerkte ich, wie sie mich ansah mit ihren meergrünen Augen, und dieser Blick war anders. Ich wusste sofort, dass mein Vater sie nicht geschickt hatte.

Sie ergriff meine beiden Hände und zog mich aus dem Bett. Vielleicht bemerkte sie, wie hilflos ich vor ihr stand. Dann zog sie mir meine Schlaftunika aus und ließ ihr Kleid fallen. Wir standen uns nackt gegenüber, und ich war mehr als nur erregt. Ich spürte die Wärme bis an die Ohren steigen. Ihre Mandelaugen schauten nach unten, und sie sagte nur: „Du musst lernen!“ Die nackte Banitu schien von einem goldenen Schimmer umgeben zu sein, ihr Gesicht wirkte verjüngt, und süß kam mir ihr Atem aus ihrem blühenden Mund vor. Ihre Haut wirkte alterslos wie die einer Göttin. Ihr großer Busen versprach Liebeslust, der dunkle Busch, der ihr Geschlecht verbarg, versprach

Erfüllung. Ich hatte die Frauen unseres Hauses im Bad beobachtet, nicht nur die Bedienten, auch meine Schwester Derkyllis, die vier Jahre älter ist als ich, sogar meine Mutter, aber das hier war umwerfend! Sie schien mir nicht mehr nur wie eine Göttin zu sein, sie war eine Göttin! Und dann musste sie mich nur kurz anfassen, und alles, was sich in mir aufgestaut hatte, ergoss sich. Sie zog sich an und holte eine Schüssel mit Wasser, ich machte mich sauber. Sie sagte sehr betont: „Ich will, dass du lernst!“ Sie ging, mit der einen Hand hielt sie ein wenig von dem Stoff gerafft. Dieser Stoff, eben noch in langen, ruhigen Falten, geriet mit jedem ihrer Schritte in Bewegung. Dann wandte sie noch einmal den Kopf und ließ mich allein. In dieser Nacht träumte ich nicht.

Im Abstand von jeweils mehreren Tagen wiederholten sich diese Besuche. Sie bedeutete mir Verschwiegenheit. Ich war selig, sie war mir zugleich Mutter, Geliebte und Göttin! Als ich trunken Liebesworte ins Ohr flüsterte, sagte sie aber: „Halt, mein Junge! Ich bin Sklavin, du bist Herr. Keine Liebe. Aber ich will, dass du gut für Frauen wirst. Ich zeige, wie du eine Frau anfassen sollst. Keine Schmerzen, keine Qual.“ Sie ließ zu, dass ich mit ihr schlief, sie dirigierte mich. Als ich sie mit Gewalt in eine bestimmte Stellung zwingen wollte, von der mir ein Freund erzählt hatte, schlug sie mich. Ich begann, Banitu mit anderen Augen zu sehen.

Ich verstand damals lange nicht, was sie sagen wollte. Ich dachte, sie gehöre mir, weil mein Vater sie gekauft hatte. Doch Banitu gehörte nicht mir. Das war das Erste, was sie mich lehrte; ich begriff es erst viel später. Ich sagte mir: „Sie kommt zu mir, weil sie es will, und sie geht, wann sie will.“ Dass es mit dem Wollen und dem Willen einer Sklavin nicht weit her ist, verstand ich, als ich selbst zum Sklaven wurde, der nicht besser behandelt wurde als ein Hund.

Banitu blieb nie lange bei mir. Immer schien sie mir etwas Neues beibringen zu wollen. Sie ließ mich ihren Körper vollständig erkunden. Ich fühlte die Narben und Schwielen auf ihrem Rücken und besonders auf ihrem Gesäß. Auch Sklavinnen wurden ausgepeitscht. Sie störten mich nicht, und ich fragte auch nicht, was geschehen war. Wenn ich die Narben auf ihrem Gesäß streichelte, schien sich irgendetwas in ihr zu regen. Ihr Körper wurde dann anders. Ich jedoch war oft unzufrieden. Es verlangte mich nach leidenschaftlicher Liebeslust. Es quälte mich, dass sie meine Leidenschaft kaum erwiderte. Ich konnte es kaum ertragen, wenn sie wieder ging. Immer wieder erklärte sie mir: „Das ist gut für eine Frau, das nicht.“ Die Ernsthaftigkeit, mit der sie diese Belehrungen vortrug, verstörte mich, war ich doch eher an ihrem Schoß und ihren Lippen interessiert. Einmal, als ich mich heftig beklagte, dass sie schon gehen wolle, sagte sie: „Die richtige Frau geht nicht.“

Nach einigen Wochen beendete Banitu ihre Besuche. Sie sagte, sie hätte mir jetzt alles gezeigt. Ich hätte gelernt, mich besser zu beherrschen. Sie hatte Recht: Meine leidenschaftliche Gier hatte von Besuch zu Besuch nachgelassen. Sie begann, mir alt vorzukommen, nicht so schön wie Myrto. Es gab keine feuchten Flecken mehr am Morgen. Banitu schien zufrieden: „Du weißt, wie man Frauen anfasst. Du weißt, dass du Frauen nicht weh tun darfst. Ich komme nicht mehr zu dir. Wenn du mich anfasst, schlage ich dich.“ Das war das Ende meiner Geschichte mit meiner Amme Banitu. Sie war die erste, die mir sagte, dass Lust ohne Rücksicht keine Liebe ist.

Viel später erzählte meine Schwester Derkyllis mir, dass unsere Mutter Banitu überredet hatte, zu mir zu gehen. Sie schenkte ihr den Chiton und die eine oder andere Leckerei. So kam ich zu meiner ersten Geliebten.

Imilke und Aia sahen mich mit strahlenden Augen und konnten sich das Lachen kaum verkneifen. Imilke sagte gedehnt: „Ich glaube, ich habe dir auch noch etwas beigebracht. Ich muss das einmal mit Dikka besprechen.“ Da platzte Aia vor Lachen. Ich brachte die beiden in die Siedlung und blieb noch etwas bei Imilke.

Die sechste Nacht

Als ich hörte, dass in der sechsten Nacht Dikka und Imilke Aia begleiten würden, musste ich daran denken, dass ich der Geliebte beider grundverschiedener Frauen war, und ich musste an die Gespräche mit Astraios denken, der oft von Pythagoras, der Harmonie und der Musik erzählte, selbst noch in der Höhle des Zamolxis. Allerdings habe ich in der Musik nie die diatonische, chromatische, enharmonische Tonfügung gelernt. Also machte ich ein Lied, ich hoffe, mehr recht als schlecht, das ich den Frauen vortrug, bevor Aia anfangen konnte, sich zu beschweren. Das Preislied auf Dikka und Imilke ging so:

Harmonie der Klänge,
die widerstrebend scheinen,
Harmonie der Schönheiten,
die so verschieden sind,
Unergründliche Harmonie!

Ungleich sind meine schönen Geliebten,
braun ist Imilke, Tochter des heißen Phönizien,
blond sind Dikkas Locken aus Thules Kälte,
Blau ihre Augen, braun sind die der Imilke,
Harmonie meiner schönen Geliebten!

So verschieden sie sind,
teilen sie sich doch meine Liebe.
Wie Feuer und Schnee sich einen Himmel teilen,
so teilen sie mein Herz.
Harmonie der ungleichen Liebe!

Nicht einer Stimme gleicht die andre,
doch beide klingen in meinem Lied.
Die Liebe mit ihrem Zauber
verbindet ganz ungleiche Reize.
Unergründliche Liebe!

Dikka und Imilke lachten sehr, aber ich sah auch, wie ergriffen sie waren. Beide versicherten mir, dass noch nie jemand ein Preislied für sie gemacht hätte. Aia dagegen fragte, ob das die ganze Geschichte für diese Nacht sei, ob sie dafür den ganzen Weg bis hierher gelaufen sei. Ich gab ihr schmunzelnd Recht und begann die Geschichte der sechsten Nacht.

Amage

Das Land der Skythen ist ein Land, das von den Quellen des Ister an bis zum Maiotis-See hinaufreicht. Die Kimmerier, als die Skythen heranzogen, zogen sich zurück; das Land ist groß und einzigartig: Die Kimmerier flohen entlang der Küste des Maiotis-Sees gen Süden und auf die Krim;

die Skythen aber drangen auf der Spur der fliehenden Kimmerier ein und verfehlten ihren Weg – denn das Land war ihnen fremd –, kamen so in den Kaukasus und drangen nach Asien ein.

Im übrigen bestehen bei ihnen folgende Bräuche. Von Göttern beten sie nur folgende an: die Hestia vornehmlich, dazu den Zeus und die Erde, indem ihnen die Erde für die Frau des Zeus gilt; dazu den Apollo und die himmlische Aphrodite, den Herakles und den Ares. Diese werden von allen Skythen verehrt. Die Hestia heißt auf skythisch Tabiti und Zeus, nach meinem Urteile wenigstens ganz trefflich, Papaios, die Erde Apia, Apollo Oitosyros, die himmlische Aphrodite Artimpasa, und Poseidon Thamimasadas. Götterbilder aber und Altäre und Tempel sind bei ihnen nicht gebräuchlich, außer für den Ares.

Die Skythen aber verhalten sich so: Sie haben keine feste Lager, keine festen Häuser, sondern nach Art der Nomaden gehen sie dahin, wo Wasser ist, da bleiben sie. Wenn sie von einem Rastplatz zum nächsten ziehen, schicken sie die Wagen mit den Kindern und den gesamten Hausrat voraus und lassen die Tiere, die Herden, mit den Jünglingen nachziehen; die Reiterei schützt alles. Für das Vieh wächst aber im Skythenlande das Gras, das unter allem, wovon wir wissen, am meisten Galle gibt: man kann es beim Öffnen des Viehes erproben, dass dem so ist. Mit den wichtigsten Dingen sind sie also wohl versorgt.

Die Skythen, die in den persischen Heeren dienen, die Saken, tragen auf dem Kopf aufrecht stehende, nach oben spitz zulaufende Mützen. Sie sind mit Hosen bekleidet und führen einheimische Bögen und Dolche sowie außerdem Äxte, die man sagaris nennt. Diese Skythen nennt man Amyrgische Saken; denn die Perser nennen alle Skythen Saken.

In einem Lager der Amyrgischen Saken lebte einst ein stolzes Ehepaar, der Mann Tokxaris und die Frau Aba. Denen war nur eine einzige Tochter mit Namen Amage, die zugleich ihr ganzer Stolz war; die galt als unermüdlich, aber auch als äußerst eigenwillig, ja sogar als abweisend und grob. Manche behaupteten gar, wenn man sie reizte, hätte sie ein Maul wie eine Haarefrau. Amage sollte nicht irgendeinen Krieger heiraten, sondern den schönsten, reichsten und tapfersten aus dem Stamm. So einen gab es, und er hieß Ateas. Amages Eltern sorgten dafür, dass beide verheiratet wurden. Den schönen Ateas kümmerte seine junge Frau nicht, so schön sie auch sein mochte, er wartete nur darauf, dass der Perserkönig, dem sie zu Heeresfolge verpflichtet waren, die Krieger der Amyrgischen Saken zu den Waffen rufen würde. Als der Ruf kam, zog Ateas los, ohne Amage ein Kind zu hinterlassen, wie es viele andere Krieger vor ihrem Aufbruch getan hatten.

Da es nun zu wenig Männer gab, wurde Amage von Ateas' Eltern dazu bestimmt, die Rinder der Familie zu hüten. Als einziges Kind ihres Vaters hatte sie früh gelernt, mit Rindern und Pferden umzugehen. Dabei sollte ihr Ateas' kleiner Bruder Skyles helfen, der noch viel zu jung war, um mit den Kriegern zu reiten. Außerdem kam der kriegsgefangene Sauromate Aripeithes dazu, der nur noch eine Hand hatte. Ihn hatten sie einem anderen Stamm abgekauft. Gemeinsam ritten sie zu den Herden. Aber der Sauromate sprach kaum, blieb für sich, sah oft in die Weite und kümmerte sich weder um Amage noch um Skyles. Jedoch er war ein begnadeter Reiter und hervorragender Rinderhirte, daran änderte auch der Verlust der linken Hand nicht. Mit der Zeit begann sich Amage über den schweigsamen Aripeithes zu ärgern. Sie überzog ihn mit Spott und Neckereien. „Woran erkennt man den Sauromaten? Einhändig und mundlos!“ Amage trieb einige kampfbereite Stiere auf ihn zu, wohl wissend, dass ihm zum Abwehren die zweite Hand fehlte. Er entkam, aber ein

Stierhorn erwischte ihn an der Hüfte. Wochenlang humpelte er und hatte Schmerzen. Aripeithes ertrug es. Amage lachte ihn zunächst aus, aber sie schien auch ein schlechtes Gewissen zu haben.

Eines Abends, als sie die Nacht bei der Herde verbringen mussten, begann Amage wieder mit ihrem Spott. Die Sauromaten seien zu dumm und zu stumm, um Lieder zu kennen. Sie forderte Aripeithes heraus: „Kannst du ein Lied singen oder wenigstens brummen?“ Der Sauromate sang von der Schönheit der Steppe seiner Heimat. Seine Stimme entfaltete eine Kraft, die den Jungen und Amage schier überwältigte. Aripeithes sang von einem Fluss, den er als Kind gekannt hatte, von Rindern, die ihn durchquerten, und er sang von Frauen, die in die Schlacht ritten, um Feinde zu töten. Amage hörte zu, bis ihr die Tränen über das Gesicht liefen. Sie sagte nichts; doch als er schwieg, reichte sie ihm ihr Wassergefäß. Zum ersten Mal sah er sie an.

Amage schämte sich, dass sie so oft über ihn gespottet hatte. In den folgenden Wochen suchte sie seine Nähe. Seine Lieder erzählten von der Weite seiner verlorenen Heimat, von der Schönheit der Natur und einer tiefen, fast schmerzhaften Melancholie. Amage ahnte: Im Herzen des Aripeithes brannte eine unauslöschliche Liebe zum Leben und zur Heimat. Sie verspürte Gefühle, die sie in ihrer Ehe mit dem stolzen Ateas nie kennengelernt hatte. Skyles, der beide beobachtete, bemerkte, dass sich etwas zwischen ihnen zu verändern begann, wenn er auch noch nicht verstand, was es war. Als Aripeithes von den sauromatischen Frauen und ihren Heldentaten sang, die mit ihren Männern ritten, jagten und kämpften, die gleiche Tracht trugen, und die nicht heirateten, bevor sie einen Feind getötet hatten, da wurde Amage geradezu verzaubert. Sogar Skyles bemerkte, dass Aripeithes nur für Amage sang:

Sauromatenabschied

Wohin trägt die Kriegerin ihr Geschick? Kein Weg bleibt frei von Tränen, wenn zwei Herzen scheiden. Sie zieht hinaus, es rufen Wurfspeer und Bogen – still liegt der See, als wollt er sie begleiten.

Zieh wohl, Krieger, und halte deinen Schritt! Was soll das Zagen, wenn Waffengeklirr ruft? Du schwingst dich auf dein Pferd, den Bogen zur Hand, kein Abschiedswort vermag dich zu halten; der Herbstwind rauscht, die letzten Grüße schweigen.

Wohin mag die junge Mannschaft das Leben tragen? Was zählen die Tränen, die Eltern vergießen? Denn ruft der Kampf, dann führt kein Weg zurück: Man grüßt zum Abschied – und muss weiter reiten, nur einmal noch geht der Blick zurück.

Amage hatte dem Lied zunächst regungslos wie eine Bildsäule gelauscht, dann bewegte sanft und sacht der Takt der Melodie ihren Körper. Skyles, der sie beobachtete, glaubte, sie sei in einer anderen Welt. Nur langsam kam sie wieder zu sich. Verändert von der Liebe, die sie in Aripeithes spürte, und von der Liebe, die sie selbst für Aripeithes empfand. Aber Amage teilte sich dem Sauromaten nicht mit und verschloss diesen Zauber und diese Liebe in ihrem Herzen. Sie wurde still, war in sich gekehrt.

Es geschah in einer Gewitternacht auf dem Feld, als die Welt unterzugehen schien: Der Wind heulte, der Regen peitschte, der Donner grollte, und wild zuckten die Blitze über den Himmel. Die Rinder drohten durchzugehen und im Hochwasser des Flusses zu ersaufen. Zwischen ihre Hörner zu geraten oder unter ihre Hufe, bedeutete den Tod. Stundenlang kämpften Amage und Aripeithes um

die Herde und um ihr Leben. Sie halfen einander, sie retten einander, sie wurden eins. Als es vorbei war und die Rinder gerettet, sagte eine völlig erschöpfte, aber glückliche Amage immer wieder: „Papaios hat uns gerettet.“ Dann schließlich sagte sie: „Artimpasa hat uns gerettet, die himmlische Liebesgöttin hat uns gerettet!“ So gestand Amage Aripeithes ihre Liebe, und der nahm sie fest in seine Arme. Sie küssten sich und wollten sich nicht mehr loslassen. Zum ersten Mal hatten beide zusammen gekämpft und gesiegt. Zum ersten Mal hatte Amage das Gefühl, dass ein Mensch ihren Stolz, ihre Lebenslust und ihren Freiheitsdrang verstand – jene Kräfte, die ihre Ehe mit Ateas und die strenge Zucht der Schwiegereltern bisher niedergehalten hatten. Auch Skyles wurde in diesen Wochen ein anderer: Er sah in Amage zum ersten Mal die Frau und nicht mehr nur die Schwägerin, die er neben den Rindern bewachen sollte, und wurde selbst von ihrer Schönheit gefangen. Nur Skyles wusste von der ebenso leidenschaftlichen wie stillen Liebe zwischen Amage und Aripeithes, aber er verriet sie nicht.

Als die ersten Krieger von dem Feldzug des Perserkönigs zurückkehrten, musste Amage zurück in den Herrschaftsbereich ihrer Schwiegermutter. Es wurde immer schwerer, Aripeithes zu treffen. Bald hieß es, dass auch Ateas, hoch geehrt und mit Beute reich beladen, zurückkehren würde. Die Lagerältesten beschlossen, das Lager abzubrechen und den heimkehrenden Kriegern entgegenzuziehen. Da traf Amage eine Entscheidung: Sie überredete Aripeithes zur Flucht. Sie stahlen Pferde und Rinder und verschwanden in der Steppe. Keiner in der Sippe verstand, wie eine junge Frau wie Amage mit einem Sklaven davonlaufen konnte. Sie schimpften: „Amage hat Schande über uns gebracht mit diesem Krüppel!“ Ateas dagegen vermisste Amage nicht. Er hatte sich mehrere kadusische Mädchen mitgebracht, die die Stelle seiner Frau einnahmen.

Vor der Flucht hatte sich Amage noch Skyles anvertraut, der sie maßlos für ihren Mut bewunderte. Später sollte Skyles der erste Amyrgische Saka werden, der ein Heldenlied auf eine Ehebrecherin dichtete, das die jungen Frauen so gerne sangen. Das Lied endete mit folgenden Worten: ‚Der Herbst hatte die Steppe rostbraun gefärbt. Unter niedrigen, vom Wind zerriebenen Wolken ritten zwei Menschen einer fernen Bergkette entgegen. Ihr Weg, ein alter Pfad der Saken, war vom Regen dunkel und weich geworden; links und rechts wuchsen Wermut und abgeknickte Gräser aus dem nassen Boden. Die Reiter entfernten sich und wurden nie wieder gesehen.‘

Dikka lobte den Mut einer Frau, die gegen die Ordnung ihrer Welt ihrer eigenen Liebe gefolgt war. Imilke sagte, dass sie Amage bewundere; ihre Liebe sei nicht bequem. Sie habe dafür Heimat, Sicherheit und Familie opfern müssen. Und Aia sagte: „Irgendwann will ich dahin reisen, wo Pferde sind. Und dann werde ich auf einem Pferd reiten wie Amage!“ Dann begleitete ich die Frauen in die Siedlung zurück. Dieses Mal kehrte ich bei Dikka ein.

Die siebte Nacht

Manchmal träumten wir des Tags in unserem Grab. Ich hatte von Tekmessa geträumt, deren Ehemann ich geworden war, die sich für mich geopfert hatte. Ich erinnerte mich an eine Geschichte, die ich in Priene gehört hatte, von der thessalischen Königin Alkestis. Erst in dem Moment, als ich Tekmessa verlor, wurde mir schlagartig klar, was sie für mich gewesen war. Aia konnte sich ihren Ehemann nicht aussuchen, ich konnte mir auch nicht vorstellen, dass es je so etwas wie Liebe zwischen ihnen geben würde. Aber Tekmessa erinnerte mich daran, was wir hatten, das tägliche

Leben, die tägliche Liebe. In dieser Nacht kam Aia mit Ligach, und Democharesкам dazu. Lauter junge Menschen, die das Glück, das die Ehe sein kann, das Glück, das ich mit Tekmessa erlebt hatte, nicht kannten. Sie kamen, sie setzten sich, ich begann.

Alkestis

Von Solon von Athen und Bias von Priene wird erzählt, sie seien unter den weisesten Männern ihrer Zeit gewesen. Als Solon einst Bias in Priene besuchte, feierte man ein Symposion; man aß, trank, sang und redete. Schließlich sollte jeder sagen, worauf er am meisten stolz sei.

Als Solon über den Reichtum zu sprechen begann, schwiegen die Gäste. Einige wollten schon lachen, denn sie wussten, dass er weder große Ländereien noch viel Gold besaß. Da fuhr er fort:

„Ihr habt gehört, dass ich den Reichtum rühme. Und ihr seht, dass ich weder viel Land noch viel Gold noch viele Sklaven habe. Dennoch behaupte ich: Reich ist nicht, wer viel besitzt, sondern wer das Seine recht zu gebrauchen versteht. Denn nicht im Besitz zeigt sich der Mensch am meisten, sondern in dem, was er tut.

Es gibt aber ein Gut, dessen Wert sich erst zeigt, wenn einer bereit ist, es hinzugeben. Davon erzählen die Thessaler in der Geschichte ihrer Könige.

Admetos, der Sohn des Pheres, herrschte in Pherai. Als Apollon, von Zeus gestraft, bei den Menschen dienen musste, nahm ihn Admetos auf und behandelte ihn gut. Zum Dank erwirkte der Gott bei den Moiren, dass Admetos dem Tode entgehen könne, wenn ein anderer sich freiwillig an seiner Stelle dem Hades übergeben würde.

Als der Tag kam, fragte Admetos Vater und Mutter, ob einer von ihnen für ihn sterben wolle. Sie weigerten sich: Sie hätten, sagten sie, die Sonne noch nicht genug gesehen. Auch unter den Freunden fand sich keiner. Da trat Alkestis, seine junge Frau, vor und sagte, sie wolle für ihn sterben. Niemand hatte sie dazu gedrungen. Sie hatte mit ihm das Haus geteilt; nun wollte sie auch sein Schicksal teilen.

Als sie gestorben war und man ihren Leib zur Bestattung rüstete, geschah das, weswegen ich euch dies erzähle. Persephone, die Herrin der Toten, ließ sie zu sich rufen und fragte, warum sie freiwillig hinabgestiegen sei in das Totenreich, obwohl sie hätte leben können.

Alkestis antwortete: Ihr Leben sei ihr nicht weniger wert gewesen als das ihres Mannes. Solange er aber lebe, könne sie ihm helfen; wäre er tot, so könne sie ihm nicht mehr beistehen. Und sie habe nicht den Tod gesucht, weil sie das Leben verachte, sondern weil sie den Mann liebe, mit dem sie ihr Leben geteilt habe.

Da bewunderte Persephone die Tat und erlaubte Alkestis, zu ihrem Manne zurückzukehren. Manche sagen, aus Mitleid. Ich aber glaube, aus Achtung. Denn nicht das Sterben ist das Wunderbare: Viele sterben wider Willen, und manche setzen ihr Leben leichtfertig aufs Spiel. Wunderbar ist, dass einer das Leben eines anderen so liebt, dass er es nicht geringer achtet als sein eigenes.

Admetos aber erkannte erst, als er Alkestis wiederhatte, was er an ihr besessen hatte. So war er arm gewesen, solange er reich war. Denn was nützt ein Gut, dessen Wert man nicht erkennt?

Ihr habt die Schönheit von Knaben und die Kunst von Tänzerinnen gepriesen. Das mag gut sein. Aber die Liebe zeigt ihre größte Kraft nicht darin, dass sie erfreut, sondern darin, dass sie über sich

selbst hinausführt. Und die eheliche Liebe zeigt sich nicht allein in einem großen Entschluss, sondern darin, dass einer dem anderen täglich beisteht, wenn niemand zusieht und kein Lohn winkt.

Von Alkestis erzählt man, weil ihre Tat selten war. Von der Hilfe aber, die gute Gatten einander täglich leisten, erzählt man wenig, gerade weil sie täglich geschieht. Und vielleicht ist das ihr schönster Ruhm. Wo einer den anderen begehrt und ihm zugleich Freund ist, da ist die Ehe vollkommen. Und Alkestis zeigt, wie weit die Freundschaft gehen kann, wenn das Begehren längst schweigt.“

Einige lachten und sagten, Solon rede so, weil seine Frau weit weg in Athen sei.

Bias aber sprach: „Du hast gut gesprochen, Solon. Dass einer für einen anderen stirbt, vermag auch ein Liebhaber, wenn die Not es verlangt. Doch die Liebe zeigt sich nicht nur im äußersten Augenblick. Sie zeigt sich auch darin, dass einer Tag für Tag für den anderen da ist, ohne Lob zu fordern und ohne seine Hilfe aufzurechnen. Wer liebt, will nicht nur selbst glücklich sein, sondern auch, dass der andere glücklich sei. Darin bin ich dem Admetos vielleicht überlegen: Ich hoffe, den Wert meiner Frau nicht erst dann zu erkennen, wenn ich sie verloren habe.“

Da lachten alle, und das Mahl wurde durch diese Rede nicht weniger heiter.

Als ich geendet hatte, konnte niemand etwas sagen. Democharesbegleitete die jungen Frauen in die Siedlung. Ich blieb zurück, allein mit der Erinnerung an Tekmessa.

Die achte Nacht

Für die achte Nacht hatte ich mich einer Geschichte aus Ephesos erinnert, die mir Pyrrha erzählt hatte. Manchmal dachte ich, dass die Liebe nicht erst dann ihr wahres Gesicht zeige, wenn sie erfüllt ist, sondern erst dann, wenn sie verloren gegangen ist. Tekmessa hatte mich das gelehrt.

Als ich erwachte, lag Schnee auf dem Hügel über meinem Grab, und der Wind hatte alle Wege weiß gemacht, so dass man die Lichter der Siedlung in der Ferne kaum sah. Ich dachte: Jetzt wird Thule still. Ein halbes Jahr liegt der Schnee auf den Häusern und auf den Hügeln, und keiner sieht mehr den andern.

Am folgenden Abend fand ich Aia nicht allein. Dikka und Imilke waren bei ihr, und Ligach hatte sich ebenfalls eingefunden. Sie saßen schon auf den Kissen, als ich den Raum betrat. Aia sah mich an, als hätte sie eine Frage auf der Zunge, die sie den ganzen Tag mit sich herumgetragen hatte. „Du hast uns gestern von einer Frau erzählt, die für ihren Mann in den Tod ging“, sagte sie. „Aber sag mir, Mantinias: Ist das Liebe, wenn einer stirbt und der andere weiterlebt? Oder ist es nicht vielmehr eine Schuld, die der Überlebende für immer mit sich herumtragen muss?“ Ich musste zugeben, dass ich darauf keine einfache Antwort wusste. „Vielleicht“, sagte ich, „ist Liebe nicht daran zu erkennen, was einer für den anderen auf sich nimmt, sondern daran, was beide miteinander zu teilen und wie beide miteinander zu leben vermögen. Aber heute will ich euch eine andere Geschichte erzählen.“

Da versprach ich ihnen eine Geschichte, die im Regen anfange und im Schnee ende. Und weil ich nie die diatonische, chromatische und enharmonische Tonfügung gelernt hatte, von denen Astraios sprach, machte ich erst ein Lied, mehr schlecht als recht:

Schnee fällt auf die Häuser, wo die Lebenden schlafen.
Schnee fällt auf die Hügel, wo die Toten liegen.
Keiner sieht den andern, keiner hört den andern,
nur der Schnee berührt beide, leise, wie er fällt.
Schlaf wohl, Haus, mit deinen Lichtern!
Schlaf wohl, Hügel, mit deinen Steinen!
Wenn der Frühling euch weckt, vermisst der eine den andern.

Aia fragte leise, was das Lied bedeute. Ich sagte: Es ist das Ende der Geschichte, die ich euch heute erzählen will. Wer sie ganz angehört hat, wird wissen, warum der Schnee auf beides fällt.

Artemidoros und Galateia

Oft kommt es vor, daß Männer und Frauen bei Anlässen, wo sie sich einer fröhlichen Stimmung und scherzhaften Laune überlassen, von Erinnerungen an ernsthafte oder gar traurige Begebenheiten überrascht werden. Genau das geschah vor langer Zeit in Ephesos, als der reiche Schiffsherr Damon an den Dionysien wie jedes Jahr ein Festmahl für Verwandte und enge Freunde gab. Damon freute sich auf den reich geschmückten Speisesaal, die Gäste und die kreisenden Weinbecher. Er hatte sich für das Fest Tänzerinnen und Tänzer und Flötenspielerinnen und einen Spaßmacher ins Haus kommen lassen.

Ausgerechnet Damons Sohn Artemidoros zeigte an diesem Tag überhaupt keine Lust, dem Schmaus beizuwohnen. Er hatte tags zuvor Nachricht erhalten, dass ein Schiff, für das er Verantwortung trug, auf dem Weg nach Naukratis gesunken war. Schiff, Mannschaft und Fracht verloren. Als der Vater sich aber merken ließ, daß er dessen Weigerung übel nehmen würde, entschloss er sich, ihm zuzusagen. Auch sollte er eine Rede halten. Seine junge Ehefrau Galateia war schon vorausgegangen, um bei den Festvorbereitungen zu helfen.

Artemidoros geriet in einen Regenguss. Im Hause seines Vaters angekommen, nahm die Sklavin Glauke ihm den Mantel ab. Sie sagte: „Alle anderen sind schon da.“ Glauke war hübsch, klug und frech. Artemidoros hätte sie gerne in seinem Haushalt gehabt. Da rutschte ihm die Bemerkung heraus, dass er sie, mit ihren schönen Brüsten wie Granatäpfel, gerne seiner Frau schenken würde. Und Glauke antwortete prompt: „Wie, genügt dir deine Frau schon nicht mehr, Artemidoros? Werden wir zu dritt im Bett sein?“ Das Mädchen sah ihn über die Schulter an, und ihre Stimme war bitter. Im Weggehen hörte er, wie sie sang:

Wie der süße Apfel sich rötet am obersten Zweig,
hoch auf dem höchsten; die Apfelpflücker haben ihn vergessen,
nein, nicht vergessen, sondern sie konnten ihn nicht erreichen.

Artemidoros fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg, als habe er einen Fehler begangen. Er ging hastig weg. Auf der Schwelle zum Saal blieb er stehen und ärgerte sich noch immer. Sogar, dass ihm der Duft von gebratenem Ziegenfleisch, Myrte und warmem Wein entgegenschlug, ärgerte ihn. Dabei war es nichts, freche Worte einer Sklavin, und doch hatte es ihn aus dem Gleichgewicht gebracht, und das gerade heute, da er an seine Rede zu denken hatte und an das verlorene Schiff.

Bei Tisch nahm Artemidoros neben seinem Vater Platz, einem eindrucksvollen Mann mit breiten Schultern und einem Gesicht, das vom Seewind gegerbt war; die übrigen setzten sich, wie es sich schickte. Neben Artemidoros saß seine Frau Galateia. Sie trug ein dunkelrotes Gewand, und ihr Haar fiel in schweren Locken über die Schultern. Sie galt als die beste Schwiegertochter und überhaupt als die schönste Frau der Familie. Sie war die Zierde dieses Festes. Galateia war von väterlicher wie mütterlicher Seite aus gutem Geschlechte. Der reiche Schiffsherr Philippos war ihr Vater und ihre Mutter Damophile eine Kusine des Damon. Damon und Damophile verabredeten und knüpften diese Ehe, die zur Erzeugung echter Kinder dienen sollte, unter Versicherung ihrer ganzen Erbschaft. Denn Galateia war das einzige Kind ihrer Eltern, und ihre Erbschaft würde dereinst das Vermögen des Artemidoros erheblich vermehren.

Galateias Schönheit schlug sogar ihren Ehemann in ihren Bann, wenn sie auch mit Schiffen und Geschäften konkurrieren musste. Denn von Natur aus ist etwas Königliches in der Schönheit, zumal wenn ihre Besitzerin sie mit solcher Schamhaftigkeit und Bescheidenheit wie Galateia zu verbinden wusste. Denn wie ein im Dunkeln plötzlich erscheinender Glanz sogleich alle Augen aufschauen macht, so zog auch die Schönheit dieser Dame die Blicke aller Anwesenden, Mann und Frau, auf sich, und in kurzem war keiner, der ihre Macht nicht auf diese oder jene Art in seinem Gemüt empfunden hätte. Galateia schien die Verkörperung der Aphrodite zu sein.

An denen, von welchen eine keusche Liebe Besitz genommen hat, zeigen sich die folgenden Erscheinungen. Ihre Blicke sind sittsamer, und sie bemühen sich, ihre Stimme sanfter zu machen und allen ihren Gebärden etwas edleres zu geben als gewöhnlich. Dass diese Kennzeichen der Liebe sich damals auch in Galateias Schwiegervater Damon beisammen fanden, blieb keinem, der in den Mysterien dieser Gottheit eingeweiht war, verborgen. Das war schon so, seit Damophiles Tochter eine junge Frau geworden war und sie Damon Onkel nennen durfte. Alle schmunzelten darüber.

Es herrschte also während des Essens zunächst eine allgemeine Stille unter den Gästen: Artemidoros dachte immer wieder an sein gesunkenes Schiff; er war ein Mann, der sich in Gesellschaft wohlfühlte, solange er wusste, was von ihm erwartet wurde. Er konnte über Preise und Schiffe sprechen, über die Abgaben an die Lyder, über die neuen Wege, die Kroisos in seinem Reich anlegen ließ. Alle anderen Anwesenden aber waren verzaubert von Galateia. Da wurde an die Tür geklopft, und der Türhüter meldete: Sosias, der Spaßmacher, sei draußen, um der Gesellschaft seine Dienste anzubieten, und lasse ihr wissen, dass er mit allem reichlich versehen sei, was dazu gehöre, um sich selbst bei einer wohlbesetzten Tafel zu Gaste zu bitten.

Wenn dem so sei, sagte Damon, wäre es doch wohl nicht artig, wenn wir ihm den Zutritt versagen wollten; er mag hereinkommen! Unter diesen Worten sah er zugleich Galateia an, um zu erforschen, wie sie den Spaß des Lustigmachers gefunden habe, der sich jedes Jahr neue witzige Worte ausdachte, um sich vorzustellen. Nimm also Platz, sagte Damon; denn meine Gäste hier sind, wie du siehst, mit Ernsthaftigkeit so überladen, dass sie allerdings des Lachens desto mehr benötiget sind. Sosias begann, Witze über leichtfertige Frauen zu machen, doch war Artemidoros der einzige, der glaubte, pflichtgemäß darüber lachen zu müssen – wie jedes Jahr. Den meisten und sogar dem Damon kamen Sosias' Worte im Angesicht der Galateia unpassend vor.

Sosias hörte plötzlich auf zu essen, zog seinen Mantel über den Kopf, und legte sich zurück. „Was soll das heißen?“, sagte Damon, „tut dir etwas weh?“ – „O gewiss“, erwiderte er mit einem schweren Seufzer, „und recht sehr weh, edler Damon! Denn wenn die Leute nicht mehr lachen

wollen, so ist es mit meinem Gewerbe aus. Sonst wurde ich ja bloß deswegen zu solchen Gastmählern geholt, damit ich die Gesellschaft durch meine Späße zu lachen machen und belustigen sollte: aber nun möchte ich wohl wissen, weswegen mich jemand ferner rufen lassen sollte?“ Indem er dies sagte, machte er die Gebärden und Stimme eines Menschen, der vor Weinen und Schluchzen kaum reden kann, so natürlich nach, dass die Anwesenden nicht umhin konnten ihm Trost einzusprechen und ihr Wort zu geben, dass sie wieder lachen wollten, während Lykophron, ein arkadischer Gastfreund des Damon, bereits über seine Wehklage in ein unbändiges Gelächter ausbrach. Dies tat seine Wirkung bei dem Spaßmacher. Sobald er lachen hörte, deckte er sein Gesicht wieder auf, ermahnte seine Seele getrost und sicher zu sein, dass es nie an fröhlichen Gelagen fehlen werde, und ließ es sich wieder besser schmecken als jemals.

Kaum war das Trankopfer gebracht, und der gewöhnliche Lobgesang auf Dionysos angestimmt, so ließ Damon einen Syrakuser hereinkommen, der eine geschickte Flötenspielerin, eine von den Tänzerinnen, die sich mit wunderbaren Kunststücken sehen lassen, und einen sehr schönen Knaben, der ungemein artig auf der Kithara spielte und tanzte, bei sich führte, mit deren Geschicklichkeiten er bei dergleichen Anlässen Geld zu verdienen pflegte und zum ersten Mal in Ephesos war.

Als sich das Mädchen auf der Flöte und der Knabe auf der Kithara hatten hören lassen, und beide den Zuhörern großes Vergnügen gemacht zu haben schienen, sagte Lykophron: „Ich muss gestehen, Damon, deine Bewirtung lässt nichts zu wünschen übrig; du begnügst dich nicht, durch ein untadeliges Gastmahl unserem Gaumen gütlich getan zu haben, du verschaffst auch noch unsern Augen und Ohren die angenehmste Befriedigung.“

Die Flötenspielerin fing nun an ihr vorzuspielen, und der Bursche mit den Reifen trat neben die Tänzerin, und reichte ihr deren wohl zwölf einen nach dem andern hin. Sie nahm sie, warf sie im Tanzen mit einem gewissen Schwung über sich, und wusste das Maß, wie hoch sie die Reife werfen durfte, so richtig zu treffen, dass sie, ohne aus dem Takt zu kommen, alle zwölf im Fallen wieder in die Hand bekam.

Als sie diesem Spiel eine Weile zugesehen hatten, machte Lykophron die Bemerkung: Er habe von seiner Ehefrau und auch durch das, was dieses Mädchen leiste, gelernt, dass die weibliche Natur an Fähigkeiten zu allem, was Kunst heißt, der Männlichen nichts nachgebe. Wer von uns also eine Frau habe, setzte er hinzu, mag sie immerhin alles lehren, was er seines eignen Vorteils wegen wünschet, damit sie verstehe, und kann sich des guten Erfolgs versichert halten. Und Damon rief: „Artemidoros, mein Sohn, hast du gehört?“

Nach dieser kleinen Unterbrechung wurde ein großer ringsum mit empor stehenden Degenklingen besetzter Ring aufgesetzt, zwischen welchen und über welche die Tänzerin sich mit rückwärts zur Erde gebogenem Kopfe überwälzte, so dass sie wechselsweise erst wieder auf die Füße, dann wieder auf den Kopf zu stehen kam. Das Kunststück sah so gefährlich aus, dass den Zuschauern Angst und Bange für das Mädchen wurde; sie aber machte ihre Sachen mit der größten Dreistigkeit und Sicherheit.

Als auch dieses Schauspiel vorüber war, wandte sich Lykophron gegen Damon und sagte: „Nun wird mir doch, denke ich, keiner, der dies mit angesehen hat, widersprechen, wenn ich behaupte, dass auch Mut und Herzhaftigkeit gelernt werden können, da dieses Mädchen, seinem Geschlechte zu Trotz, sich so verwegen in die Degenspitzen hineinstürzt.

Die Begeisterung über diese Tänzerin bewirkte, dass dem Wein mehr zugesprochen wurde. Nur Artemidoros tat nicht mit und nippte am Wein. Lykophron rief: „Sohn meines Gastfreundes, hast du etwas gegen die kreisenden Becher? Willst du Dionysos an seinem Festtag ärgern?“ Da antwortete Artemidoros: „Ich ehre Dionysos und bin keineswegs gegen das Trinken; im Gegenteil, der Wein hat wirklich die Kraft, auch die Seele anzufeuchten. So kann er alle Sorgen einzuschläfern, die Fröhlichkeit hingegen, wie Öl die Flamme, wecken und unterhalten. Welcher Seemann wüsste das nicht? Indessen dünkt mich, es hat mit dem menschlichen Körper dieselbe Bewandtnis wie mit dem Seewind. Dieser kann, wenn er zum Sturm wird, ein Schiff versenken. Fehlt der Wind, so bleibt das Schiff in einer Flaute hängen und Ladung und Besatzung können großen Schaden nehmen. Hält der Wind das richtige Maß, so ist allen geholfen. Darum sollten auch wir gerade nur soviel trinken, als uns genügt. So werden wir, nicht überwältigt vom Wein, sondern bloß seiner angenehmen Verführung nachgebend, uns zu den Spielen einer frohen Laune desto aufgelegter fühlen.“

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Und Damon rief wieder: „Hört meinen Sohn! So spricht ein wahrhafter Schiffsherr!“ Der Spaßmacher Sosias (um noch etwas von dem seinigen hinzuzusetzen) ermahnte die Schenken, nach der Weise geschickter Wagenlenker, die Becher fein hurtig um den Tisch herumzujagen, woran es dann diese auch nicht fehlen ließen. Inzwischen stimmte der Knabe seine Leier zur Flöte des Mädchens, und fing hierauf an zu singen, sich selbst auf seinem Instrumente begleitend. Er erhielt abermals große Lobsprüche von allen Anwesenden

Da wandte sich Damon an seinen Neffen Lysias: „Lysias, es lag deinem Vater, meinem Bruder, sehr am Herzen, dass ein tüchtiger Mann aus dir werden möchte, daher ließ er dich Homers sämtliche Werke auswendig lernen, erinnere ich mich richtig? Er hat sich das einiges kosten lassen.“

Ja“, erwiderte Lysias, „ich bin im Stande, die Ilias und die Odyssee von Anfang bis zu Ende aus dem Kopfe herzusagen. Und ich bin sehr stolz darauf. Ihr alle wisst ohne Zweifel, dass Homer, der gelehrteste unter den Dichtern ist, und dass seine Werke als ein Inbegriff aller menschlichen Wissenschaft und Kunst betrachtet werden können.“ Und Damon: „Bitte, Neffe, erweise deinem Onkel den Gefallen und rezitiere etwas, das zu unserem Gastmahl passt.“ Und Lysias begann ohne Zögern:

Als sie die Zelt' und Schiffe der Myrmidonen erreichten;
Fanden sie ihn, erfreuend sein Herz mit der klingenden Leier,
Schön und künstlich gewölbt, woran ein silberner Steg war;
Die aus der Beut' er gewählt, da Eëtions Stadt er vertilget:
Hiermit erfreut' er sein Herz, und sang Siegstaten der Männer.
Gegen ihn saß Patroklos allein, und harrete schweigend
Dort auf Aiakos' Enkel, bis seinen Gesang er vollendet.
Beid' jetzt gingen daher, und voran der edle Odysseus,
Nahten und standen vor ihm; bestürzt nun erhob sich Achilleus,
Samt der Leier zugleich, verlassend den Sitz, wo er ruhte.
Auch Patroklos erhob sich, sobald er sahe die Männer.
Beid' an der Hand anfassend begann der Renner Achilleus:
Freude mit euch! willkommen ihr Teuersten! Zwar ist gewiss Not!
Doch auch dem Zürnenden kommt ihr geliebt vor allen Achaiern.

Also sprach, und führte hinein, der edle Achilleus,
Setzte sie dann auf Sessel und Teppiche, schimmernd von Purpur.
Eilend sprach er darauf zu Patroklos, der ihm genaht war:
Einen größeren Krug, Menoitios' Sohn, uns gestellet;
Misch' auch stärkeren Wein, und jeglichem reiche den Becher;
Denn die wertesten Männer sind unter mein Dach nun gekommen.
Jener sprach's; da gehorchte dem lieben Freunde Patroklos.
Selbst nun stellt' er die mächtige Bank im Glanze des Feuers,
Legte darauf den Rücken der feisten Zieg' und des Schafes,
Legt' auch des Mastschweins Schulter darauf voll blühendes Fettes.
Aber Automedon hielt, und es schnitt der edle Achilleus;
Wohl zerstückt' er das Fleisch, und steckt es alles an Spieße.
Mächtige Glut entflammte Menoitios' göttlicher Sohn jetzt.
Als nun die Loh' ausbrannt', und des Feuers Blume verwelkt war;
Breitet' er hin die Kohlen, und richtete drüber die Spieße,
Sprengte mit heiligem Salz, und dreht' auf stützenden Gabeln.
Als er nunmehr es gebraten, und hin auf Borde geschüttet;
Teilte Patrokles das Brot in schöngeflochtenen Körben
Rings um den Tisch; und das Fleisch verteilete selber Achilleus;
Setzte sich dann entgegen dem göttergleichen Odysseus,
Dort an der anderen Wand, und gebot, dass Patroklos den Göttern
Opferte; dieser gehorcht', und warf die Erstling' ins Feuer.
Und sie erhoben die Hände zum leckerbereiteten Mahle.

Alle applaudierten, und neue Speisen, vor allem vom Schwein, wurden gereicht, offensichtlich hatten die Verse hungrig gemacht, und im Wein war weniger Wasser. Als alle noch einmal kräftig den Speisen zugesprochen hatten, rief Sosias: „Nun, da wir so lange zugehört und so viel gegessen haben, wäre es nicht eben gut, wenn wir alle zusammen sängen?“ Und damit stimmte er sogleich ein bekanntes Trinklied zu Ehren des Dionysos an. Als sie ausgesungen hatten, wurde eine Töpferscheibe für die Tänzerin hereingebracht, auf welcher sie allerlei Wunderdinge bewerkstelligen sollte. Doch da meldete sich Galateia, die sagte, sie wolle keine gefährlichen Kunststücke mehr sehen. Sie würde gerne ein Lied hören oder einen ungefährlichen Tanz sehen. „Da sprichst du, bei allen Musen, ein gescheites Wort, edle Frau“, versetzte der Syrakuser, „ich hoffe Euch ein Schauspiel zu geben, woran Ihr eure Freude sehen sollt.“ Der Syrakuser entfernte sich also unter allgemeinem Beifallklatschen aus dem Saal.

Bald darauf wurde ein Armsessel hereingebracht und aufgestellt, und nun trat auch der Syrakuser wieder herein und sagte: „Ihr Damen und Herren, Aphrodite ist im Begriff sich in ihr und Adonis’ Brautgemach zu begeben; doch die Nymphen bringen ihr schlimme Kunde mit einem Lied der Sappho.“ So begann der Wechselgesang zwischen den Mädchen:

DIE NYMPHEN

Der zarte Adonis stirbt, Kythereia.
Was sollen wir tun?
Wer wird noch lachen im Garten,
wenn er nicht mehr unter uns weilt?

APHRODITE

Schlagt euch an die Brust, Mädchen,
und zerreißt eure Gewänder.
Lasst euer Haar über die Schultern fallen,
ruft seinen Namen hinaus in die Nacht!

DIE NYMPHEN

Adonis, Adonis!
Wo ist dein roter Mund?
Wo sind die Augen, die leuchteten
heller als Sterne im Dunkel?

Die Rosen neigen die Köpfe,
die Myrte verliert ihren Duft.
Auf den Zweigen schweigen die Vögel,
und stumm ist die Flöte im Hain.

APHRODITE

Weint um ihn, Mädchen,
weint um den schönen Geliebten!
Denn auch ich, die Göttin der Liebe,
kann ihn dem Tod nicht entreißen.

Ich habe ihn geküsst,
ich habe ihn in meinen Armen gehalten.
Doch stärker als meine Umarmung
war das wilde Tier im Wald.

DIE NYMPHEN

O weh, o weh, Adonis!
Wer trägt dich nun heim?
Wer wäscht deine blutigen Wunden,
wer legt dir die Blumen aufs Haupt?

Nicht mehr wirst du tanzen
im Licht des goldenen Morgens.
Nicht mehr wirst du uns rufen
mit deiner hellen Stimme.

APHRODITE

Bringt ihn herbei, Mädchen,
bettet ihn auf das Lager.
Legt ihm Blumen zu Häupten,
streut duftende Kräuter auf ihn.

Doch klagt nicht ohne Ende:
Auch die Nacht weicht dem Morgen,
auch nach dem Winter erblüht
wieder die Rose im Garten.

DIE NYMPHEN

Adonis, Adonis!
Du gehst hinab in die Erde,
und wir bleiben zurück
mit dem Schmerz in unseren Herzen.

Aber wenn im Frühling
die ersten Blumen erwachen,
wenn die Tauben wieder girren,
dann denken wir wieder an dich.

APHRODITE

Weint um ihn, Mädchen,
denn schön war sein Leben.
Und schön ist die Liebe,
auch wenn sie dem Tod begegnet.

Lasst eure Stimmen erklingen,
bis über dem Meer die Sonne erscheint.
Adonis schläft unter den Blumen –
doch die Liebe stirbt nicht mit ihm.

DIE NYMPHEN

Adonis, Adonis!
Schönster unter den Schönen,
Geliebter der Kypris,
wir werden dich nicht vergessen!

Aphrodite saß auf dem Sessel, und die anderen Mädchen tanzten mit dem lebhaftesten Ausdruck verliebter Trauer um sie herum. während die Zuschauer ihr Wohlgefallen durch die lebhaftesten Zeichen zu erkennen gaben. Als aber Adonis am Ende des Liedes aus dem Totenreich zurückkehrte und zugleich Aphrodite mit sich aufhob, und nun beide das Schauspiel eines sich küssenden Liebespaars mit vielerlei Veränderungen und Gruppierungen darstellten; und die Zuschauer, selbst von der ausnehmenden Schönheit des Adonis und der Aphrodite entzückt, immer deutlicher sahen, dass die beiden Liebenden sich nicht nur so stellten, sondern sich wirklich in ganzem Ernst Küsse gaben, gerieten sie dermaßen außer sich, dass sie sich kaum länger halten konnten; zumal wie sie

den Adonis seine Aphrodite fragen hörten, ob sie ihn liebe, und diese es ihm mit solcher Innigkeit zuschwor, dass nicht nur er, sondern alle Anwesenden mitgeschworen hätten, der Knabe und das Mädchen seien wirklich in einander verliebt, so ganz und gar sah es nicht aus, als ob sie alle diese Stellungen und Gebärden bloß gelehrt worden wären, sondern als ob sie in vollem Ernst etwas, wonach sie sich schon lange gesehnt, zu tun im Sinn hätten.

Die ganze Zeit über hatte Artemidoros seine Frau unverwandt angeschaut. Die schöne Galateia saß da wie eine Bildsäule, den Kopf geneigt, als lausche sie auf etwas, das nicht aus dem Saal kam, sondern von weither. Sie hatte Tränen in den Augen. Und Artemidoros wusste nicht, was sie sah, was sie hörte, wo sie war. Galateia war ihm völlig fremd.

Nun sollte Artemidoros seine Rede halten: „Verehrte Gäste“, begann er. „Es ist ein alter Brauch in diesem Haus, dass einer von uns zum Ende des Mahls den Gastgeber preist, und ich bin, das weiß ich, nicht der Mann, der dafür bestimmt wäre, so viele Worte zu machen. Dennoch um des Vaters willen will ich es wagen, und so spreche ich. Wir Ionier rühmen uns, ein Volk der Fahrten und des Handels zu sein, der Gründer und Kaufleute. Aber es gibt eine Tugend, die älter ist als jede Fahrt und die wir selbst nicht erfunden haben: die Gastlichkeit. Zeus selbst schützt sie. Wenn ich mich in diesem Saal umsehe, glaube ich, die alten Gäste zu sehen, die hier saßen, als wir noch Kinder waren: Männer und Frauen, die nicht mehr unter uns sind. Wir wollen sie nicht beklagen. Wir wollen uns nur daran erinnern, dass sie gemeinsam mit uns zu Tisch saßen, und dass auch wir einmal Schatten sein werden. Aber ich spreche zu den Lebenden. Ich spreche von meinem Vater Damon, der so ein glänzendes Fest gegeben hat. Und ich sehe unter euch drei Frauen, von denen jeder, der Paris war, nicht wüsste, welcher er den Apfel geben sollte. Auf Eugippe, meine Mutter, auf Phainarete, meine Schwester, und auf Galateia, meine Frau! Mögen sie noch lange leben, mögen sie gesund und froh bleiben, und mögen sie wissen, dass wir ihnen dankbar sind für alles, was sie uns gegeben haben.“

Seine Rede wurde beklatscht; zugleich war sie das Signal zum Aufbruch. Auch Galateia und Artemidoros kehrten in ihr Haus zurück. Als sie sich zur Nacht betten wollten, fiel Artemidoros die merkwürdige Stimmung seiner Frau auf, sie stöhnte leise, kämpfte mit den Tränen. „Galateia“, sagte Artemidoros schließlich, „was ist mit dir?“ Aber da sie nicht antwortete, sondern nur dastand, als ob sie dem Regen zuhörte, fragte er sie noch einmal mit belegter Stimme. Da drehte sie sich um. „Das Lied“, sagte sie. „Das Lied vom Tod des Adonis. Es hat an mich gerührt, auch wenn die allermeisten Verse eher das Werk des Syrakusers waren.“

Einer Eingebung folgend, fragte Artemidoros: „Wer war dein Adonis?“ Galateia sah ihn durchdringend an: „Du hast ihn also verstanden.“ Und Artemidoros: „Ich habe das Lied verstanden. Aber ich weiß nicht, warum es dich so bewegt.“ „Er hieß Eumenes“, sagte sie. „Er lebte in Priene, wo ich eine Tante besuchte. Wir waren noch sehr jung.“ Er fragte: „War er dein Geliebter?“ Sie sah ihn an: „Er wollte es sein.“ Wieder fragte er: „Und du?“ „Ich wusste es nicht.“, antwortete Galateia. „Ich war ein Mädchen. Ich hatte Angst vor meinem Vater, vor meiner Familie und vor dem, was die Leute sagen würden. Eumenes war arm. Er hatte nichts als seine Stimme und seine Lieder. Er kannte alle Verse der Sappho. Und seit dem kenne ich sie auch.“ Sie schwieg eine Weile. „Immer wieder sagte ich ihm, dass wir uns nicht mehr sehen dürften. Er sagte, er würde eher sterben. Er hatte oft Husten. Er hatte oft Fieber. Als ich fortging, kam er in der Nacht vor das Haus meiner Tante. Meine Tante hörte ihn draußen singen, aber sie ließ mich nicht hinaus. Am nächsten Morgen

lag er vor dem Tor. Er war tot. Sie haben ihn an einer Straße vor der Stadt am Mykale begraben. Ich weiß noch, was er gesungen hat.“ „Was?“, fragte Artemidoros. Und Galateia rezitierte:

Du kamst, und ich hatte nach dir verlangt;
du hast mein Herz gekühlt,
das in Sehnsucht brannte.

„Hast du ihn geliebt?“, fragte er weiter.

Galateia lachte bitter. „Ihr Männer dürft vor der Ehe und auch während der Ehe Liebhaber und Geliebte haben. Niemand stört sich an eurem Umgang mit buhlerischen Mädchen, wenn ihr dem guten Ruf der Familie nicht schadet. Wundert es dich so sehr, dass auch ich liebte, bevor wir heirateten?“ „Aber du hast ihn nicht vergessen.“, sagte er. „Nein.“ Artemidoros stand auf und ging zum Kohlebecken. Die Glut war fast erloschen. Er legte ein Stück Holz darauf und sah zu, wie die Flamme langsam wieder aufflackerte. „Er war ein junger Mann“, sagte er, „und du warst ein junges Mädchen. Es ist lange her.“ „Ja.“ „Du hast ihn nicht verlassen, um ihm zu schaden.“ „Nein.“ „Du konntest nicht wissen, dass er sterben würde.“ Galateia blickte zu ihm auf. „Das weiß ich.“

Sie legten sich hin. Artemidoros konnte nicht schlafen. Er dachte an Galateia: War sie noch sein eigen, sein sicherer Besitz? Sollte er etwa seinen Anspruch auf sie mit einem toten Hungerleider teilen? Blass war sein Gesicht vor Angst, sie zu verlieren. Er hatte nicht von ihr gewusst, dass sie so geliebt worden war, und er wunderte sich über sich selbst, dass es plötzlich Raum für solche Gedanken in ihm gab. Er dachte an Eumenes. Er stellte sich den jungen Mann vor, wie er in jener Nacht vor dem Tor gestanden hatte, krank und allein. Artemidoros empfand keine Feindschaft gegen ihn. Eher eine Art Scham. Eumenes hatte geliebt, ohne etwas dafür zu erhalten. Er selbst hatte eine sehr schöne Frau, die mit ihm lebte, sein Haus teilte, seine Kinder gebären und eine große Erbschaft antreten sollte; alle, sogar sein Vater, wollten sie besitzen – und dennoch war das keine Liebe, sondern ein hervorragendes Geschäft. Vielleicht verband er die Worte Galateia und Liebe zu ersten Male miteinander.

Er stand vorsichtig auf und trat noch einmal in den Hof. Im Norden, wo die Berge sich gegen den Himmel erhoben, lag ein blasser Schimmer. Der Pion trug schon Schnee. Er stand lange im Hof. Dann ging er in das Schlafzimmer zurück und legte sich neben Galateia. Sie schlief bereits. Er berührte ihre Hand, was er sonst nie tat, vorsichtig, als fürchte er, sie könne im Schlaf erwachen und sich ihm entziehen. Draußen begann der Wind vom Berg herabzukommen. Er trug die Kälte des Schnees bis in die Straßen von Ephesos. Und während Artemidoros’ innere Stimme still wurde, gab es hoch oben auf dem Pion weiteren Schnee. Er glaubte, den Schnee leise über Ephesos fallen zu hören – leise, wie er auf die Gräber der Toten und die Häuser der Lebenden fiel, als trüge er allen das Ende ihrer Wege zu.

Als ich geendet hatte, schwiegen wir alle lange. Der Regen hatte aufgehört, doch draußen fiel nun Schnee, leise und fast unhörbar, als wollte er die Spuren der Nacht vor dem Morgen verbergen. Endlich sagte Aia: „Alle wollten sie besitzen. Nur der Tote hat sie geliebt.“ Und nach einer Weile fragte sie: „Und du? Wärst du für eine Geliebte vor die Tür getreten, im Regen, im Fieber?“

Ich habe lange gebraucht, um zu antworten, und dachte an Tekmessa. „Es gab eine Frau, die ist für mich gestorben“, sagte ich, „bevor ich prüfen konnte, ob ich es für sie getan hätte. Daran denke ich, wenn ich am Tag von uns träume. Artemidoros erkannte seine Frau, als sie schon einem Toten gehörte, dem Gedächtnis. Ich erkannte meine, als sie dem Hades gehörte. Du siehst: Ich erzähle diese Geschichte nicht für dich. Ich erzähle sie um meinetwillen."

Aia sagte: "Wenn mein Vater mich eines Tages einem Mann gibt, den ich noch nicht kenne, will ich darauf achten, wie er mich ansieht, wenn er nicht weiß, dass ich es sehe." Sie nahmen die Laterne und gingen den Hügel hinab. Beim Abschied rief ich ihnen zu, was die Dichterin von Lesbos gesagt hat: "Jemand wird sich unser erinnern, sage ich, auch in anderer Zeit."

Dann kehrte ich zurück in unser Grab. Der Schnee fiel noch immer. Er fiel auf die Siedlung, wo Aia schlief, auf die Häuser der Lebenden, und er fiel auf die Hügel, wo die Toten liegen, und auf das meine auch. Und zum ersten Mal seit Tekmessa war die Stille nicht kalt. Ich lag unter dem Schnee und hörte ihn fallen, auf alle Lebenden und alle Toten, und ich war nicht allein.

Die neunte Nacht

In der neunten Nacht kam Aia früher als sonst. Sie hatte keinen Spott für mich und auch keine herausfordernden Worte. Sie setzte sich auf ihren Platz, legte die Hände in den Schoß und sah eine Weile ins Feuer. Sie sagte: „Democharesund Ligach kommen nach! Ich möchte dich etwas fragen.“ „Was denn?“, antwortete ich. „Mantinias“, fragte Aia, „gibt es Länder, in denen Frauen reicher sind als Männer?“ Ich lachte. „Gewiss gibt es solche Frauen. Und es gibt Frauen, die über große Güter herrschen, während ihre Männer längst tot sind.“ „Und können sie dann auch heiraten, wen sie wollen?“, so Aia. „Das ist eine andere Frage“, sagte ich. „Manchmal ist es leichter, ein großes Vermögen zu verwalten, als über sein eigenes Leben zu bestimmen.“ Da erinnerte ich mich an eine Geschichte, die ich auf einer Schiffsreise gehört hatte. In diesem Moment traten Ligach und Democharesein. Sie sahen irgendwie glücklich aus.

„Eine solche Geschichte“, sagte ich, „habe ich auf einer Schiffsreise gehört. Sie handelt von einer Frau, die selbst über ihr Leben bestimmen wollte, und von einem Mann, der glaubte, es sei genug, sie zu lieben.“ Aia rückte näher an das Feuer. „Wer hat dir die Geschichte erzählt?“, fragte sie. „Ein älterer Athener. Er hatte lange in Ionien, Karien und Lydien Handel getrieben und war ein leidenschaftlicher Sammler von Geschichten. Aber er begnügte sich nicht damit, was ihm andere erzählten. Er suchte Menschen auf, die jene Personen gekannt haben sollten, und reiste an die Orte, an denen sich die Dinge zugetragen hatten.“ „Und wie hieß die Frau?“ „Kyllis.“ „So ähnlich wie deine Schwester!“ Ich nickte.

Kyllis und Alyattes

In Sardes gibt es viele Geschichten, die mit dem Fall des lydischen Königs Kroisos zu tun haben, der einmal als der reichste der Welt galt. Eine davon ist eine Liebesgeschichte, die von der stolzen Witwe Aryenis und ihrem Sohn Alyattes und der Gutsverwalterstochter Kyllis handelt.

Der persische König Kyros hatte nach der Eroberung die Burg von Sardes dem Tabalos, einem Perser, anvertraut, das Gold aber, das von Kroisos und den Lydern einging, dem Paktyes, einem Lyder, zur Verwaltung, und war selbst nach Ekbatana (wohin er auch den Kroisos mitnahm) aufgebrochen. Das war ein Fehler des Kyros; denn wer den Besiegten ihr eigenes Gold in die Hände gibt, gibt ihnen zugleich das Mittel, es gegen ihn zu gebrauchen. Denn Paktyes machte die Lyder abtrünnig von Tabalos und Kyros, ging ans Meer hinab und mietete, da er alles Gold aus Sardes in Händen hatte, Söldnertruppen und bewog die ionischen Küstenbewohner, mit ihm in den Krieg zu gehen. Dann zog er nach Sardes und belagerte den Tabalos, der in der Burg eingeschlossen war.

Als Kyros das unterwegs vernahm, fragte er Kroisos, ob es nicht besser wäre, seine Lyder in Knechtschaft oder gar Sklaverei zu versetzen. Darauf gab Kroisos folgende Antwort, aus Furcht, er möchte Sardes zur Wüste machen: „Mein König, folge nicht hemmungslos deinem Zorn, verwüste nicht eine alte Stadt, die sowohl am Vergangenen als am Gegenwärtigen unschuldig ist. Denn das Vergangene habe ich getan und die Vergeltung auf mein Haupt genommen; in dem jetzigen Fall aber ist Paktyes der Frevler, dem du Sardes anvertraut hast: Lasse ihn dafür büßen. Aber den Lydern schenke Verzeihung und verordne ihnen nur folgendes, damit sie nicht abfallen oder dir irgendwie gefährlich werden. Verbiete ihnen den Besitz von Kriegswaffen; dagegen lasse sie Röcke unter ihre Gewänder anziehen und sich Schnürstiefel anschnallen; endlich befiehl ihnen auch, daß sie zum Kitharaspielen und Harfenschlagen und zur Krämerei ihre Söhne erziehen. So wirst du sie bald, o König, aus Männern in Weiber verwandelt sehen und nicht zu fürchten haben, daß sie abfallen könnten.“

Kyros begrüßte den Vorschlag, ließ seinen Zorn fahren und versicherte, ihm folgen zu wollen. Hierauf berief er den Mazares, einen Meder, und trug ihm auf, den Lydern alles das zu gebieten, was ihm Kroisos vorgeschlagen hatte, dazu die andern alle in Sklaverei zu versetzen, die von den Lydern gegen Sardes gezogen waren, den Paktyes selbst aber unter allen Umständen lebendig zu ihm zu führen.

Paktyes aber wurde durch die Nachricht erschreckt, ein Heer komme gegen ihn heran, und flüchtete eilig in die griechische Polis Kyme. Den Aufstand der Lyder warf der Feldherr Mazares rasch nieder; als er den Paktyes mit seinen Leuten nicht mehr in Sardes fand, zwang er die Lyder, des Kyros Befehle zu vollziehen, und tatsächlich haben nach dieser Weisung die Lyder wenigstens in Sardes ihre ganze Lebensart geändert. Dies fiel den Besiegten nicht sonderlich schwer, denn die Lyder haben zuerst unter den Menschen, von denen wir wissen, geprägte Gold- und Silbermünzen gehabt, und bei ihnen gab es die ersten Händler.

Unter denen, die dem Paktyes gefolgt waren und auch für ihn kämpften, befand sich Alyattes. Sein Vater hatte dem Kroisos Pferde geliefert, als Reiterführer gedient und war vor dem Kriege gestorben. Zurückgeblieben waren ein angesehenes Haus, einige Güter und eine Witwe, Aryenis, die entschlossen war, beides zu erhalten. Alyattes verstand mehr von Pferden als von den Männern, denen er folgte. Er war mit den anderen ausgeritten, weil sie sagten, ein Lyder dürfe nicht untätig zusehen, während Fremde über Sardes herrschten; nun kamen die Fremden, und jene, die am lautesten gesprochen hatten, waren nicht mehr zu finden.

Bei einem Zusammenstoß mit persischen Reitern am Fuß des Tmolos wurde sein Pferd getroffen. Es stürzte und klemmte sein Bein ein, und als er sich befreit hatte, sah er zwischen den Bäumen einen Reiter herankommen. Er lief, stürzte und lief wieder, und erst als er sich unter niedrige

Eichenzweige gezwängt hatte, bemerkte er das Blut an seiner Hüfte. Bis zum Abend blieb er dort liegen. Später erzählte er, er habe im Dunkeln das Wasser gehört und sei ihm gefolgt; wie weit, wusste er nicht mehr. Er erinnerte sich an Steine, an denen er sich die Hände aufriss, an den Geruch feuchter Erde und zuletzt an ein Licht. Dann stand eine Tür vor ihm, und er schlug mit letzter Kraft dagegen, bis jemand öffnete und ihn hineinzog.

Das Gut, zu dem die Tür gehörte, lag oberhalb von Sardes, nicht weit vom Paktolos, wo er aus den Bergen tritt, und es gehörte jener Aryenis; sie war aber seit dem Fall der Stadt nicht mehr dort gewesen. Annas, der Verwalter, führte die Geschäfte, und seine Tochter Kyllis, damals zweiundzwanzig Jahre alt, kannte die Vorräte, die Herden und die Schulden der Pächter besser als er.

Bei den Lydern, so erzählt man, erwerben die unverheirateten Mädchen aus dem Volk ihre Mitgift, indem sie sich für Geld Männern hingeben. Sie treiben das fort, bis sie sich verheiraten wollen, und da statten sie sich selbst aus. Die Töchter der Vornehmen dagegen brauchen sich nicht selbst zu verdingen; häufig ist es der Verlobte, der die Mitgift aufbringt. Kyllis verweigerte sich dieser Sitte, war aber keine vornehme Dame. So blieb sie unvermählt und führte die Rechnungen des Hauses, kannte jeden Hirten und jeden Goldwäscher am Fluss und hatte noch keinen Mann gewollt.

Im Haus lebte auch Manes, ein alter Diener und Koch, einer von denen, die seit zwei Menschenaltern bei einer Familie bleiben und zuletzt mehr wissen als die Herren. Von ihm erzählt man einen Zug, der zur Art seines Volkes gehört. Zur Zeit des Königs Atys, so sagen die Lyder, kam eine große Hungersnot über das Land, und sie ertrugen sie eine Weile mit Geduld. Dann aber erfanden sie, um den Hunger zu vergessen, die Würfel, die Knöchel und den Ball, und sie spielten einen ganzen Tag, um nicht zu essen, und aßen am nächsten, ohne zu spielen; so hielten sie es achtzehn Jahre lang. Manes behauptete, sein Großvater habe die Würfel noch selbst geschnitzt. Ob er die Wahrheit sagte? Wer aber ein Volk kennt, das aus dem Hunger Spiele macht, wundert sich nicht, dass es auch das Geld erfunden hat.

Manes öffnete die Tür, als er das schwache Klopfen vernahm, hielt die Lampe tief und sah den jungen Mann, die zerrissene Tracht eines lydischen Reiters, das Blut, das bis auf den Fuß hinablief. „Das bringt uns den Tod“, sagte er. Hinter ihm stand Kyllis. „Dann holen wir ihn herein, bevor es jemand sieht.“ Sie zogen den Besinnungslosen schnell in die Küche.

Sie erkannten ihn erst, als sie ihm das Gesicht gewaschen hatten. Annas trat einen Schritt zurück: Es war der Sohn der Herrin. Und Kyllis sagte, die Herrin werde es ihnen danken, wenn sie ihn am Leben hielten. Sie legten ihn in einen Raum hinter der Küche, in dem Wollballen lagerten; Manes schnitt mit einem Messer den Stoff um die Wunde fort, und Kyllis hielt die Lampe, und als Alyattes zu schreien begann, schob sie ihm ein Stück Holz zwischen die Zähne und legte ihre Hand darüber.

Am vierten Tage kamen persische Reiter. Annas ging ihnen im Hof entgegen, und sie fragten durch einen Dolmetscher nach bewaffneten Flüchtlingen. Sie drohten, dass jedes Haus, das Flüchtige beherberge, niedergebrannt werde und seine Bewohner in die Sklaverei verkauft. Während sie sprachen, trat Manes mit Brot und einem Krug vor die Küchentür und sagte laut, wenn sie schon hier seien, sollten sie wenigstens essen. Kyllis saß bei Alyattes; er hatte das Hufschlagen gehört und wollte sich aufrichten, und sie legte ihm die Hand auf den Mund. Einer der Reiter kam bis an die Küche, und sie sah seine Füße unter dem Türspalt; er blieb stehen, rief etwas und ging wieder

hinaus. Die Perser aßen und ritten fort. Erst lange nachdem die Pferde nicht mehr zu hören waren, nahm Kyllis die Hand von seinem Gesicht. Er küsste die blutverfärbten Finger, und sie zog sie zurück. „Du hast Fieber“, sagte sie.

Der Fluss Paktolos kommt vom Tmolos herab und fließt an Sardes vorüber; er ist kein Strom, mit dem ein Hellene prahlen würde, und an manchen Stellen kann ein Mann ihn durchwaten, ohne sein Gewand hochzubinden. Aus seinem Sand aber gewannen die Lyder das Gold, auf dem der Reichtum des Kroisos und seiner Väter beruhte, und nahe am Ufer standen die Öfen, in denen das Metall vom Sand geschieden wurde. Daneben lag ein Heiligtum der Kybebe, der Göttin des Landes. Die Lyder verehren den Fluss. Auch wenn der Paktolos kein mächtiger Flussgott sein mag, beginnen die Goldwäscher ihre Arbeit nie, ohne einen Tropfen Wein in den Strom zu gießen.

Kyllis ging jeden Morgen vor Sonnenaufgang ans Ufer, sah nach den Wegen, sprach mit den Arbeitern und teilte aus, was von den Vorräten auf dem Gut gebraucht wurde. Seit der Niederlage waren Männer ausgeblieben, andere kamen zurück und verlangten Lohn für Angehörige, die nicht mehr lebten; ein Pächter hatte seine Ochsen verloren, ein anderer seine beiden Söhne, und beide baten um Aufschub. Wenn sie ins Haus kam, war Alyattes gewöhnlich wach und hörte auf ihre Schritte.

Anfangs fragte er nach Sardes, nach Paktyes, nach seiner Mutter. Später fragte er, ob der Mann mit den verlorenen Ochsen wiedergekommen sei. „Ja.“ – „Was hast du ihm gesagt?“ – „Dass er Saatgut bekommt.“ – „Mein Vater hätte ein Pfand verlangt.“ Kyllis stellte die Schale neben ihn. „Dein Vater hätte auch gewusst, dass ein Mann ohne Saatgut im nächsten Jahr nichts zurückzahlen kann.“ Er wollte etwas erwidern und ließ es. Nach einigen Tagen bat er um Kerbhölzer und eine Tonscherbe mit Kohle, rechnete lange und zeigte ihr dann, wie viel Getreide man bis zur nächsten Ernte würde abgeben können. Sie sah auf die Zeichen. „Du hast die Leute an den Öfen vergessen.“ – „Sie gehören nicht zum Gut.“ – „Ihre Kinder essen trotzdem.“ Am nächsten Tage brachte er ihr eine neue Rechnung.

Als die Wunde sich schloss, wollte er nicht länger liegen. Er wartete, bis das Haus still war, schob die Beine über den Rand und kam mit der Hand an der Wand bis zur Tür; dort ließ ihn das verletzte Bein im Stich. Kyllis fand ihn auf den Knien, und er schlug ihre Hand fort. Sie wartete, bis er zu fluchen aufgehört hatte. „Soll ich Manes rufen?“ – „Nein.“ – „Dann musst du mich anfassen.“ Er legte den Arm um ihre Schultern; sie war kleiner als er und kräftiger, als er erwartet hatte. Am nächsten Tage brachte sie einen Stock, der quer über ihren Händen lag. „Den hat Manes gemacht. Er behauptet, das Holz sei zu gut für dich.“ Da lachte Alyattes zum ersten Mal.

Am Gutshof stand eine braune Stute, die seit der Rückkehr aus der Schlacht niemanden an sich heranließ; sie trug unter dem Widerrist eine schlecht verheilte Druckstelle. Alyattes blieb außerhalb ihrer Reichweite und sprach leise, und wenn es Worte waren, so verstand Kyllis sie nicht; nach einer Weile senkte die Stute den Kopf. Er kam nun täglich, ließ den Sattel fortschaffen und zeigte dem Knecht, wie man die Stelle reinigt. „Bei ihr bist du geduldiger“, sagte Kyllis am Zaun. „Sie weiß nicht, weshalb es ihr wehtut.“ – „Du wusstest es auch nicht.“ Er sah zu ihr hinüber und strich der Stute über den Hals.

In jener Zeit geschah noch anderes, das auch zur Geschichte gehört. Eines Nachts kam ein Mann zum Gut, den die Lyder Daskylos nennen, ein Beauftragter des Paktyes, mit zwei Maultieren und

Säcken. Er hatte, so heißt es, den Auftrag, einen Teil des Schatzes zu retten, den der Aufstand gesammelt hatte, und er sprach mit Annas, und beide gingen im Dunkeln ans Ufer. Kyllis folgte ihnen, denn sie wunderte sich, dass ihr Vater einen solchen Mann kannte. Sie versenkten die Säcke in einem Abgrund unterhalb einer Felsbank, die nur der Verwalter und seine Tochter kannten. Daskylos ritt noch in derselben Nacht davon, und am nächsten Morgen fanden Hirten seine Leiche am Weg nach Sardes, mit persischen Pfeilen im Rücken. Von den Säcken sprach niemand mehr; Annas und Kyllis bewahrten das Geheimnis.

Eben diese Hirten waren es, die Kyllis später besuchten. Für die Bauern und Hirten des Landes war der Aufstand nicht ihre Angelegenheit; ihnen war wichtig, dass ihre Söhne gestorben, ihre Herden geraubt und die Abgaben erhöht worden waren; ihnen war gleich, wer den Tribut einnahm, wenn nur die Kinder und das Vieh am Leben blieben. Einer von ihnen hatte erfahren, dass so ein Edler hinter der Küche verborgen lag, und sagte es Kyllis, und er sagte, sein Sohn sei bei Sardes gefallen, und er wolle wissen, warum ein Edler leben solle, wenn sein Sohn tot sei. Kyllis antwortete nicht mit Worten. Sie gab ihm ein Lamm aus den Herden des Gutes, das, wie sie sagte, nicht ihr gehöre, das sie aber verantworten werde, und er solle es für seinen Sohn opfern. Der Hirt antwortete: „Für das Opfer nehme ich es. Meinen Sohn gibt es mir nicht wieder.“ Alyattes hatte alles vom Fenster aus gehört, und er sprach nie davon; aber seither rechnete er nicht mehr nach der Weise seines Vaters. Als Kyllis später kam, fragte er nach dem Namen des Gefallenen.

Später gingen sie abends zum Wasser hinunter. Alyattes setzte den Stock neben sich ins Gras, und Kyllis nahm die Sandalen ab und wusch den Staub von den Füßen. „Wenn du wieder reiten kannst“, fragte sie, „wohin wirst du gehen?“ Er brauchte lange für die Antwort. „Zuerst nach Sardes.“ – „Und dann?“ – „Ich weiß es nicht.“ Sie zog den Saum über die nassen Füße. Er nahm ihre Hand, ehe sie aufstand, und sie ließ sie ihm.

Von dieser Zeit erzählt man am Fluss Verschiedenes, in zwei Fassungen, einer derben und einer zarten. Die zarte Fassung erzählt nur von verstohlenen Küssen und innigen Umarmungen. Kyllis habe in jenen Tagen oft gelacht und sich Blumenkränze ins Haar gewunden, und Alyattes habe wieder angefangen, von Pferden zu sprechen. Und Kyllis habe später den Weg zum Ufer nicht mehr benutzt, auf dem sie gewöhnlich mit Alyattes gegangen war. Daraus lässt sich nicht alles erfahren. Doch auch nicht nichts.

Aryenis hatte zunächst in der Ruine ihres Hauses in Sardes auf die Rückkehr ihres Sohnes gewartet. Beschworen hatte sie ihn, sich nicht Paktyes anzuschließen, sondern das Unvermeidliche hinzunehmen. Alles vergeblich! Nun drohte die völlige Enteignung und sogar der Verkauf in die Sklaverei, weil sie die Mutter eines flüchtigen Bewaffneten war. Aryenis, die so stolz darauf war, dass ihr Mann aus der Familie des Königs Kandaules, den Sandoniden, stammte, die ihrem Sohn den Namen eines Königs gegeben hatte, die sich selbst fast für eine Art Königin hielt, nahm das nicht hin. Sie zog ihr schönstes Kleid an und ließ sich von ihrer Dienerin so zurecht machen, als ginge sie zu einem großen Fest. Alle, die sie an diesem Tage in Begleitung ihrer Dienerin in Sardes zur Burg schreiten sahen, bewunderten die schöne Frau in ihrer prachtvollen Erscheinung. So gelang es ihr, bis zum medischen Feldherrn Mazares vorzudringen.

Wortreich schilderte sie ihm ihr Elend und die Gefahren, die ihr als hilf- und schutzloser Witwe drohten. Nicht minder wortreich bat sie für ihren Sohn, den jugendliche Dummheit und Verführbarkeit gelenkt hätten. Sie wisse nicht, ob er noch lebe. Aber sie bitte auch für ihn um

Gnade, damit sie ihn suchen und heimholen könne, damit er Schirm und Schutz ihres Alters werde. Aryenis verwies auf die Gnade, die der große Kyros gegenüber vornehmen Frauen gezeigt habe, beteuerte, dass sie Mazares auch hochschätze, und erwähnte schließlich auch die Verwandtschaft mit König Kandaules.

Der Meder hatte sich alles geduldig angehört und die Frau genau angesehen. Er sagte abschätzig, auch die Mutter eines Aufrührers sei bestimmt eine Aufrührerin. Er ließ sich einige Listen auf Leder kommen. Er sagte, das Haus und die Güter am Tmolos und Paktolos gehörten eigentlich schon dem König. Ihr Sohn sei vielleicht tot, vielleicht schon gefasst. Und sie selbst, Aryenis, werde auf dem Markt einer ionischen Griechenstadt eine beachtliche Summe einbringen, um die er seinen König nicht bringen wolle. Kurz: Er hätte schon alles. Was könne sie ihm noch anbieten? Aryenis war totenbleich, brachte kein Wort heraus.

Mazares lachte und sagte, er hätte von einem merkwürdigen lydischen Brauch gehört, dass lydische Bräute sich ihre Mitgift als Huren verdienen müssten. Sie, Aryenis, sei noch nicht alt genug, um ohne Mann zu sein. Ob sie schon angefangen hätte, sich wieder eine Mitgift zu verdienen? Dann hieß Mazares die völlig betäubte Aryenis, ihm in sein Ruhegemach zu folgen. Als Aryenis sein Gemach wieder verließ, war Mazares in beinahe freundlicher Stimmung. Er entschuldigte sich dafür, dass er Aryenis nichts vom Gnadenerlass des Kyros für nachweislich unschuldige Angehörige von Aufrührern gesagt habe. Als Ausgleich wolle er ihren Sohn Alyattes begnadigen. Und als Vergütung für die geleisteten Dienste werde er ihr ganze drei Goldstücke geben. Immerhin sei sie ja nicht mehr die jüngste. Die Dienerin nahm Aryenis beim Arm und führte sie hinaus. Die Frau ging, ohne sich noch einmal umzusehen. Mit dem Bescheid, dass ihr Besitz unangetastet bleiben und ihr Sohn begnadigt werden solle, kehrte Aryenis nach Hause zurück. Die Dienerin verbreitete die Geschichte von der Gnade des Mazares in der ganzen Stadt.

Einige Tage lang empfing Aryenis niemanden. Dann machte sie sich wieder an die Arbeit. Das Wichtigste war, Einnahmen zu erzielen, um das Haus in Sardes wieder aufzubauen, und geschäftliche Beziehungen wiederherzustellen. Sie folgte der Einladung des Persers Tabalos und galt nun als Perserfreundin. Mit ihrer Dienerin und zwei griechischen Leibwächtern reiste sie auf die Güter, um zu zeigen, dass sie, die Herrin, noch lebe und die Abgaben einfordere. Dabei forschte sie auch nach ihrem Sohn.

Im Frühjahr kam Aryenis auf das Gut am Paktolos, dem Annas vorstand. Kyllis hörte zuerst die Räder auf dem steinigen Weg; dann trat ein Knecht in die Küche und meldete die Herrin. Sie stieg ohne Hilfe aus dem Wagen, in dunklem Gewand und mit einem Staubschleier vor dem Gesicht, und zwei Berittene, die sie begleiteten, warteten zunächst am Tor, während ihre Dienerin dem Annas einen Befehl des Persers Tabalos zeigte, mit dessen Ring gesiegelt. Als sie ihren Sohn sah, blieb sie stehen und erstarrte geradezu; er ging auf sie zu, noch immer ein wenig hinkend, und sie fasste ihn an beiden Armen, betrachtete sein Gesicht und zog ihn an sich. Lange sagte sie nichts. Kyllis wandte sich ab und ging in die Küche.

Man darf Aryenis nicht, wie manche Lyder es tun, eine Verräterin nennen. Die Stadt kannte nur die Gnade, die ihr widerfahren war; was sie dafür bezahlt hatte, wussten außer ihr nur die Dienerin und der, der es genommen hatte. Sie hatte den Krieg und den Aufstand überlebt und war dem Verkauf in die Sklaverei entgangen. Wie sie das erreicht hatte, sagte sie nie. Aryenis erklärte immer, dass man

den Fall eines Königs nur überstehe, wenn man dem neuen Herrn nicht nur diene, sondern nütze. Es ist die Gesinnung all derer, die alles verloren haben und nicht noch einmal verlieren wollen.

Am Abend ließ sie Kyllis rufen und fragte nach der Wunde, nach dem Fieber und danach, wer von Alyattes' Aufenthalt wisse; Kyllis antwortete, und Aryenis hörte aufmerksam zu. „Du hast ihm das Leben gerettet." – „Manes hat geholfen, und mein Vater." – „Das werde ich nicht vergessen." Dann entließ sie sie und bat ihren Sohn zu bleiben.

Sie habe in Sardes Vorkehrungen getroffen für den Fall, dass er noch lebe, und sei seither von einem Haus zum anderen gegangen, habe gebeten, gezahlt und sich Dinge anhören müssen, die sie ihm nicht wiederholen wollte; schließlich hätte sie einen kappadokischen Pferdehändler von königlicher Abstammung gefunden, der beste Geschäfte mit den Persern machte, bei ihnen in hohem Ansehen stehe und eine Tochter habe, für die er einen vornehmen lydischen Schwiegersohn suchte, um sein Geschäft in Sardes zu stärken. Er werde bei dem Kappadokier Pferde prüfen und Lieferungen beaufsichtigen, sagte sie, das könne er. Er sah auf ihre Hände: Die Ringe, an die er sich erinnerte, fehlten. „Was hat es gekostet?" – „Weniger, als es gekostet hätte, dich zu verlieren."

Am nächsten Morgen erklärte Alyattes seiner Mutter, er wolle Kyllis heiraten. Aryenis stand am Fenster und sah einem Mann zu, der im Hof Säcke auf einen Karren lud, bis er davongefahren war. „Ich habe dir einen Platz verschafft und einen Perserfreund gefunden, der für dich einstehen wird. Davon wusstest du nichts; du lagst hier." Er schwieg. Sie wandte sich um. „Ich habe um dich gebeten. Und ich habe alles getan für dich" – „Kyllis ist meine Zukunft." – „Kyllis zerstört deine Zukunft, deinen Stand, dein Ansehen." Nun verstand er.

Sie trat zu ihm. Die Frau habe ihn gesund gepflegt, dafür schulde man ihr Dank; aber er könne nicht warten, bis niemand mehr nach ihm frage. Der Mann, der ihn aufnehmen sollte, würde ihn nur wollen, wenn er unverheiratet sein werde: „Er nimmt dich als künftigen Schwiegersohn auf, nicht als Pferdeknecht. Wenn du Kyllis heiratest, fällt diese Verbindung fort." Und sie könne ihm nicht versprechen, dass andere, wenn die Ehe mit der Tochter des Kappadokiers nicht gelänge, die Heirat mit der Tochter eines Verwalters als Zeichen seiner Rückkehr in seinen alten Rang ansähen. „Sie ist nicht nur die Tochter eines Verwalters", sagte Alyattes. „Das weiß ich", sagte sie, „und ich weiß auch, dass du sie liebst. Aber du hast noch nicht begriffen, was es heißt, wenn ein Haus seinen Namen verliert und ein anderes ihm Schutz gewährt. Du kannst nicht allein entscheiden, was andere daraus machen." – „Ich könnte sie mitnehmen." Aryenis schüttelte den Kopf: „Als Dienerin und Buhle? Nicht in das Haus, das dich aufnehmen soll." Er sagte: „Dann bleibe ich hier." Und ging hinaus, bevor sie weitersprechen konnte.

Kyllis fand ihn bei der Stute; er hatte die Stirn gegen ihren Hals gelegt. „Du reist ab", sagte sie. Er sah auf: „Nein ... Ja ... Vielleicht ... Ich weiß es nicht." Seine Mutter habe so viel für ihn getan, seine Mutter habe so viel für ihn auf sich genommen. Sie habe sogar eine Zusage erhalten, er solle in Sardes Pferde beaufsichtigen. „Das wirst du gut können." – „Kyllis." Sie riss einen Halm aus dem Zaun und teilte ihn. „Hast du ihr von mir erzählt?" – „Ja." – „Und?" Er blickte zum Haus. Sie ließ die beiden Hälften fallen. „Du musst mir ihre Worte nicht sagen." Er griff nach ihrer Hand; sie entzog sie ihm nicht, schloss aber auch die Finger nicht um seine. „Ich könnte später …" – „Wann?" Er wusste es nicht. „Versprich es nicht, wenn du es jetzt nur sagst, damit ich dich ansehe." Da ließ er ihre Hand los. Kyllis fragte noch: „Kennst du Daskylos?" Alyattes schüttelte erstaunt den Kopf. Sie wog etwas ab, das er nicht sehen konnte. „Wenn du hierbleiben könntest mit mir zusammen,

ohne arm zu sein?“ Er hob den Kopf: „Was meinst du?“ Sie sah ihm in die Augen. Er wusste nicht, wovon sie sprach. Dann schüttelte sie den Kopf. Und er ging.

In dieser Nacht schlief keiner von beiden viel. Manes hörte Alyattes im Hof gehen, und Kyllis lag in ihrer Kammer und sah den hellen Streifen unter der Tür, bis auch in der Küche die Lampe erlosch. Sie dachte an Alyattes, an den Schatz im Abgrund, den sie nicht angerührt hatten, an ein anderes Leben ...

Vor der Abreise ließ Aryenis Kyllis in die Vorratskammer kommen, in der es nach Wolle und trockenen Kräutern roch; das Bett, in dem Alyattes gelegen hatte, war fortgeräumt, und an der Wand stand noch der Schemel, auf dem Kyllis während seines Wundfiebers gesessen hatte. Aryenis legte einen Beutel und drei Goldmünzen auf die Truhe. „Das Silber ersetzt, was ihr für ihn aufgewendet habt. Das Gold ist für dich. Du sollst nicht ohne Mitgift bleiben.“ Und als Kyllis nichts sagte: „Ich weiß, dass man so etwas nicht bezahlen kann.“ – „Warum gebt Ihr es mir dann?“ Aryenis sah zum Schemel hinüber und antwortete nicht gleich. „Weil du etwas haben sollst. Und weil ich nicht möchte, dass du glaubst, dein Dienst an meinem Sohn sei vergessen.“

Kyllis löste die Schnur. In dem Beutel lagen einige Silbermünzen, einige mit dem Bild von Löwe und Stier, wie Kroisos sie hatte schlagen lassen, andere abgeschliffen und dunkel vom Gebrauch. Sie schloss den Beutel wieder. Dann nahm sie die drei Goldstücke an sich und barg sie in ihrer Faust. „Hat er Euch darum gebeten?“ – „Nein.“ Kyllis nickte und ging an ihr vorbei.

Im Hof stand Alyattes neben dem Wagen. Als er sie kommen sah, machte er einen Schritt auf sie zu, sah den Beutel in ihrer Hand und blickte zur offenen Tür der Vorratskammer, in der seine Mutter stand. „Kyllis“, sagte er. Sie ging weiter. Manes stellte den Korb ab, den er trug, und folgte ihr bis zum Tor; von dort sah er, wie sie den unteren Pfad zum Paktolos nahm.

Das Wasser stand hoch vom Regen in den Bergen. An der Felsbank unterhalb des Gutes, derselben, unter der die Säcke des Daskylos lagen, war es dunkel und tief. Kyllis kniete nicht nieder. Sie stellte sich auf einen flachen Stein, öffnete ihre Faust und nahm eine Goldmünze. Manes rief ihren Namen. Sie warf, und die Münze traf das Wasser mit einem kleinen Laut; die nächste fiel näher ans Ufer, und Kyllis trat weiter vor, bis das Wasser über ihre Sandale lief. Dann warf sie die dritte. Manes kam nicht näher und wartete. Den Beutel mit den Silbermünzen gab sie an Manes und ging vorbei an ihm zum Haus zurück. Der Fluss Paktolos, der das Gold aus dem Berg trägt, hatte es wieder aufgenommen.

Alyattes wartete noch im Hof, und als sie an ihm vorüberging, sagte er nichts, und sie auch nicht. Aryenis befahl der Dienerin aufzusteigen. Ihr Sohn setzte den Fuß auf die Stufe und hielt sich an der Seitenwand fest und blickte noch einmal zum Haus, doch Kyllis war nicht zu sehen. Einen Augenblick blieb er stehen; dann stieg er ein. Manes hob den Stock auf, den Alyattes am Tor hatte stehen lassen, und lief dem Wagen einige Schritte nach. Vergeblich.

Alyattes heiratete die Kappadokierin und wurde ein erfolgreicher Pferdehändler. Als der große Kyros gegen die Massageten unter Königin Tomyris zog, begleitete Alyattes mit vielen Pferdeknechten die persische Armee, um Beutepferde zu kaufen. Das letzte, was man von ihm sah, war der verzweifelte Versuch, sich mit seinen Leuten den Weg durch die massagetische Umzingelung frei zu kämpfen. Seine Mutter betonte stets, ihr Sohn sei zusammen mit König Kyros

gefallen. Sie zeigte dabei eine Haltung, die der Mutter eines Spartiaten, der auf dem Schild zurückgekommen war, Ehre gemacht hätte. Manche sagten, das hätten diese Perserfreunde verdient.

Kyllis blieb auf dem Gut. Nach dem Tod ihres Vaters setzte Aryenis sie als Verwalterin ein und ließ sie die Geschäfte weiterführen; Kyllis kannte die Maße der Felder und die Grenzen der Weiden, und die Arbeiter kamen zu ihr, wie sie zuvor zu Annas gekommen waren. Die Leute erzählten, sie habe keinen anderen Mann mehr angesehen.

Weiter wird erzählt, sie sei am Morgen nach der Abreise früh aufgestanden. Manes habe vor der Küche gesessen und einen Korb ausgebessert. „Brauchst du etwas?“, habe sie gefragt, und er habe den Kopf geschüttelt. Am Fluss hätten die Männer ihre Arbeit schon begonnen, und einer habe die Hand zum Gruß gehoben. Kyllis sei bei ihm stehen geblieben und habe gefragt, ob der Regen die Böschung beschädigt habe; er habe ihr eine Stelle gezeigt, an der Erde abgerutscht war, und sie habe versprochen, Männer zu schicken. Dann sei sie ein Stück stromaufwärts gegangen, habe sich auf einen Stein gesetzt, Wasser mit beiden Händen geschöpft und sich das Gesicht gewaschen. Es sei kälter, als sie es in Erinnerung habe, habe sie laut gesagt. Als sie ins Haus zurückkam, stand das Essen auf dem Tisch, und Manes hatte die Schale zugedeckt, damit es warm blieb. Sie setzte sich, und nach einer Weile bat sie ihn, ihr das Brot zu reichen.

Dies ist, was man sich über Alyattes und Kyllis in Sardes erzählt. Ob es sich so zugetragen hat, mögen andere prüfen. Die Stelle am Fluss, wo ein Schatz liegen soll, zeigt man Reisenden gerne. Sie ist unscheinbar. So hat es mir der Athener erzählt, und die Stelle am Fluss hat er selbst gesehen.

Aia schwieg wieder eine Weile. Dann sagte sie: „Die drei Goldstücke. Hatte die Mutter die Goldstücke der Kyllis gegeben, die sie von Mazares bekommen hatte?" Ich sagte: „Ja." Aia: „Und Kyllis hat sie zurückgeworfen." Ich sagte: „Ja." Ligach sagte nachdenklich: „Ein Fluss gibt kein Gold zurück.“

Als die beiden Frauen mit Democharesgegangen waren, blieb ich noch etwas am Feuer sitzen. Ich dachte an Kyllis und an die drei Goldstücke, die sie dem Fluss zurückgegeben hatte. Ich ging noch zu Dikka, denn ich wusste, dass sie die Nacht durchwachte, da Lämmer kamen. „Wieder eine traurige Geschichte?“, fragte sie. „Ja.“ Sie legte mir die Hand auf die Schulter. „Du erzählst immer von Menschen, die etwas verlieren.“ „Vielleicht“, sagte ich, „weil ich selbst etwas verloren habe.“ Sie fragte nicht weiter. Ich legte mich neben sie in die Dunkelheit und hörte den Wind über den Hügel streichen. Am nächsten Morgen würden die Thuliten wieder ihre Schafe auf die Weiden treiben, wenn das Wetter es erlaubte. Ich würde längst vor Sonnenaufgang in unser Grab geeilt sein. Und irgendwo weit im Süden würde der Paktolos weiterfließen und sein Gold aus den Bergen tragen.

Die zehnte Nacht

Als ich im Grab erwachte, biss mich sofort die Kälte. Auch du, Schwester Derkyllis beklagtest dich über die Kälte und die Stille. Schon seit vielen Nächten verschluckt der Schnee alles Geräusch; nun klopfte es durch die Bretter, fein und unregelmäßig, als wollte jemand ohne Eile eingelassen werden. Die Hände taten mir weh, als ich das Holz beiseiteschob. Draußen roch die Luft nach

Schnee, und ich schaute in das Gesicht von Imilke. Sie habe nur einmal sehen wollen, wie wir Nachtmenschen aufwachen. Wir gingen in unser Quartier.

Aia kam mit Ligach und Democharеs, und Dikka folgte ihnen mit einem Krug warmen Kräutersuds, der die Glieder und die Gedanken lösen sollte. Aia setzte sich auf ihren Platz und sprach, noch ehe der Sud eingeschenkt war, so beiläufig, wie man vom Wetter spricht: „Mein Vater hat den Tag bestimmt. Wenn der Mond die Bucht kreuzt, heiratet Aia.“ Niemand antwortete. Ligach sah in ihren Schoß, Democharеs auf das Feuer. Dikka goss Imilke von ihrem Sud ein.

„Dann sind es nur noch wenige Nächte“, sagte ich. „Zwei“, sagte Aia, „wenn du sie zählst, wie du sie zählst.“ Sie nahm den Becher nicht. „Ligach sagt auch, deine Geschichten gehen alle schlecht aus.“ „Das habe ich nicht gesagt“, sagte Ligach. „Ich habe gesagt, die letzten.“ „Die letzten“, wiederholte Aia. „Du erzählst nur von Toten, Mantinias.“

„Ich liege tagsüber in einem Grab“, sagte ich. „Wovon sollte ich sonst erzählen?“ Imilke lachte so laut, dass Ligach zusammenfuhr, und Dikka sagte, so sei es, er sei ein schlechter Schäfer, der seine Lämmer immer an den Rand der Klippe treibe. Aber auch ich hatte etwas gehört, das mir nicht gleichgültig war: Dass Aia sich eine Geschichte wünschte, die gut ausging, und es nicht aussprach.

„Heute“, sagte ich, „erzähle ich euch eine, die an einem Grab beginnt und gut endet. Ich habe sie in Priene gehört, von einem alten Mann, der sie von den beiden selbst erfahren hatte.“ „Beweise es“, sagte Aia. Ich erzählte sie so, wie ich sie dort gehört hatte, nämlich als Wanderer, der an einem Abend in eine fremde Stadt kommt.

Kalonike und Chairephon

Es war schon spät, als ich nach Priene kam, und hoch über mir zog ein weißer Falke seine Kreise. Obwohl ich in Eile war, hielt ich an einem eindrucksvollen Grabmal, auf dem stand: Kalonike und Chairephon aus Athen. Weiter stand da:

„Kalonike, die du mit mir gelebt und deinen letzten Atem an meiner Brust ausgehaucht hast, einst Quelle meiner Freude, jetzt Ursache meiner Tränen: Du Reine, Vielbeweinte, warum schläfst du den traurigen Schlaf? Du, die du niemals dein Haupt von der Brust deines Mannes genommen hast – nun hast du Chairephon verlassen, der ohne dich nicht mehr lebt.“

Ich hatte es mir zur Gewohnheit gemacht, in der Stadt, in die ich kam, nach auffälligen Grabdenkmälern zu fragen. Also fragte ich in einer Weinschänke, in der ich auch übernachten wollte, nach Kalonike und Chairephon aus Athen. Da trat ein alter Mann auf mich zu. „Du fragst mit großem Ernst, Fremder“, sagte er. „Das gefällt mir. So will ich dir sagen, was kein Dichter besingt, weil er es nicht wissen konnte. Aber ich habe sie gekannt, und mir haben sie ihre Geschichte erzählt.“

Wir setzten uns in den Hof der Weinschänke, wo ein dürrer Feigenbaum seine letzten Blätter fallen ließ, und der Alte erzählte, und ich gebe es wieder, so gut ich es behalten habe.

In Athen standen sich seit Jahren zwei mächtige Häuser gegenüber: das Geschlecht der Peisistratiden, das die Herrschaft über die Stadt an sich gebracht hatte, und das der Alkmaioniden, eines der vornehmsten und reichsten Geschlechter Attikas. Zwischen ihnen herrschten Misstrauen und Feindschaft, und der alte Makel, der auf den Alkmaioniden lastete, gab jedem neuen Streit

Nahrung. Jeder wusste um den kylonischen Frevel und seine Folgen, Verbannung, Hass, Morde; die Feindschaft war so tief in das Gedächtnis der Familien eingegangen, dass selbst die Kinder auf der Straße, sobald sie einen aus der anderen Familie erblickten, die Fäuste ballten. Besonders die Alkmaionidai wurden als die ‚Mordbefleckten' gescholten, die ein Miasma über die Polis gebracht hätten.

Diese Mordbefleckten kamen in Athen auf folgende Art zu dem Namen. Es war ein Mann in Athen, Kylon, ein Olympiasieger; der strebte vermessen nach der Tyrannis, denn er war der Schwiegersohn eines Tyrannen. Daher sammelte er eine Schar von Genossen und versuchte, sich mit diesen der Burg zu bemächtigen, konnte es aber nicht durchsetzen und saß nun als Schutzflehender am Bilde der Göttin Athene Polias. Von diesem entfernten sie die Prytanen der Naukraren, die damals Athen verwalteten, indem sie ihnen wenigstens das Leben verbürgten; aber auf den Alkmaionidai haftet die Beschuldigung, sie trotzdem ermordet zu haben. Das geschah vor der Zeit des Peisistratos und lag nun fast zwanzig Olympiaden zurück.

Chairephon, ein jüngerer Spross des Hauses der Peisistratiden, war ein Jüngling von sanftem, fast schwermütigem Wesen. Er liebte die einsamen Stunden, in denen er hinaus in die Chora ging und den Abendvögeln lauschte; und doch war in ihm eine Glut verborgen, die, sobald sie entfacht wurde, weder Maß noch Schonung kannte.

Kalonike aus dem Geschlecht der Alkmaionidai war schon sechzehn Jahre alt und durfte das Haus kaum noch verlassen. Sie hatte noch die stillen Augen eines Kindes, und wenn ich sage, dass sie schön war, so sage ich zu wenig und zugleich zu viel, denn was die Leute an ihr rühmten, war weniger die Regelmäßigkeit der Züge als eine gewisse gesammelte Stille, mit der sie dastand, wenn sie etwas ansah, und die den Beschauer glauben machte, es gebe in dem, was sie ansah, mehr zu entdecken, als er selber gemerkt hatte. Sie sprach wenig; aber wenn sie sprach, kamen ihre Worte gerade und ohne Umschweife mit jener klaren Bestimmtheit, die oft Menschen kennzeichnet, deren Schicksal früher kommt, als sie es begreifen können.

In diesem Sommer fand in Athen ein großes Fest statt, die Großen Panathenäen. Die Stadt sah an diesen Tagen anders aus. Man hatte in der Nacht die Gassen gefegt und die Brunnen mit Kränzen behangen; aus Ionien, von den Inseln, selbst aus dem feindlichen Sparta kamen die Fremden herauf, überall Feierstimmung, als wäre die Stadt nicht voll von Groll und altem Blut. Der Höhepunkt aber war der große Festzug vom Dipylon über die Panathenäische Straße zur Akropolis, um ein neues, reich besticktes Gewand, einen Peplos, für die hölzerne Statue der Athene zu übergeben.

Im Morgengrauen ordnete sich der Zug am Dipylon. Die Rinder mit den vergoldeten Hörnern standen unruhig im Staub, die Reiter hielten ihre Pferde kurz, und die Greise mit den Ölzweigen suchten einander in der Menge. An der Spitze aber, noch vor den Opfertieren, schritt Kalonike als Kanephore. Dass man ihr das Amt gegeben hatte, war in der Stadt ein Gespräch gewesen. Manche Anhänger des Peisistratos hatten gegen ihre Wahl Einspruch erhoben. Eine Tochter des Geschlechts, auf dem seit Generationen der Makel des kylonischen Frevels laste, eine Mordbefleckte, sei nicht würdig, den Opferkorb der Göttin zu tragen. Doch die Alkmaionidai waren zu mächtig, und ihre Gegner wussten, dass sie einen solchen Streit nicht ohne Gefahr führen würden. Und nun kannten alle Kalonikes Namen.

Kalonike war eine Jungfrau von stiller, beinahe herber Schönheit. Ihr dunkles Haar war in kunstvollen Flechten am Hinterkopf zusammengelegt. Unter dem Korb trat ihr schmales, helles Gesicht hervor; die Stirn war hoch, die Nase gerade, das Kinn fein geformt. Sie war schlank und von kräftigem Wuchs und hatte eine wohlproportionierte Gestalt, die das Kleid aus feinstem Linnen, das sie trug, noch betonte. Der Chiton fiel bis auf die Knöchel und bewahrte in schmalen Falten die Ruhe ihres Schrittes, und über den Schultern lag ein leichtes Manteltüchlein, ein Himation, das der Morgenwind bewegte. Um den Hals hing ihr, nach altem Brauch, eine Kette aus getrockneten Feigen. Auf dem Kopf aber, flach und rund, mit Binden und Blüten geschmückt, ruhte der Korb, der Kanoun, in dem die Opfergerste lag, und unter der Gerste verborgen, damit die Tiere es nicht sehen und nicht scheuen, das Messer des Opferpriesters. Beide Hände hielt sie leicht erhoben, den Hals gerade, die Augen auf einen Punkt gerichtet, der weit über den Köpfen der Menge lag; denn eine Kanephore, die zittert oder sich neigt oder sich umsieht, bringt, so glaubt man, der Stadt ein schlimmes Jahr.

Da sah Chairephon die Kalonike unter den Jungfrauen im Festzug zum ersten Mal. Vielleicht schoss Eros einen Pfeil, bestimmt aber schleuderte Zeus einen Blitz. Ihr Anblick hätte selbst bei alten Männern das Feuer der Liebe wieder entflammen können! In Chairephon wütete ein alles verzehrende Feuer der Liebe, und jede Haarsträhne Kalonikes, jede Falte ihres Gewandes, jedes Blitzen ihrer Augen nährten es.

Hinter Kalonike ging, mit dem Klappstuhl der Herrin und mit dem Gesicht einer Frau, die den ganzen Weg lang Gebete und Verwünschungen im Wechsel murmelt, die alte Amme. So stieg sie die Burg hinauf, Schritt um Schritt, und die Menge, die sonst jedes Gesicht kommentiert, schwieg. Es ist wunderlich, aber der Alte beschwor, es sei wahr: Man habe in diesem Augenblick keinen Laut vernommen als das Klappern der Feigen und den Atem der Rinder. Hoch über dem Heiligtum kreiste ein weißer Falke und schien den Zug zu begleiten.

Anschließend fand ein großes Opferfest mit einer Hekatombe von 100 Ochsen sowie ein gemeinsames Mahl statt. Es war ein glänzender Abend; überall brannten Öllampen, und überall hatte man Tafeln gedeckt. Dort, wo die Vornehmen tafelten, war die Akropolis sogar mit Teppichen ausgelegt. Chairephon war, von Freunden überredet, zum Festmahl gegangen, etwas verkleidet und gegen den erklärten Willen seines Vaters. Bis dahin hatte ihn noch der Liebeskummer wegen der Hetäre Myrrha geplagt. Er war zum Festmahl gegangen, um einen Blick auf die Mädchen und jungen Frauen zu werfen, vielleicht ein Lied zu hören, vielleicht eine von den schönen Jungfrauen aus dem Festzug wiederzusehen. Nun stand Chairephon völlig verändert abseits im Schatten, und seine Augen suchten nur sie, Kalonike.

Sie stand unter einem Segel aus Leinwand, halb im Schatten, halb im Schein der Öllampen. Als sie seinen Blick erwiderte, schien er einen Stich empfangen zu haben und vergaß endgültig alles, was er zuvor geliebt oder gefürchtet hatte. Kalonike erzählte später, sie habe ihn erkannt, noch ehe er ein Wort sprach: Er sei zugleich der Eine und der Feind gewesen. Auch konnte sie niemandem sagen, woran sie ihn erkannt hätte; vielleicht an seiner Haltung, vielleicht an dem Ausdruck seines Blickes, vielleicht daran, dass ihr Herz, ohne ihre Erlaubnis, stärker zu schlagen begann. Chairephon kam zu Kalonike herüber, aber noch bevor er etwas sagen konnte, drang der Ruf ihrer Amme durch die Menge. Da wandte sie sich ab, und ihre Frage, die sie halblaut über die Schulter stellte, soll gelautet haben: „Wie heißt du, damit ich weiß, wen ich hassen soll, Peisistratide?“

In den folgenden Tagen trafen sie sich heimlich mit Hilfe von Timon, einem Verwandten und Freund Chairephons. Timon war nie um eine Finte verlegen; er war nicht nur ein Spaßvogel, sondern auch ein listenreicher Odysseus. In einem alten Hain vor der Stadt, unter alten Olivenbäumen, sprachen die Verliebten von Dingen, die ihnen vorher fremd gewesen waren: von der Ewigkeit, von der Angst, von der Möglichkeit, dass zwei Menschen einander gehören könnten, ohne dass die Welt es erlaubte. Sie sprachen auch davon, was es heißt, als Mordbefleckte beschimpft zu werden oder als Tyrannenfreund. Und sie berührten sich. Kalonike streichelte ihm den Rücken und die Schultern und bemerkte, wie weich und geschmeidig seine Haut unter ihrer Hand war. Heimlich berührte sie sich mehrmals selbst, um zu prüfen, ob ihre eigene Haut ebenso zart wäre.

Chairephon erzählte Timon von ihrem ersten Kuss: „Was hat Kalonikes Kuss nur mit mir gemacht? Ihre Lippen sind zarter als Rosen, ihr Mund süßer als eine Honigwabe, aber ihr Kuss ist schärfer als der Stich einer Biene. Mein Puls schlägt heftig, mein Herz hüpft, meine Seele schmilzt – und doch möchte ich sie wieder küssen.“ Und Timon antwortete lachend: „Die Geheimnisse der Liebe bestehen nicht allein in Küssen und Umarmungen!“

Kalonike aß wenig, konnte nachts nicht schlafen und vernachlässigte ihre Hausarbeit. Bald lachte sie, bald weinte sie; bald schlief sie, bald fuhr sie erschrocken auf. Ihr Gesicht war bald blass, bald von Röte übergossen. Als sie dies Chairephon erzählte, sagte der: „Wir sind verflucht!“ Kalonike antwortete nicht sogleich. Sie sah zu dem weißen Falken hinauf, der hoch über den Dächern kreiste. „Dann wollen wir dem Fluch nicht gehorchen“, sagte sie schließlich. Der Falke war ihr Zeichen geworden. Er erschien ihnen an den Abenden, da sie sich sahen, hoch über der Stadt, frei und einsam, und schien ihnen zu bedeuten, dass die Liebe über den Zorn der Familien hinausreicht.

Sie beschlossen zu heiraten. Doch das konnten sie nicht in Athen. Dazu mussten sie fliehen. Phila, eine Tante der Kalonike und Priesterin der Demeter und der Persephone in Eleusis, aus der Familie der Philleiden, die beide Kinder kannte und sie liebte, willigte ein, versprach, ihnen zu helfen. Die Priesterin hörte die Jungfrau Kalonike und den Jüngling Chairephon an. Kalonike sprach: „Ich bin krank, aber ich weiß nicht, was für eine Krankheit mich befallen hat. Ich leide Schmerzen, aber ich bin nicht verwundet. Ich bin traurig, obwohl niemand gestorben ist. Ich brenne, obwohl ich im Schatten sitze.“ Und als diese geendet hatten, sagte sie nur: „Ihr sprecht von Eurer Liebe, als spräche ein Kranker von seinem Fieber. Wir müssen ein Heilmittel für euch finden!“

Kurze Zeit später kam es auf der Agora zu einem Streit. Philippides, ein Vetter Kalonikes, ein Mann von heftigem, ungeduldigem Wesen, den schon der bloße Name Peisistratidai in Wut versetzte, suchte Chairephon und beschimpfte ihn vor allen. Chairephon wollte ausweichen. Er dachte an Kalonike, an ihre Liebe, an ihre Liebespfänder, die sie ihm gegeben hatte. Er wollte nicht kämpfen. Aber Timon, sein Freund, trat zwischen sie. Er war heiter und kühn, ein Spötter von der Art, die lieber das Leben als einen guten Einfall verliert, der den Hohn des Philippides nicht ertragen konnte. Es kam zum Kampf. Chairephon wollte sie trennen, doch Philippides’ Dolch traf Timon. Er starb noch am selben Abend.

Als Chairephon ihn sterben sah, verschwand in ihm alles, was sanft gewesen war. Noch hörte er Timons letzten Atem, noch sah er das Blut auf dem Stein, und schon hatte seine Hand den Dolch gezogen. Er handelte, ohne sich selbst zu erkennen. Und ehe jemand ihn aufhalten konnte, hatte er Philippides niedergestochen. Am Morgen darauf wurde er, aus Furcht vor der Blutrache, von

Peisistratos selbst aus Athen verbannt. Kalonike erfuhr es, als die Sonne schon hoch stand. Sie weinte nicht laut. Sie saß lange still an ihrem Fenster und sah zu dem weißen Falken hinauf, der diesmal nicht erschien.

In der folgenden Nacht sah Chairephon sie noch einmal. Er kam heimlich mit Hilfe der Amme in Kalonikes Kammer. Es war ihre einzige gemeinsame Nacht als Liebesleute, und sie wussten beide, dass sie vielleicht die letzte sein würde. Gegen Morgen, als die ersten Lerchen sich aus den Äckern hoben, sagte Kalonike, es sei noch die Nachtigall, und Chairephon, der sie nicht belügen mochte, sagte, es sei die Lerche, und stieg in den Garten hinab. Da ging Chairephon fort, ohne sich umzusehen; denn er fürchtete, dass ein einziger Blick ihn zurückhalten und damit vernichten könnte. Chairephon verließ die Stadt nicht, ohne Tante Phila aufzusuchen. Die sagte: „Ich habe einen Plan gefasst. Geh nach Ephesos! Ein Bote wird dir weitere Order schicken!“

Wenige Tage später wurde Kalonike mit Kallias verlobt, einem Mann von gutem Namen und ruhigem Wesen. Ihre Eltern drängten zur Hochzeit. Kalonike warf sich der Mutter zu Füßen, sie flehte, sie schwieg, sie drohte; aber die Mutter wandte sich ab. In ihrer Not floh sie zu Phila. Sie weinte nun, doch ihre Tränen waren still, und ihr Gesicht hatte die Kälte eines Menschen, der nicht mehr um Hilfe bittet, sondern um einen Ausweg. Phila sagte auch ihr: „Ich habe einen Plan gefasst.“

Die Priesterin gab ihr einen Trank aus einem Fläschchen, in welchem eine bräunliche Flüssigkeit schwamm. „Es gibt einen Trank“, sagte sie, „den ich aus Alraun, Mohn und einigen Wurzeln gewonnen habe, die ich nicht nennen will. Wer ihn trinkt, wird zunächst fiebern, bekommt dann einen grässlichen Ausschlag und verfällt schließlich in einen Schlaf, der vom Tode nicht zu unterscheiden ist: Die Glieder werden kalt, der Atem kaum wahrnehmbar, das Herz schlägt so schwach, dass selbst ein Arzt ihn nicht mehr fühlen wird. Nach zwei Tagen wirst du wieder erwachen. Man wird dich für tot halten, und ich werde dich zu mir nehmen.“ Kalonike nahm das Fläschchen am Abend vor der Hochzeit, die nun eine Bestattung werden sollte.

Am Morgen fand die Amme sie fiebernd in ihrem Bett. Die Amme schrie, die Mutter sank nieder, der Vater war verzweifelt. Der Arzt, der gerufen wurde und der mit Phila im Bunde war, hieß alle, Abstand zu halten. Als Kalonike für tot galt, verbot der Arzt ihrem Vater, sie in die Familiengruft zu tragen, und in Athen wurde verkündet: Das Kind sei gestorben. Auf die Aufbahrung und den Trauerzug müsse man verzichten. Der Arzt ließ einen Totengräber kommen, der Kalonike aus ihrem Vaterhaus auf den Kerameikos schaffte und dort statt ihrer den Leichnam einer Namenlosen verbrannte. Während die Familie die Urne im Familiengrab beisetzte und den Leichenschmaus hielt, nahm Phila sich heimlich der echten Kalonike an. Sowie sie das Mädchen rüttelte, so erwachte es aus dem Schlafe und stand vom vermeintlichen Tode wieder auf. Phila ließ Kalonike bei sich, bis sie wieder genesen war von dem Gift, und schiffte sich gemeinsam mit ihr auf einem Schiff nach Ephesos ein.

Was aber niemand kennt, ist dies: In Ephesos, wo Chairephon in einer gemieteten Kammer Tag um Tag verbrachte und in den Nächten ruhelos die Mauern entlangstrich und zunehmend die Hoffnung verlor, kam eines Morgens ein weißer Falke durch das offene Fenster geflogen, mit zerrissenem Gefieder von der langen Fahrt, und ließ sich auf der Stuhllehne nieder, wie ein müder Reisender. Chairephon erkannte den Falken sofort. Er stand wie vom Blitz getroffen: Das war ein göttliches

Zeichen! Er öffnete das Fenster ganz und wartete darauf, was der Falke tun würde. Der Vogel blieb noch eine Weile auf der Lehne sitzen, dann flog er Richtung Hafen. Und Chairephon folgte ihm.

Im Hafen lag ein eben eingelaufenes Schiff aus Athen, das Philas Botschaft brachte: Kalonike lebe und komme nach. Nun wartete er auf dem Kai, bis Phila und Kalonike kamen. Er sah sie an. Es kam ihm so vor, als sei sie in ihrem Festkleid von den Panathenäen, denn um den Hals trug sie die Kette aus getrockneten Feigen, deren Klappern ihn an den Festzug erinnerte. Er küsste sie auf den Mund und spürte die so lange vermisste Wärme ihrer Lippen. Dann kniete Chairephon vor Kalonike. Er hielt ihre Hand und sprach zu ihr: „Ich will mich nie wieder im Leben von dir trennen, denn du bist doch mein ganzes Leben." Und dabei sollte es auch bleiben. Phila hat später gesagt, es sei der glücklichste Augenblick ihres Lebens gewesen. Sie schickte die beiden sofort ins Artemision, um dort Schutz zu erbitten. Die Priester der Artemis gewährten ihnen Asyl im heiligen Bezirk und erklärten, dass sie niemandem ausgeliefert werden würden, solange sie sich unter dem Schutz der Göttin befänden.

Kalonike erwachte, als die ersten Lichter des Morgens durch die Ritzen in der Wand ihrer Kammer fielen. Sie sah Chairephon neben sich liegen. Sie war so glücklich, dass sie laut jubeln wollte. „Wie schön sind seine Augen im Schlaf! Wie süß ist der Duft seines Mundes, süßer als Äpfel oder Weißdorn! Aber ich wage nicht, ihn zu küssen. Ich würde ihn ja wecken."

Als die Verwandten in Athen erfuhren, dass die beiden lebten und sich in Ephesos aufhielten, schickten sie sofort Vertreter nach Ephesos und forderten die Auslieferung der Flüchtigen. Die Priester der Artemis wiesen sie ab. Phila verhandelte hart für die beiden. Am Ende gab es eine Einigung: Beide erhielten einen Teil ihres Erbes und durften heiraten. Aber es war ihnen verboten, nach Athen zurückzukehren. So wurde Frieden geschlossen, bevor es zu spät war. Die jungen Eheleute ließen sich in Priene nieder, lebten dort lange und glücklich und folgten dem Rat: lathe biosas. In ganz Ionien gab es kein glücklicheres Paar. Als Kalonike nach vielen glücklichen Jahren gestorben war, ließ Chairephon das Grabmal errichten und die Worte eingraben, die ich am Anfang gelesen hatte. Er selbst folgte ihr bald darauf. Und manchmal ruht sich ein weißer Falke auf dem Stein aus.

Auch der alte Erzähler sah sehr glücklich aus und sagte: „Du siehst, Fremder, nicht jede Geschichte, die in einem Grab endet, muss traurig enden."

Als ich geendet hatte, schwiegen wir wieder, aber es war ein anderes Schweigen als in den Nächten zuvor. Im Kamin sank ein Torfstück in sich zusammen. Imilke brach die Stille als Erste: „Eine Priesterin, die einen Schlaftrunk aus Mohn und Wurzeln braut, und ein Arzt, der mit im Bunde ist. Ich hätte gern gewusst, wer das alles bezahlt hat." – „Die Amme", sagte Ligach trocken, „wie immer." Imilke hob den Becher. „Auf Tante Dikka." Wir lachten und tranken.

Democharesh atte etwas auf dem Herzen. „Timon", sagte er. „Stirbt der, damit die anderen leben dürfen? Das ist ein schlechter Platz in einer Geschichte." – „Er hat ihn sich ausgesucht", sagte Ligach. – „Ich bleibe lieber am Leben", sagte er. – „Ich weiß", sagte Ligach und stieß ihn mit dem Ellbogen in die Rippen, und beide lachten. Dikka sagte leise: „Der Falke. Bei uns sind es die Raben." Ich sah sie an, und sie wich meinem Blick aus. „Wenn ich singe, singe ich ihnen etwas vor."

Ich wollte fragen, aber Aia sprach schon. „Kalonike hat getrunken“, sagte sie. „Niemand hat sie gefragt, ob sie sterben will. Niemand hat sie gefragt, ob sie wieder aufwachen will. Das hat sie allein entschieden.“ Sie sah mich an. „Und er hat nicht gewartet, dass man sie ihm gibt. Er ist dem Vogel gefolgt.“ „Ja“, sagte ich.

„Was hat der Alte gemeint, als er sagte, sie hätten gelebt nach dem Rat …“ Sie suchte das Wort. „*Lathe biosas*“, sagte ich. „Lebe im Verborgenen.“ – „Im Verborgenen leben“, sagte Aia. „Das kann man hier lernen.“ Dikka sah sie lange an und sagte nichts. Es war ein Satz, den man nicht mit einem Lachen beantworten konnte, und keiner tat es.

Als die anderen schon aufstanden, blieb Aia an der Tür stehen, die Laterne in der Hand. „Zwei Nächte noch“, sagte sie. „Wie wird die elfte sein?“ Ligach sah erstaunt zu ihr hin, dann zu mir. Dann nickte Aia und ging in die eisige Nacht hinaus. Dikka blieb zurück und löschte die Fettlampen. „Du erzählst nicht immer von Menschen, die etwas verlieren“, sagte sie. „Heute nicht.“ Ich ging mit ihr zu ihrer Hütte. Auf dem eiligen Rückweg zum Grab, kurz vor dem Morgen, hörte ich das Eis arbeiten. Bald würde ich die Kälte nicht mehr empfinden.

Die elfte Nacht

Aia kam mit Dikka, die die Nacht mit mir verbringen wollte. Aia sagte, wie traurig sie sei, dass dies die vorletzte Nacht mit meinen Geschichten wäre. Sie fragte mich, während ich das Feuer am Leben hielt: „Mantinias, kann ein Mann eine Frau lieben und ihr trotzdem das Leben nehmen?“ Ich musste über die Frage nachdenken. „Was meinst du mit dem Leben nehmen?“ Aia antwortete: „Nicht sie töten. Aber ihr sagen, wie sie heißen soll, was sie anziehen soll, wie sie gehen und sprechen soll. Wenn er sie liebt, warum lässt er sie dann nicht sein, wie sie ist?“ Ich sagte: „Vielleicht, weil er etwas anderes liebt als die Frau selbst.“ „Was denn?“, wollte Aia wissen. „Eine Vorstellung von ihr.“, erwiderte ich. Aia richtete sich auf. „Dann erzähl mir von einem solchen Mann. Und von der Frau, die mit ihm leben musste.“

Titis und Eurydike

„Nur zwei Tage hat eine Frau, an denen sie eine Freude bereitet: den Tag, an dem man sie heiratet, und den Tag, an dem man sie zu Grabe trägt.“ Das hat ein Mann namens Hipponax aus Ephesos gesagt. Als ich auf Samos weilte, hörte ich das in einer Weinschänke und merkte es mir. In Phaleron hörte ich den Vers wieder. Ich saß mit meinem athenischen Geschichtensammler bei einem Becher Wein, und der sagte, er hätte eine Geschichte dazu. Ich müsste aber bereit sein, mir die Geschichte einer Frau anzuhören, was selten sei. Er habe sich diese Geschichte deswegen besonders gut gemerkt. Wir bestellten noch Wein, und ich hörte überrascht zu. Denn der Geschichtensammler erzählte die Geschichte so, wie er sie von der Frau gehört hatte.

Er hatte die Frau bei einem Opfermahl im Artemision in Ephesos getroffen: Eine würdige Matrone, der vor einiger Zeit der Mann gestorben war, ein reicher Handelsherr. Sie war in Begleitung ihres ältesten Sohnes, der die Geschäfte übernommen hatte. Sowohl mit dem Vater als auch mit dem Sohn hatte er das eine oder andere Geschäft gemacht und war auch schon Gast in ihrem Hause gewesen. Der Geschichtensammler ging zu der Witwe, um ihr seinen Trost auszusprechen, und sie erzählte ihm, da sie seine Profession kannte, ihre Geschichte:

Mein Name ist jetzt Eurydike, früher hieß ich Titis. Früher war ich eine Lyderin, später wurde ich eine Griechin. Ich war eine Frau aus Sardes, verheiratet und eine Mutter von zwei Kindern. Mein Mann schloss sich dem Aufstand des Paktyes an. Dann machten die Perser Jagd auf uns, und wir mussten fliehen. Ich schickte meine Kinder zu meinen Eltern, die auf einem Landgut am Paktolos lebten. Das war gut! Denn mein Mann wurde getötet, und ich geriet in die Gefangenschaft der Perser. Am Anfang wurde ich von Zelt zu Zelt gereicht, dann kam ein Sklavenhändler ins Lager, der mich den Soldaten abkaufte.

Er und seine Geschäftspartner kauften über hundert Frauen, die sie nach Ephesos brachten. Darunter war auch ich. In der Nähe des Hafens waren für uns Pferche errichtet worden. Jeden Morgen mussten wir uns waschen und zurechtmachen, dann wurden wir auf den Markt geführt. Die Sklavenhändler versprachen sich gute Geschäfte, weil auch viele Schiffe Ephesos anliefen. Gleich am ersten Tag fiel mir ein Mann auf, der sich die Frauen sehr genau betrachtete. Lange blieb er vor mir stehen, aber er fasste mich nicht an, obwohl ihn der Händler dazu aufforderte. Der Händler dagegen fasste mich oft und gern an und pries mich als brauchbare Hure für eine Weinschänke an. Die jüngeren Frauen, vor allem die, deren Körper noch keine Kinder geboren hatten, verkauften sich gut. Mich wollte niemand.

Aber jeden Tag kam dieser Grieche, der mich so genau betrachtet hatte. Nun betastete er mich, und der Händler witterte seine Chance. Ich musste sprechen, und er hörte mir zu, obwohl er kein Wort Lydisch verstand. Ich musste gehen, ich musste stehen, ich musste den Kopf neigen, ja, ich musste sogar weinen, was mir schwer fiel, da ich schon so viel geweint hatte. Schließlich wollte er mich nackt sehen. Und er kaufte mich.

Ich konnte kein Griechisch. Ich verstand ihn nicht, er verstand mich nicht. Ich hatte große Angst, dass er mich als Hure gekauft hätte. Ich hoffte, dass er mich als Amme, Köchin oder Aufwärterin für seine Frau gekauft hätte. Ich hatte nur das zerrissene Gewand, in dem ich verkauft worden war. Ich verstand, dass ich ihm folgen sollte, und ich folgte ihm. Er führte mich zu einem großen Haus, das ich für eine Schänke hielt. Dann übergab er mich einer Sklavin, die früher die Aufwärterin seiner Frau gewesen war. Sie war eine Lyderin und sprach meine Sprache. Von ihr erfuhr ich, dass die Herrin des Hauses erst vor kurzem gestorben war. Ich hörte Sätze, die mich frösteln ließen: „Du siehst ihr sehr ähnlich. Du hast ihre Augen. Selbst deine Stimme klingt wie ihre.“ Und trotzdem fasste ich Zutrauen zu der Mitsklavin, da sie wenigstens meine Sprache sprach.

Sie wurde Lydia genannt und hatte auch einmal einen anderen Namen gehabt, an den sie sich aber nicht mehr erinnerte, da sie schon als Kind in die Sklaverei verkauft worden war. Die Ehe unseres Herrn sei etwas sehr Besonderes gewesen, da sich der Herr und die Herrin sehr geliebt hätten. Als dann die Herrin an einem Schlangenbiss starb, habe diese versprochen, dass sie von den Toten zurückkehren werde, wenn das irgendwie möglich wäre. Der Herr habe so sehr getrauert, dass alle geglaubt hätten, er werde sterben. Er habe dann das Orakel in Klaros aufgesucht. Dort habe man ihm gesagt: „Suche an jeglichem Tag, und du findest die Eine von Hundert.“ Von da an sei er jeden Tag durch die Stadt gelaufen und auch über den Markt am Hafen. Als er gehört habe, dass weit über hundert Frauen verkauft werden würden, habe er wieder Hoffnung geschöpft. Lydia sagte: „Vergiss deinen Namen, Titis. Du bist jetzt Eurydike. Er will unbedingt, dass du Eurydike bist. Wenn du dich weigerst, wird er dich bedenkenlos verkaufen. Egal, an wen. Sei Eurydike!“

Lydia war immer um mich herum: Sie frisierte mich wie ihre verstorbene Herrin, sie kleidete mich in die Kleider ihrer verstorbenen Herrin, die mir wie angegossen passten, und sie lehrte mich Griechisch. Ich sollte so sprechen wie die verstorbene Eurydike. Nachts schlief ich beim Herrn. Lydia hatte mit mir geübt, wie ich reagieren sollte, was ich sagen sollte (noch ohne dass ich es verstand) und sogar, wie und was ich stöhnen sollte. Ich war eine verheiratete Frau gewesen, ich verstand, was ich tun sollte, aber das fiel mir sehr schwer. Ich fragte mich, woher Lydia zu wissen glaubte, wie ihre Herrin beim Beischlaf gestöhnt hatte?

Lydia bedeutete mir, dass ich schneller Griechisch lernen musste. Der Herr sei unzufrieden mit mir. Ein Wirt, der mich auf dem Sklavenmarkt schon begutachtet hätte, hätte dem Herrn angeboten, mich zu kaufen, wenn er nicht zufrieden wäre. Ich sei eine Frau mit guten Knochen und daher für Matrosen gut geeignet. Manchmal ist Angst ein guter Lehrer. Ich fing an, meinen Herrn mit meinem Ehemann zu vergleichen. Mein Ehemann hatte mich geliebt, aber nicht mit dieser Verzweiflung wie jetzt mein Herr. Ich begann, über den Unterschied zwischen Liebe, Leidenschaft und Verzweiflung nachzudenken. Nur eines wusste ich sicher: Nie wieder ein halbes Dutzend Männer. Ich hatte nun einen Mann, und ich musste seine Eurydike werden.

Ich ließ mir nicht nur von Lydia Griechisch beibringen, sondern auch von anderen Sklaven. Alle halfen mir. Je besser ich Griechisch konnte, desto mehr konnte ich meinen Herrn und seine Anweisungen verstehen. Lydia musste mir alle Kleider der Herrin präsentieren und die Geschichten dazu, so dass ich ein Gespür dafür entwickelte, was ich wann tragen musste. Denn ich hatte eine Entscheidung getroffen: Ich wollte die Griechin Eurydike sein, die der Herr begehrte, und nicht mehr die Lyderin Titis, die ein persischer Soldat an den nächsten weiterreichte. Lieber einem Verrückten gehorchen, als Blut und Schmerzen zu ertragen!

Je besser ich Griechisch sprach, desto mehr begriff ich, dass ich ganz und gar Eurydike werden musste, um den Herrn zufrieden zu stellen. Lydia und andere Sklaven im Haus erzählten mir von der Vergangenheit des Ehepaares, ihren Gewohnheiten, Vorlieben, Abneigungen, und ich bemühte mich nicht nur, mir alles einzuprägen, sondern es auch zu meiner Geschichte zu machen. Denn der Herr konnte mich freilassen und zu seiner rechtmäßigen Frau machen. Das war meine größte Hoffnung. Aber es war sehr schwer, den Herrn zufrieden zu stellen. Er hatte ein genaues Bild seiner Eurydike im Kopf und erwartete, dass ich mich genauso benehmen müsste. Er fasste mich an verschiedenen Stellen meines Körpers an. Für jede hatte Eurydike eine bestimmte Reaktion gezeigt. Lydia wusste nicht alles. Er schrie, wenn ich nicht das tat, was die andere Eurydike getan hatte, manchmal schlug er mich. Nie ins Gesicht, dafür umso härter auf das Gesäß. „Der Schmerz stärkt das Gedächtnis!“, sagte er. Und ich, ich lernte.

Vor allem gelang es mir nicht, so zu gehen wie die tote Eurydike. Der Herr befahl, dass Lydia es mir beibringen sollte. Lydia habe genau denselben leicht wiegenden Gang, den er so liebe. Er befahl Lydia, dass sie mich züchtigen sollte, wenn ich nicht parierte. Überraschte es mich wirklich, dass Lydia genau das gerne tat? Ich war eine freie Frau gewesen, hatte einen Mann und Kinder gehabt. Lydia hasste mich vielleicht, weil ich das Leben geführt hatte, das ihr verwehrt worden war.

Mein Herr begann wieder, seinen Geschäften als Handelsherr nachzugehen, was seine Familie sehr freute, wie mir Lydia versicherte. Eines Tages durfte ich mit Lydia auf den Markt gehen und hatte sogar etwas Geld mitbekommen. Ich kaufte mir ein gemustertes tyrisches Tuch, das ich mir umband. Ich bemerkte, dass Lydia unbehaglich reagierte. Als wir nach Hause kamen, sah der Herr

mich und bekam einen Wutanfall. Er schlug mich, und er schlug Lydia: Seine Eurydike hätte dieses Muster gehasst. Wie wir ihn nur so beleidigen könnten!

Ich wurde vorsichtiger und immer mehr Eurydike. Mein Herr war wieder ganz der erfolgreiche Handelsherr. Wir begannen beinahe wie Mann und Frau zu leben. Aber wenn ich meine Tage hatte, schlief Lydia bei unserem Herrn. Sie erklärte mir ganz lapidar, das sei auch früher schon so gewesen, denn sie mache alles wie Eurydike. Und es sei ein gutes Zeichen, dass er wieder ganz genesen werde. Ich nahm es hin. Was sollte ich tun? Ich begann, über Lydia nachzudenken. Wenn ich die anderen Sklaven fragte, bekam ich ausweichende Antworten. Nur einer grummelte, Lydia sei die zweite Herrin, mit der es sich keiner verderben wolle.

Als unser Herr für einige Tage nach Milet ging, kam seine Mutter in unser Haus. Sie war eine große Frau, ungefähr so wie ihr Sohn, hatte auffällige Wangenknochen und ein Gesicht, das mir sehr schön vorkam, auch wenn sie älter wirkte, als ich es auf Grund von Lydias Erzählungen vermutet hatte. Ihre Körperhaltung zeugte von Selbstbewusstsein. Sie wollte ausdrücklich nur mit mir alleine sprechen und schickte Lydia hinaus, die zähneknirschend gehorchte. Die Mutter sagte, sie wolle sich die Sklavin einmal anschauen, durch die ihr Sohn genesen sei. Diese Trauer, die ihn wie eine Krankheit befallen hatte, hätte die Geschäfte sehr beeinträchtigt. Sie wolle, dass alles wieder seinen gewohnten Gang gehe. Dann ging sie um mich herum und betrachtete mich von allen Seiten. Sie sagte: „Ich kenne diesen Chiton. Gehört er dir?“ Ich nickte. „Dann bist du Eurydike?“ Ich nickte wieder. Und die alte Dame sagte: „Wenn du Eurydike sein willst, darfst du keine Sklavin sein. Ich werde meinen Sohn bitten, dich freizulassen und dich zu heiraten.“ Ich erstarrte und brachte kein Wort heraus. „Ich bitte dich nur, nicht zu sehr Eurydike zu werden.“ Ich brachte gerade einmal ein „Warum?“ heraus.

Da begann die alte Dame zu erzählen: „Noch als Kind bist du einem Verwandten des Königs Kroisos versprochen worden. Pindaros hatte das eingefädelt. Deine Eltern waren furchtbar stolz. Sie glaubten, dass sie am Hofe des Kroisos Einfluss haben würden und in Ephesos zu einer wichtigen Familie aufsteigen würden. Du bekamst ein Geschenk, ein gleichaltriges Mädchen aus Lydien. Denn du solltest Lydisch lernen. Alle nannten das Mädchen Lydia. Ihr wurdet wie Schwestern und habt alles geteilt. Wie man in Ephesos munkelt, tut ihr das bis heute. Überlege, wie du mit ihr umgehen willst. Die Verlobung, wenn man sie so nennen will, scheiterte, denn der junge Lyder starb. Mein Sohn war für deine Eltern nur die zweite Wahl. Ich habe gehört, du hast schon zwei Kinder geboren, bevor du Eurydike wurdest. Das stimmt doch? Es ist gut, dass du fruchtbar bist. Wir brauchen Enkel, die die Zukunft unseres Handelshauses sichern. Sieh zu, dass du schwanger wirst. Für uns hast du bisher noch keine Kinder geboren. Ohne Kinder bist du nicht von Wert für die Familie.“ Dann ging die alte Dame und ließ mich mit vielen Fragen zurück.

Ich wurde schwanger. Mein Bauch begann sich zu runden, und ich spürte kleine Bewegungen. Die Mutter meines Herrn kam zu mir, und zu meiner Überraschung umarmte sie mich. Sie lächelte mir aufmunternd zu. Mein Herr war wie umgewandelt. Oft legte er prüfend die Hände auf meinen Bauch und fragte, ob es sein Werk sei. Er küsste meinen Bauch und glaubte, die Küsse würden von dem Kind darin erwidert, er sprach zu ihm, er streichelte meinen Bauch ganz zart und fürchtete doch, es könne ein blauer Fleck zurückbleiben.

Bald schmeichelte er mir, bald brachte er mir Geschenke, wie sie jungen Mädchen gefallen, aber ich ließ es mir gefallen: Muscheln und glatt geschliffene Steinchen, kleine Vögel und Blumen in

tausend Farben, Lilien und bunte Bälle und dachte, damit wird das Kind spielen können. Aber er brachte mir auch Bernstein, die Tränen der Heliaden, die vom Baum herabgeglitten waren, als Phaethon strahlend starb. Er schmückte mich auch mit neuen Gewändern, steckte Edelsteine an meine Finger, legte mir lange Ketten um den Hals; leichte Perlen hängte er mir ans Ohr. Alles stand mir gut; und nackt erschien ich ihm noch schöner. Ich musste mich hinstellen, damit er mich von allen Seiten sehen und berühren konnte. Er sagte, wie sehr er die schwellenden Brüste, den Bauch, der immer runder wurde, meine dunkle Scham bewunderte.

Er bettete mich auf Decken, die mit sidonischer Purpurschnecke gefärbt waren, machte mich zur einzigen Gefährtin seines Lagers und bettete meinen hingeneigten Nacken auf die weichsten Kissen, die er finden konnte. Lydia war außer sich, aber mein Herr würdigte sie keines Blickes mehr. Noch bevor das Kind auf die Welt kam, ließ er mich frei und heiratete mich. Seine Eltern wollten nicht, dass ihr Enkel als Sklavenkind auf die Welt kam. Die Mutter meines Herrn sagte nach der Vermählungszeremonie, sie habe ein wahres Wunder erlebt: Dass Hymenaios zum zweiten Mal seine Fackel für Eurydike angezündet habe. Ich verstand das nicht. Es musste mir erklärt werden. Ich kannte die Geschichte meines neuen Namens noch nicht.

Die Mutter meines Herrn bestand darauf, dass Lydia für einige Zeit zu ihr kam. Sie sagte mir, so wolle sie verhindern, dass ich im Kindbett sterben würde. Als er Order bekam, heimzukehren, da sein Sohn geboren war, suchte er unser Lager auf, auf dem ich mit dem Kind lag, beugte sich über mich und küsste mich. Der Kopf des Kleinen war noch weich, und er wagte es nicht, ihn zu berühren. Dies erlebten wir noch zweimal mit einem weiteren Sohn und einer Tochter. Mein Herr war anders geworden, trotzdem ging ich nicht die Gefahr ein, ihn offen auf mein Leben, bevor ich Eurydike wurde, anzusprechen. Es gelang mir, mit Hilfe meiner Schwiegermutter nach meinen Kindern und nach meinen Eltern in Lydien zu forschen. Ich erfuhr, dass sie lebten und dass es ihnen gut ging. Eine große Last fiel von mir ab. Meine Schwiegermutter warnte mich allerdings davor, mehr zu tun. Eine ganze Nacht lang weinte ich, weil ich nicht zu ihnen konnte. So blieb ich Eurydike, die Ephesierin, Gattin eines reichen Handelsherrn, Mutter von zwei Söhnen und Erben. Lydia kam in unser Haus zurück, kümmerte sich liebevoll um die Kinder und teilte mit unserem Herrn das Lager, wenn ich unpässlich war. So ging alles seinen alten Gang, bis mein Herr und Gatte zu Grabe getragen wurde.

Ich begleitete den Leichnam mit aufgelösten Haaren, wie es üblich war. Vor allem Volke schlug ich mir die entblößte Brust und folgte sogar dem Toten ins Grabgewölbe. Lydia immer an meiner Seite. Sie bat mich darum, bei mir im Bett schlafen zu dürfen, wie wir es als Kinder gehalten hätten. Meine Schwiegermutter hätte es mir sicherlich verboten. Ich ließ sie. Ich glaubte, mich erinnern zu können, dass sie gut roch.

Der Geschichtensammler und ich, wir tranken noch manchen Becher Wein an diesem Abend.

Aia fragte sofort: „Mantinias, glaubst du, dass der Mann die Frau wirklich geliebt hat?“ Ich antwortete: „Er hat sie geheiratet, ihr Kinder geschenkt und sie offenbar gut behandelt.“ Aia schüttelte den Kopf: „Aber er wollte doch gar nicht sie. Er wollte seine tote Frau.“ Ich warf ein: „Am Anfang vielleicht.“ Aber Aia blieb hartnäckig: „Und später?“ „Vielleicht hat er gelernt, Eurydike zu lieben.“, erwiderte ich. Aia schwieg. Dann fragte sie: „Und wenn sie nicht so geworden

wäre, wie er sie haben wollte? Hätte er sie dann auch geliebt?“ Ich antwortete nicht gleich. „Siehst du“, sagte Aia. „Das weißt du auch nicht.“ „Und doch geht das Leben immer nach derselben alten Leier!“, rief Dikka. „Die Leute müssen essen und trinken, mit dem Gehen und den Stehen ist es immer dasselbe, und wir Weiber hocken uns hin, um uns zu erleichtern, fast alle schlafen und wir drei schwärmen durch die Nacht. Los, wir müssen gehen!“ Dann machten wir uns auf den Weg in die Siedlung.

Auf dem Weg zu ihrer Hütte begann Dikka davon zu sprechen, dass wir einen Fehler machen würden. Wir hätten auch mit Aias zukünftigem Ehemann reden müssen. Aia muss ihn heiraten. Das kann niemand ändern. Aias Vater will es. Und sie fragte mich, was in einer Ehe wirklich wichtig ist.

„Ganz früher,“ sagte Dikka, „vor langer, langer Zeit konntest du einen Mann aus Thule zur Weißglut reizen, wenn du ihn Lochbruder nanntest. Wenn es Streitigkeiten um Fischereirechte mit anderen Inseln gab, wurden unsere Männer so beschimpft, und der Kampf ging los. Dieses Schimpfwort hat mit einem Spruch zu tun, den bis heute die jungen Thuliten lernen: Liebe nur, was du loslassen kannst. Wir sagen das, weil wir wissen, dass wir nichts behalten können.“ Ich sah Dikka an, streichelte sie leicht und bat: „Erzähle weiter!“ Und Dikka erzählte weiter: „Ganz früher soll es die Siedlung Thule nicht gegeben haben. Auf unserer Insel gab es nur einzelne Gehöfte. Die Höfe wurden an die Söhne vererbt, und die Söhne heirateten gemeinsam eine Frau, die sie sich teilen müssen. So musste der Hof nicht geteilt werden.“ Ich fragte: „Daher das Schimpfwort? Brüder, die sich eine Bettgenossin teilen?“ Sie nickte und fuhr fort: „Überzählige Töchter wurden als Mägde verkauft, und Söhne, die sich nicht mit dem Zustand abfinden konnten, versuchten, sich als Knechte zu verdingen. Viele junge Frauen, aber auch einige junge Männer gingen auch auf andere Inseln. Die Ehemänner auf Thule mussten sich eine Frau teilen, jeweils einen Monat lang schliefen sie mit der Frau zusammen. Die Männer und die Frauen lernten, dass Ehe nichts mit Liebe zu tun hat, sondern mit dem Hof und dem Nachwuchs, der den Hof übernahm und die Eltern, wenn sie alt wurden, versorgte. Kein Bruder durfte sich in die gemeinsame Ehefrau so verlieben, dass er sie ganz allein für sich beansprucht und damit alles zerstört hätte. Für die Liebe waren die Mägde da, und die sollte man wegschicken, bevor es Ärger gab. Denn eine Magd, die zu sehr geliebt wird, zerstört den Hof, so sagt man heute noch. Darum liebe nur, was du loslassen kannst.“

Ich fragte Dikka: „Dann sind Liebe und Ehe grundsätzlich zweierlei?“ Und sie nickte. Dikka schmiegte sich an mich. Sie sagte: „Du hast dir eine schöne Geschichte für Aia ausgedacht.“ Ich verstand. Dikka war klug. „Ja, ich habe mir eine schöne Geschichte für Aia ausgedacht. Der Geschichtensammler hat sie mir anders erzählt.“ „Ich will diese Geschichte hören.“ Dikka äußerte keine Bitte, das war ein Befehl.

Eurydike und die Schankdirne

Der Geschichtensammler hatte sie in einer schäbigen Weinschänke in Milet getroffen. Er war hineingegangen, weil er hörte, dass dort Seeleute sangen und lärmten. In so einer Schänke hatte er schon manche Geschichte gefunden. So setzte er sich in den Schankraum. Da ging die Tür des Hinterzimmers auf, und drei Seeleute, darunter ein noch ganz junger, kamen lachend heraus. Etwas Zeit verging, und dann kam eine Schankdirne hinterher. Sie war eigentlich zu alt für dieses Gewerbe, ihre Tunika war fleckig und geflickt, ihr Haar zerzaust. Der Wirt machte ihr ein Zeichen,

und sie setzte sich ganz dicht zu ihm. Aus den Augenwinkeln bemerkte er, dass ein Seemann auf die Frau deutete, etwas sagte und dann alle laut lachten. Die Schankdirne sprach den Geschichtensammler an, strich sich die Haare aus der Stirn und schenkte ihm ein zaghaftes Lächeln, das ihm ihre schwärzlich verfärbten, schiefen und lückenhaften Zähne zeigte. Dabei nahm sie seine Hand und legte sie auf ihre Brüste. „Sie sind noch fest," sagte sie, „ich habe es gern, wenn ein Mann sie anfasst." So versuchte sie ihn zu überreden, mit ihr ins Hinterzimmer zu gehen, sie hätte erst wenig Kundschaft gehabt, und der Wirt werde böse, wenn das so weiterginge. Er schaute sie mitleidig an. Sollte er ihr sagen, wie sehr sie nach Seeleuten stank? Sollte er ihr sagen, wie abstoßend der Ausschlag in ihrem Gesicht war? Er willigte ein, mit ihr ins Hinterzimmer zu gehen, wofür er im Voraus bezahlen musste.

Der Wirt, hervorstehender Bauch, ein feistes, rosiges Gesicht, musterte ihn, er hätte ihn noch nie hier gesehen, sagte er. Eurydike werde ihn gut bedienen. Die mache wirklich alles. Der Gast könne sie auch zum Essen einladen, sie sauge es dann direkt heraus. Dabei konnte sich der Wirt kaum vor lachen halten. Die Seeleute bekamen das mit und schrien: „Die Hündin hat wieder einen!" Der Geschichtensammler wandte sich ab und folgte der Schankdirne ins Hinterzimmer mit seiner Kline und schmutzigen Decken. Dort erzählte er ihr, warum er in die Schänke gekommen war, und sie erzählte ihm, da sie nun seine Profession kannte, ihre Geschichte.

„Willst du wissen, warum ich den Unnamen Hündin habe?", fragte sie ihn. Er bejahte. „An diesem freudlosen Ort gab es vor einiger Zeit eine junge Hündin, die die großen und kleinen Mäuse fangen sollte. Die Hündin fraß die Mäuse nicht und zerbiss sie auch nicht. Das war wichtig für den Wirt und seine Pasteten. Ich freundete mich mit dem Tier an, gab ihr sogar von meinem Essen ab. Sie folgte mir aufs Wort und schlief bei mir, was der Wirt duldete. Dann wurde die Hündin trächtig. Ich wusste, was man hier am Hafen mit überzähligen Welpen macht. Ich versteckte die Hündin und ihren Wurf. Aber der Wirt fand sie und ersäufte die Welpen. Mich verprügelte er. Die Hündin litt, ihre prallen Zitzen schmerzten. Um ihr zu helfen, saugte ich Milch ab. Das ah der Wirt. Er konnte sich kaum noch noch halten vor lachen. Er schrie, dass ich das mehr bei Seeleuten machen sollte. Dann gab er mir den Unnamen Hündin. Das arme Tier wurde krank und starb. Ich, die ich schon längst verlernt hatte zu weinen, konnte gar nicht aufhören, Tränen zu vergießen. Das war schlecht für das Geschäft. Und der Wirt verprügelte mich. Der Unname Hündin ist mir geblieben, auch wenn die Männer da draußen etwas ganz anderes darunter verstehen. Die Hündin, die alles macht."

„Du hast die drei Seeleute gesehen?", fragte sie ihn weiter. Er nickte: „Ich kann ihren Gestank noch an dir riechen." Sie sah ihn traurig an. „Sie wollten dem Kleinen zeigen, was zwei Männer gleichzeitig mit einer Hure wie mir machen können. Ich habe sehen können, wie er sich ekelte. Dann wollten sie, dass er zu mir aufs Lager kommt. Er lehnte ab. Er sagte, er lege sich doch nicht zu einer, die Grind um den Mund habe. Die Männer lachten: ‚Du sollst sie ja nicht küssen.' Aber der Junge blieb stur: Die Alte sei dreckig und stinke. Dann gingen sie lachend hinaus. Das machte mich sehr traurig, obwohl ich so etwas eigentlich gewohnt bin. Diese Schänke hat den billigsten Wein und die billigsten Pasteten im Hafen und die billigsten Frauen. Eine davon bin ich. Und heute bin ich die einzige. Ich muss an meinen Jungen denken, der ungefähr so alt sein muss wie der Schiffsjunge. Ich erzähle dir jetzt von mir. Es ist eine wahre Geschichte. Ich hoffe, du erzählst sie weiter, und vielleicht wird mein Junge sie hören, kommen und mich freikaufen. Das ist meine einzige Hoffnung.

Mein Name ist jetzt Eurydike, früher hieß ich Titis. Früher war ich eine Lyderin, später wurde ich eine Griechin. Ich war eine Frau aus Sardes, verheiratet und eine Mutter von zwei Kindern. Mein Mann schloss sich dem Aufstand des Paktyes an. Dann machten die Perser Jagd auf uns, und wir mussten fliehen. Sie töteten meinen Mann, weil er sich wehrte, und was aus unseren Kindern geworden ist, weiß ich nicht. Sie waren zu klein, um sie als Sklaven zu verkaufen. Ich kann nur hoffen, dass sich jemand ihrer angenommen hat, sonst sind sie verhungert. Ich geriet in die Gefangenschaft der Perser. Am Anfang wurde ich von Zelt zu Zelt gereicht, dann kam ein Sklavenhändler ins Lager, der mich den Soldaten abkaufte.

Er und seine Geschäftspartner kauften über hundert Frauen, die sie nach Ephesos brachten. Darunter war auch ich. In der Nähe des Hafens waren für uns Pferche errichtet worden. Jeden Morgen mussten wir uns waschen und zurechtmachen, dann wurden wir auf den Markt geführt. Die Sklavenhändler versprachen sich gute Geschäfte, weil auch viele Schiffe Ephesos anliefen. Gleich am ersten Tag fiel mir ein Mann auf, der sich die Frauen sehr genau betrachtete. Lange blieb er vor mir stehen, bis ihn der Händler dazu aufforderte, ruhig einmal zuzulangen. Dann prüfte er mich ausgiebig, als ob ich ein Stück Opfervieh wäre. Der Händler pries mich als brauchbare Hure für eine Weinschänke an, eine, die viel aushält. Die jüngeren Frauen, vor allem die, die noch wie Jungfrauen oder wie kräftige Mägde aussahen, verkauften sich gut. Mich wollte niemand.

Am nächsten Tag kam dieser Grieche wieder, der mich so genau untersucht hatte. Nun betastete er meine Brüste, streichelte sie, konnte gar mehr von ihnen lassen, und der Händler witterte seine Chance. Ich musste sprechen, und er hörte mir zu, obwohl er kein Wort Lydisch verstand. Ich musste gehen, ich musste stehen, ich musste den Kopf neigen, ja, ich musste sogar weinen, was mir schwer fiel, da ich schon so viel geweint hatte. Schließlich wollte er mich nackt sehen. Und er kaufte mich.

Ich konnte kein Griechisch. Ich verstand ihn nicht, er verstand mich nicht. Ich hatte große Angst, dass er mich als Hure gekauft hätte. Ich hoffte, dass er mich als Amme, Köchin oder Aufwärterin für seine Frau gekauft hätte. Ich hatte nur das zerrissene Gewand, in dem ich verkauft worden war. Ich verstand, dass ich ihm folgen sollte, und ich folgte ihm. Er führte mich zu einem großen Haus, das ich für eine Schänke hielt. Dann übergab er mich einer Sklavin, die früher die Aufwärterin seiner Frau gewesen war. Sie war eine Lyderin und sprach meine Sprache. Von ihr erfuhr ich, dass die Herrin des Hauses erst vor kurzem gestorben war. Ich hörte Sätze, die mich frösteln ließen: „Du siehst ihr sehr ähnlich. Du hast ihre Augen. Selbst deine Stimme klingt wie ihre.“ Und trotzdem fasste ich Zutrauen zu der Mitsklavin, da sie wenigstens meine Sprache sprach.

Sie wurde Lydia genannt und war schon lange im Haus. Die Ehe unseres Herrn sei etwas sehr Besonderes gewesen, da der Herr die Herrin sehr geliebt hätte. Als dann die Herrin an einem Schlangenbiss starb, sei er schier verrückt geworden. Er sei ins Artemision gegangen und habe dort eine Klagerede vor der Göttin gehalten, als wäre die Seele eines Dichters in ihn gefahren. Mit hochgezogenen Augenbrauen und einem verzückten Lächeln hob er an zu sprechen:

‚O jungfräuliche Artemis, die du deine schützende Hand über Ephesos hältst, dich rufe ich mir zum Beistand! Übermittle meine Klage dem Hades und der Persephone, den Gottheiten der unter der Erde gelegenen Welt, in die wir alle zurücksinken, die wir als Sterbliche erschaffen worden sind. Der Grund meiner Klage ist meine Gattin, in die eine Viper ihr Gift ergoss und ihr die heranwachsenden Jahre raubte. Ich wollte es ertragen können, und ich werde nicht leugnen, es

versucht zu haben: Der Liebesgott Eros hat gesiegt. Dieser Gott ist in der oberen Welt wohlbekannt. Denn Eros beherrscht auch die Götter! Zeus findet nicht in seinem Himmel, was er lieben könne und stillet mit Eros‘ Hilfe auf unsrer Erde seine Begierden! Dass der Liebesgott auch im Reich des Hades bekannt ist, bezweifle ich nicht; denn wenn die Kunde vom alten Raub nicht gelogen hat, hat Eros auch Hades mit Persephone verbunden. Bei den Orten voller Schrecken, bei diesem gewaltigen Chaos und dem Schweigen des weiten Reiches: Ich bitte den König und die Königin der Toten, Hades und Persephone, lenkt die allzu früh vollendeten Geschicke der Eurydike noch einmal neu. Alles sind wir euch schuldig, und haben wir uns ein wenig aufgehalten, so eilen wir, später oder früher, zu einem einzigen Sitz, zu eurem Sitz. Wir alle streben zu euch, dies ist das letzte Haus, und ihr haltet die längste Herrschaft über das Menschengeschlecht. Auch sie wird euer Recht sein, wenn sie reif die ihr zustehenden Jahre durchlebt hat. Als Gabe erbitten wir nur den Gebrauch. Genau, den Gebrauch, und höre mir gut zu, göttliche Herrin, melde meine Worte getreulich weiter! Wenn ich etwas erwerbe, erwerbe ich auch das Recht, es eine gewisse Zeit zu gebrauchen. Wenn aber das Schicksal der Gattin die Gnade verweigert und mir mein Recht, steht für mich fest, dass ich auf der Stelle hier sterben will: Freut euch am Tod von uns beiden. Artemis, ich flehe dich an, übermittele meine Klage!‘

Viele Menschen wären verwundert stehen geblieben, als die den Mann mit seltsamer Stimme Seltsames sprechen hörten, den viele als nüchternen und geschäftsmäßigen Handelsherrn kannten. Einige Priester hätten unseren Herrn mit Gewalt aus dem Artemision weisen müssen; er sei außer sich gewesen. Der Herr habe so sehr getrauert, dass alle geglaubt hätten, er werde sterben. Er habe dann das Orakel in Klaros aufgesucht. Dort habe man ihm gesagt: ‚Suche an jeglichem Tag, und du findest die Eine von Hundert.‘ Von da an sei er jeden Tag durch die Stadt gelaufen und auch über den Markt am Hafen. Als er gehört habe, dass weit über hundert Frauen verkauft werden würden, habe er wieder Hoffnung geschöpft. Lydia sagte: „Vergiss deinen Namen, Titis. Du bist jetzt Eurydike. Er will unbedingt, dass du Eurydike bist. Wenn du dich weigerst, wird er dich bedenkenlos verkaufen. Egal, an wen. Sei Eurydike!“

Lydia war immer um mich herum: Sie kleidete mich in die Kleider ihrer verstorbenen Herrin, die mir wie angegossen passten, sie frisierte mich wie sie und lehrte mich Griechisch. Nachts schlief ich beim Herrn, und er machte von mir Gebrauch. Lydia hatte mit mir geübt, wie ich reagieren sollte, vor allem, wie und was ich stöhnen sollte. Ich war eine verheiratete Frau gewesen, ich verstand, was ich tun sollte, aber es fiel mir sehr schwer, wie eine andere zu sein. Ich fragte mich, woher Lydia wusste, wie ihre Herrin beim Beischlaf gestöhnt hatte?

Lydia bedeutete mir, dass ich schneller Griechisch lernen musste. Der Herr sei unzufrieden mit mir. Ein Wirt, der mich auf dem Sklavenmarkt schon begutachtet hätte, hätte dem Herrn angeboten, mich zu kaufen, wenn er nicht zufrieden wäre. Ich sei eine kräftig gebaute Frau und daher für Seeleute gut geeignet. Manchmal ist Angst ein guter Lehrer. Eines wusste ich sicher: Nie wieder sollten Männer vor mir Schlange stehen. Ich hatte nun einen Mann, und ich musste seine Eurydike werden.

Ich ließ mir nicht nur von Lydia Griechisch beibringen, sondern auch von anderen Sklaven. Alle halfen mir. Je besser ich Griechisch konnte, desto mehr konnte ich meinen Herrn und seine Anweisungen verstehen. Lydia musste mir alle Kleider der Herrin präsentieren und die Geschichten dazu, so dass ich ein Gespür dafür entwickelte, was ich wann tragen musste. Lydia und andere

Sklaven im Haus erzählten mir von der Vergangenheit des Ehepaares, ihren Gewohnheiten, Vorlieben, Abneigungen, und ich bemühte mich nicht nur, mir alles einzuprägen, sondern es auch zu meiner Geschichte zu machen. Denn der Herr konnte mich freilassen und zu seiner rechtmäßigen Frau machen. Das war meine größte Hoffnung.

Aber es war sehr schwer, den Herrn zufrieden zu stellen. Er hatte ein genaues Bild seiner Eurydike im Kopf und erwartete, dass ich mich genauso benehmen müsste. Er fasste mich an verschiedenen Stellen meines Körpers an. Für jede hatte Eurydike eine bestimmte Reaktion gezeigt. Lydia wusste nicht alles. Er schrie, wenn ich nicht das tat, was die andere Eurydike getan hatte, manchmal schlug er mich. Nie ins Gesicht, dafür umso härter auf das Gesäß mit blutigen Striemen. Einmal war von meinen Hinterbacken ein großes Stück Haut bis auf das Fleisch abgeschunden. „Der Schmerz stärkt das Gedächtnis!“, sagte er. Und ich, ich lernte.

Vor allem gelang es mir nicht, so zu gehen wie die tote Eurydike. Der Herr befahl, dass Lydia es mir beibringen sollte. Lydia habe genau denselben leicht wiegenden Gang, den er so liebe. Er befahl Lydia, dass sie mich züchtigen sollte, wenn ich nicht parierte. Überraschte es mich wirklich, dass Lydia genau das gerne tat? Ich war eine freie Frau gewesen, hatte einen Mann und Kinder gehabt. Lydia hasste mich vielleicht, weil ich das Leben geführt hatte, das ihr verwehrt worden war.

Ich wurde vorsichtiger und immer mehr Eurydike. Mein Herr war wieder ganz der erfolgreiche Handelsherr. Wir begannen beinahe wie Mann und Frau zu leben. Aber wenn ich meine Tage hatte, schlief Lydia bei unserem Herrn. Sie erklärte mir ganz lapidar, das sei auch früher schon so gewesen, denn sie mache alles wie Eurydike. Oft wären sie auch zu dritt im Bett gewesen. Und sei es nicht ein gutes Zeichen, dass der Herr wieder ganz genesen werde? Ich nahm es hin. Was sollte ich tun? Ich begann, über Lydia nachzudenken. Wenn ich die anderen Sklaven fragte, bekam ich ausweichende Antworten.

Als unser Herr für einige Tage nach Milet ging, kam seine Mutter in unser Haus. Sie wollte ausdrücklich nur mit mir alleine sprechen und schickte Lydia hinaus, die zähneknirschend gehorchte. Die Mutter sagte, sie wolle sich die Sklavin einmal anschauen, durch die ihr Sohn genesen sei. Diese Trauer, die ihn wie eine Krankheit befallen hatte, hätte die Geschäfte sehr beeinträchtigt. Sie wolle, dass alles wieder seinen gewohnten Gang gehe. Dann ging sie um mich herum und betrachtete mich von allen Seiten. Dabei zuckten die Winkel ihrer schmalen Lippen. ‚Du hast ein breites Becken. Es wäre gut, wenn du fruchtbar wärest. Wir brauchen Enkel, die die Zukunft unseres Handelshauses sichern. Sieh zu, dass du schwanger wirst. Für uns hast du bisher noch keine Kinder geboren. Ohne Kinder bist du nicht von Wert für die Familie. Vielleicht kann ich dann etwas tun.‘ Dann ging die alte Dame und ließ mich mit vagen Hoffnungen zurück.

Ich wurde schwanger. Mein Bauch begann sich zu runden, und ich spürte kleine Bewegungen. Mein Herr war wie umgewandelt. Er wollte mich nicht mehr in seine Nähe lassen. Was ich mit Eurydikes Körper getan hätte? Ich wäre fett und aufgeschwollen und würde watscheln wie ein Vieh. Er schlug mich wieder, jetzt ins Gesicht. Seine Mutter kam und betrachtete sich besorgt meine blauen Augen und die ausgeschlagenen Zähne. Daher bestand sie darauf, dass ich für einige Zeit zu ihr kam. Sie sagte mir, so wolle sie verhindern, dass ich und das Kind im Kindbett sterben würden. Lydia verabschiedete mich mit einem strahlenden Lächeln, um in ein schrilles, schneidendes Lachen zu verfallen, als sie sich umwandte.

Als er Order bekam, ins Haus seiner Eltern zu kommen, da sein Sohn geboren war, suchte er unser Lager auf, auf dem ich mit dem Kind lag; er sah mich nur angeekelt an. Der Kopf des Kleinen war noch weich, und seine Mutter fuhr meinen Herrn an: „Wage es nicht, ihn zu berühren.“ Ich durfte noch zwei Jahre bei meinem Kind bleiben, um es zu säugen. Ich war die Amme meines eigenen Kindes. Dann setzte sich mein Herr durch und verkaufte mich nach Samos in eine Weinschänke. Die Mutter meines Herrn hatte mir gesagt, sie werde dafür sorgen, dass ihr Sohn das Kind anerkennt und zu seinem Erben macht. Sie werde ihm da keine Wahl lassen.

Ein paar Mal wurde ich weiterverkauft. Nun war ich Putzfrau, Köchin, Bedienung, Wäscherin und Hure. Als Hure habe ich meinen Besitzern das meiste Geld eingebracht. Aber für eine Hure bin ich schon zu alt, und der Grind in meinem Gesicht macht es noch schwerer. Der Wirt schlägt mich oft und beschimpft mich. Ich müsste mir einfach mehr Mühe geben. Ich sollte mich mehr anbieten. Die Schläge tun weh. Manchmal hoffe ich, dass ich bald sterbe. Manchmal hoffe ich, dass mein Sohn kommt. Aber nur manchmal. Meistens bin ich schon zufrieden, wenn der Unterleib nicht schmerzt und ich nicht verprügelt worden bin.“

Dikka schwieg. Dann sagte sie: „Ich will diese Städte, in denen Frauen so leiden, nie besuchen!“ Ich küsste sie noch einmal, dann rannte ich los. Denn du, Derkyllis, und unser Grab warteten auf mich. Der Morgen nicht.

Abschied von Aia

„Aia, bei der göttlichen Aphrodite! Hoffentlich wirst du eines vollkommenen Geliebten teilhaftig werden! Hoffentlich wirst du deine Tage in Gesellschaft dessen zubringen, der deine ganze Hochachtung besitzt! Mädchen, wie glücklich wird Dich diese Torheit machen, dieses zuversichtliche Vertrauen auf Hoffnung, Schönheit und Liebe. Zeige nur deine Empfindsamkeit! Nicht die Wollust ist der Endzweck der Dinge, sondern die himmlische Liebe. Des Geliebten schönstes Vergnügen wird sein, in deinen Umarmungen zu liegen. Sei keine allzu grausame Schöne! Die Gottheit lässt unserem Leben so wenige Augenblicke; verschwende sie nicht unvermerkt auf nichtswürdige und sogar schandbare Dinge!“

Kapitel 27 – Azoulis und der Fluch

(Erzählebene: Deinias berichtet der Derkyllis)

Ich habe Azoulis’ Rettungstat miterlebt. Ich will dir, Derkyllis, von den Stunden erzählen, die über Leben und Tod entschieden – nicht nur über deines und das deines Bruders, sondern über das jener beiden, die euch das Leben gegeben hatten, und zwar in allen Einzelheiten, die mir in Erinnerung geblieben sind. Kein Schwert war je mit größerem Einsatz geführt worden als die Feder, die mein Freund und Begleiter Azoulis in jenen Nächten über die gestohlenen Bücher des Paapis führte. Immer noch sehe ich sein kluges, dunkles Gesicht vor mir, das sich, von einem aufmerksamen Geist erfüllt, über seine Arbeit beugte.

Azoulis – und ich werde diesem Mann bis an mein Lebensende Dank schulden, wie man ihn kaum einem Sterblichen schuldet – hatte aufgehört, sich über die Ursache der Wolken oder die Eigenschaften der Atome Gedanken zu machen, stattdessen hatte er sich der ledernen Bücher des Priesters angenommen, jener Bücher, in denen dessen ganze finstere Kunst verzeichnet stand. Dein Bruder Mantinias hatte sie ihm überlassen mit den Worten: Nun, da Paapis tot sei, hätten sie keinen Wert mehr für ihn.

Azoulis ist ein Name, von dem einige sagen, sie hätten ihn in den phönizischen Kolonien in Nordafrika gehört. Vielleicht ist er ägyptischen Ursprungs; Azoulis spricht nicht darüber, woher er kommt. Jeden Tag beobachtete er euch in eurem Todesschlaf, wie oft sagte er mir: Was für junge, arglose Gesichter! Und jede Nacht jedenfalls, während Mantinias und du in eurem eigentümlichen Zwielicht wachtet und Mantinias sich sogar Liebesabenteuern hingab, saß er über den Schriftzeichen, die keine Sprache der Menschen zu sein schienen, sondern eher das Zischen und Flüstern jener Mächte, mit denen Paapis, diese niederträchtige Kreatur, Zeit seines Lebens Umgang gepflegt hatte. Er sagte mir, er habe schon vieles in seinem Leben getan, aber noch nichts mit einer solchen Entschlossenheit.

Dann wieder beschäftigten sich seine geschickten Hände mit den getrockneten Eidechsen und besonders den Pflanzen, die Paapis gehört hatten; gedörrte Blätter, Stengel und Wurzeln, die zwischen Papyrusblättern steckten; dies hier sei Königskraut, jenes Johanniskraut, Hyperikon. Azoulis, der alles geduldig mit seinem unerbittlich scharfen Blick prüfte, verstand Paapis' Hinterlassenschaften.

„Mir träumte", sagte Azoulis, „dass ich im Gassengewirr von Babylon verloren gegangen war. Die Menschen ging an mir vorbei, ohne auf meine Fragen zu antworten. Dann kam ich zu einem hohen Turm, dessen Spitze ich nicht sehen konnte. Plötzlich war da eine lange Leiter, auf der ich endlos lange nach oben stieg. Oben angekommen, sah ich ganz Mesopotamien vor, die zwei Flüsse Euphrat und Tigris, die Ebenen, die Städte und die Dörfer." „Wie deutest du den Traum?", fragte Democharas. Azoulis antwortete: „Jeder träumt nur das, was ihn betrifft. Dieser Traum macht mir Mut. Ich muss noch lange in Paapis' Unterlagen forschen, aber am Ende werde ich alles überblicken."

Kapitel 28 – Azoulis berichtet

(Erzählebene: Azoulis berichtet dem Deinias)

Geboren wurde ich zwischen riesigen Mauern: Der inneren Stadtmauer *Imgur-Enlil* („Enlil hat gnädig beauftragt") und der äußeren Mauer *Nēmetti-Enlil* („Festung Enlils") in der bei weitem größten Stadt der Welt. Deinias, ich sehe deine Überraschung! Ja, ich bin aus Babylon. Ich wuchs nahe dem geistigen Zentrum der Stadt auf, dem Esagila, dem großen Tempel unseres Stadtgottes Marduk. In seinem heiligen Bezirk erhebt sich auch der Etemenanki, der gewaltige Stufentempel, dessen Name „Haus der Grundlage von Himmel und Erde" bedeutet. Eure Griechen nennen ihn gerne den Turm von Babylon. Ich lernte drei Sprachen, Aumerisch, babylonisches Akkadisch und Aramäisch. Ich entstamme einer uralten Familie von Priestern, Schriftgelehrten und Sterndeutern. Wir betrachten uns als Erben Sargons von Akkad und Hammurapis von Babylon. Unsere babylonischen Gelehrten hielten Mondfinsternisse, Planetenkonjunktionen und andere

Himmelserscheinungen in ihren Tagebüchern auf Tontafeln fest. Sie beobachteten, verglichen und berechneten, was sich am Himmel ereignete. Ich war ein ungewöhnliches Kind: Ich liebte die Mathematik und zugleich den Umgang mit Waffen. Ich war Schüler der Schriftgelehrten, aber mein Sinn stand nach Reisen und Abenteuern. Ich tat so manches, was bei meiner Familie Anstoß erregte. Aus einer Laune heraus folgte ich einem persischen Großen nach Ägypten, nannte mich fortan Azoulis und lernte dort alles, was ägyptische Priester Ausländer lernen lassen. Überall, wo ich hinkam, konnte ich als Arzt und Gelehrter meinen Lebensunterhalt und mehr verdienen. Immer wieder sagte ich mir, dass ich nach Babylon zurückkehren sollte. Aber immer gab es etwas, eine unbeantwortete Frage, eine vage Hoffnung, die mich weiter trieb, bis ich diesen Milesier traf, der zum Okeanos und den Hyperboräern reisen wollte. So traf ich dich, Deinias.

Du hast mich manchmal gefragt, was Azoulis für ein Name sei. Es ist ein ausgedachter, der mir den Anstrich eines Abenteurers aus einer heruntergekommenen phönizischen Kolonie in Libyen oder Iberien geben soll. Wen hättest du lieber an deiner Seite, wenn es hart auf hart kommt: Einen babylonischen Gelehrten oder einen zwielichtigen Abenteurer?

Mein größtes Abenteuer aber begann an dem Tag, an dem Mantinias die Taschen, die er Paapis gestohlen hatte, übergab. Mantinias hatte alles durchwühlt und durch einander gebracht. Jegliche Ordnung, die Paapis getroffen hatte, war zerstört. Also musste ich zunächst alles sichten und einordnen. Bei den getrockneten Pflanzen und Wurzeln waren einige wenige mit Papyrusfetzen versehen, auf denen in Griechisch und ägyptischem Demotisch etwas stand. Was die schriftlichen Hinterlassenschaften des Priesters anging, gab es einige wenige Schriftrollen, viele größere Papyrusfetzen und noch mehr kleine. Auf vielen war die Schrift verblasst. Nur wenige stammten von derselben Hand. Ich sah griechische Buchstaben und phönizische, demotische und hieratische Schriften und etwas, das ich zunächst nicht deuten konnte, das dann aber wichtig wurde. Die meisten Texte schienen in dieser geheimen Schrift verfasst zu sein, die ich nicht entziffern konnte. Zuerst nahm ich mir die griechischen Texte vor, die am leichtesten lesbar waren.

Eines Tages rief ich dich, Deinias und die anderen Männer zu mir. „Stets übe deinen Geist gleichermaßen im verständigen Denken und in der Beobachtung. Dann erhellt sich der eine oder andere Punkt, und man kann sehen, wie aus Punkten Linien werden und aus Linien Flächen.“ Ihr saht mich verständnislos an. Ich war das gewohnt, lachte nur kurz und fuhr fort: „Ich habe jetzt eine ganze Schriftrolle des Paapis entziffert. Das war da auch zu lesen, es klingt sehr vernünftig und hört sich überhaupt nicht nach böser Magie an. Hört weiter zu, gleich wird es schlimmer: ‚Wenn du fremde Länder bereist, so achte stets auf die Pflanzen, die andere übersehen. Dicht am Boden wachsend und verdeckt von den größeren Pflanzen wirst du seltsame Pflanzenarten entdecken können, die unterschiedliche Wirkungen zeigen. Achte besonders auf Stauden, deren Blätter behaart sind, auf Schlingpflanzen, die Bodengeflechte bilden, auf Nesselpflanzen, die ein juckendes Brennen verursachen. Besonders nützlich sind für dich die Pilze mit ihren vielen Giften. Der Duft nach Gift und Krankheit ist ein erster Hinweis. Dafür muss man den Pilz zerreiben und daran riechen. Hilfreich sind Kühe und Schweine. Das Schwein wird den giftigen Pilz fressen, erkranken und meist überleben. Bei der Kuh reicht es, ihr die Hand, die den Pilz zerrieben hat, unter die Nase zu halten. Bei einem wirksamen Pilz wird die Kuh den Kopf sofort wegdrehen.‘

Ob das alles so stimmt, weiß ich nicht.“ Ich rollte die Schriftrolle weiter auf. Einen Augenblick lang beobachtete ich euch, dann las ich weiter vor: „‚Wichtig für einen machtvollen Magier sind

mächtige Diener. Es wird berichtet, dass jenseits des Reiches von Meroe, noch südlicher als das Land Kusch, an den äußersten Quellen des Nil, ein besonderer Zauber praktiziert wird, um starke Diener zu zeugen. Fange ein mächtiges Raubtier männlichen Geschlechts. Hole dir dann eine gesunde, fruchtbare Frau, deren Leib noch Kinder tragen kann und deren Kraft ungebrochen ist. Behandele beide mit dem Saft der Schof-Pflanze. Das Raubtier wird glauben, ein Mensch zu sein, die Frau ein Tier. In diesem Zustand wird das Raubtier die Frau begatten und ein Kind zeugen. Das Kind wird in unverbrüchlicher Folgsamkeit zum Magier aufwachsen, ohne die Grausamkeit des Raubtiers zu verlieren. Einer anderen Sprache als tierischen Gebrülls wird es nicht mächtig sein.‘“ Ich weiß noch, wie Democharesagte: „Hoffentlich werden wir einem solchen Wesen nie begegnen!“ Und ich begann wieder: „Es kommt noch Schlimmeres! Hört zu! ‚Die größte Freude im Leben eines Magiers ist die Zeugung eines Sohnes, der noch machtvoller sein wird. Sich einfach mit einem Weib zu paaren, ist oft nicht von Erfolg gekrönt. Ein Magier der Pygmäen, die im Winter die Kraniche bekriegen, hat einen mächtigen Zauber überliefert: Das Sternbild Mardxar erscheint alle vier Jahre. Suche ein Geschwisterpaar, das im Abstand von vier Jahren im Zeichen des Mardxar gezeugt wurde. Das Weib muss die Ältere sein. Das Kind muss zugleich aus dem Samen des eigenen Bruders und des Magiers empfangen werden, und das zu Lebzeiten der Eltern. Es wird ein Junge geboren werden, der mit dem Blute seines Onkels und Vaters genährt und gewaschen werden muss. Die Großeltern müssen das Kind segnen, damit die dunklen Mächte, die weit draußen lauern, an ihm Gefallen finden. Wenn er alt genug ist, muss er die eigene Mutter töten und ihr Herz essen. Dann wird er gereinigt sein von allem menschlich Schwachen. Wird auch nur ein Schritt ausgelassen, wird das Kind lediglich ein verfluchter Bastard.“ Mir wurde trocken im Mund! Wir alle sahen uns betreten an. So etwas bösartiges, so etwas grausames hatte noch keiner von uns gehört. Ich fragte mich: Ist das der Grund, warum Paapis Derkyllis und Mantinias bis ans Ende der Welt verfolgte?

Später erlangte ich tieferes Wissen; das versuchte ich euch zu erzählen: „Viele Zauberer und Giftmischer hantieren mit fürchterlichen, in Gräbern angestellten Beschwörungen. Meistens beschwören sie irgendwelche Dämonen, die es gar nicht gibt, und den Opfern der Flüche bebt das Herz vor Furcht im Leibe. Dieser Fluch des Paapis dagegen nutzt Kenntnisse von Heil- und Giftpflanzen. Es ist wie ein Netz, jeder Fluch ist an einen zweiten geknüpft, und wer den ersten lösen will, muss zuvor den zweiten kennen. Ein Geheimnis, das ich lösen muss, steckt in diesen kleinen Blättchen mit dem sonderbaren Muster. Paapis ist tot, aber seine Pflanzen wirken weiter.“ Ich wusste, dass ihr mich kaum verstehen konntet, doch ich wusste, ich war ein Mann, der eine Schlacht schlägt, die niemand sonst sehen kann.

Ich suchte in den Papyrusrollen und Papyrusfetzen nach allem, das von der Seele, dem Tod und dem Todesschlaf handelte. Ein sehr alter Papyrusfetzen enthielt folgenden Text, der mich sehr nachdenklich stimmte:

‚Aus dem Buch der getrennten Schatten

Kapitel des stummen Atems

Wenn der Mond sich hinter den Sternen verbirgt und der Wind durch die leeren Gassen geht, so höre die Stimme, die nicht ruft, sondern erinnert. Denn der Mensch ist nicht Fleisch allein. Er ist ein Gefäß, in dem der Atem des Lichts und der Atem der Tiefe sich kreuzen. Solange beide in ihm

wohnen, ist er Herr seines Hauses. Doch wenn einer der Wächter den Schlüssel verliert, so öffnet sich die Tür nach innen, und was draußen wartet, tritt ein.

Der Böse Geist, den die Alten Nokh-Sar nannten, den Einen ohne Gesicht und ohne Fußspur, kommt nicht mit Donner und nicht mit Feuer. Er kommt, wenn der Schlaf zu tief wird, wenn das Herz langsam schlägt und der Atem gleichmäßig wie Wasser über einen Stein fließt. Er kommt als Kälte hinter der Stirn, als Schatten an der Wand, als Name, den man im Traum gehört hat und im Wachen nicht mehr aussprechen darf.

Er spricht nicht: *Gib mir deine Seele.* Er sagt: *Dein Körper ist müde. Lege dich nieder. Ich werde wachen.* Und der Sterbliche glaubt ihm. Dann trennt Nokh-Sar das Unsichtbare vom Sichtbaren, wie man den Docht aus der Lampe zieht, ohne die Flamme zu löschen. Die Seele steigt nicht in den Himmel und sinkt nicht in die Erde; sie bleibt nahe, gefangen zwischen Haut und Traum, wie ein Insekt, dessen Flügel unter Glas bewegt werden. Der Körper aber bleibt zurück: kalt, still, unverweslich, als hätte der Tod ihn nicht berührt, sondern nur vergessen. So liegt der Schlafende da, und die Angehörigen weinen nicht, denn er atmet noch. Doch sein Atem ist nicht mehr sein eigener. Er ist der Atem eines Hauses, in dem niemand mehr wohnt.

Die Alten sagten: Drei Zeichen künden die Trennung. Das erste Zeichen ist der Spiegel, der den Schlafenden nicht mehr zeigt, sondern nur den leeren Raum hinter ihm. Das zweite Zeichen ist der Hund, der vor der Tür steht und weder bellt noch flieht, weil er den Herrn des Hauses nicht mehr riecht. Das dritte Zeichen ist der Traum: Der Getrennte erscheint den Lebenden, spricht mit vertrauter Stimme, bittet um Licht, um Wasser, um eine Hand — doch berührt er sie, so wird die Hand kalt wie Erde nach langem Regen.

Wer den Getrennten sehen will, soll nicht in den Spiegel blicken. Wer ihn rufen will, soll nicht seinen Namen dreimal sprechen. Denn der Name ist eine Tür, und hinter jeder Tür steht Nokh-Sar, wenn die Nacht zu lange dauert. Doch es gibt ein Wort, das weder gebetet noch geschrieben wird: das Wort der Rückkehr. Es wird nicht vom Mund gesprochen, sondern vom Herzen erinnert, wenn der Getrennte im Traum die Hand eines Lebenden ergreift. Es lautet nicht: *Komm zurück.* Es lautet: *Du bist noch du.* Denn keine Macht der Tiefe kann eine Seele endgültig nehmen, die sich selbst noch erkennt.

Und wenn die Seele in den Körper zurückkehrt, so erwacht der Schlafende nicht ruhig. Er erwacht mit Schmutz unter den Nägeln, mit einer Kälte in der Brust und mit der Erinnerung an einen Ort, an dem es keine Sterne gab. Doch er erwacht. Denn der Todesschlaf ist nicht der Tod. Der Todesschlaf ist die Tür, die offen stehen blieb.‘

Und dann stieß ich auf den folgenden Papyrusblatt von der Hand des Paapis: „Es liegt in der Natur des Menschen, dass er ein zusammengesetztes Wesen ist. Er besteht aus dem vergänglichen Körper, der Seele und der Kraft, die beides verbindet. Im Schlaf kann sich die Seele vom Körper lösen und auf Wanderschaft gehen. Die Bindekraft sorgt dafür, dass die Seele in den Körper zurückfindet. Stirbt der Körper, erlischt die Bindekraft. Die Seele kann nun verschiedene Wege wählen: Diejenigen, die in das Reich der Schatten eingehen wollen und ein ordentliches Begräbnis erhalten haben, folgen dem Hermes und werden von Charon übergesetzt. Jene, die für das Reich der Schatten nicht bereit sind oder nicht ordnungsgemäß beerdigt worden sind, können oder müssen in den äußeren Hallen des Hades warten; die, die für das Reich der Schatten nicht bereit sind, können

sich für einen anderen Körper entscheiden; die unbeerdigten, die lange genug gewartet haben, können von Charon übergesetzt werden. Zwischen der Welt der Menschen und den Hallen des Hades liegt ein ungeheurer Raum, der von Seelen, Dämonen und Geistern bewohnt wird. Dort sind Seelen, die im Schlaf auf Wanderschaft gehen und der Bindekraft unterliegen. Dort sind Seelen, die keinen Körper mehr haben, aber auch nicht in den Hades wollen. Sie beobachten die Menschenwelt und beschützen Menschen. All diese Seelen sind für den, der herrschen will, von geringem Nutzen. Viel wichtiger sind die bösen Geister und bösen Dämonen. Das sind Seelen und Geisterwesen, die im Unfrieden mit der Welt sind. Sie waren oft bösartige Menschen oder sind auf so grausame Art und Weise gestorben, dass sie ruhelos bleiben müssen. Aber es gibt auch Wesenheiten, die aus den Abgründen stammen, deren Natur bösartig ist. Sie alle wollen herrschen, quälen, Rache üben, ins Unglück stürzen. Denn Unglück und Leid sind ihre Nahrung. Sie bedürfen vieler Opfer. Sie überfallen Seelen, die auf nächtlicher Wanderschaft sind. Sie sind ruhelose Tote, die die Welt der Lebenden heimsuchen. Diese Bedürfnisse kann der Zauberer gebrauchen, um diese Wesenheiten zu beherrschen.
Wenn eine wandernde Seele im ungeheuren Raum von einem bösen Dämon angegriffen wird, kann dieser Angriff die Bindekraft so weit schwächen, dass der Körper nicht sterben kann, weil die Bindekraft noch vorhanden ist, aber zugleich so schwach, dass die Seele sich in die äußeren Hallen des Hades flüchten muss, wenn sie nicht vergehen will. Der Körper bleibt in einem unnatürlichen Zustand zwischen Leben und Tod zurück.
Der wahrhaft Mächtige kann das Böse zu seinem Werkzeug machen, um Menschen in einen Todesschlaf zu versetzen.“

Dann fand ich einen größeren Papyrusfetzen mit verblasster Schrift, der sich mit Besessenheit beschäftigte:

‚Vom Eintritt des Fremden in das Haus der Seele

Wisse, o Leser, du Unbedachter, dass der Mensch nicht ein Haus ist, sondern ein Haus mit vielen Türen, und dass die Mehrzahl dieser Türen nicht nach außen führt, sondern nach innen, in Räume, die kein Lebender je betreten hat. Der Fremde kommt nicht durch die Tür, die du bewachst.

Die Alten sagten, der Besitzergreifende gleiche dem Wasser, das durch die Steine dringt: Er braucht keine Gewalt, nur Zeit und einen Riss. Ich aber sage dir, er gleicht dem Hunger. Er hat keine Gestalt als jene, die der Hungernde ihm leiht.

Das Erste: der Riss

Keine Seele wird genommen, die nicht zuvor einen Riss getragen hat. Der Riss ist Trauer, die sich nicht aussprach, oder Schuld, die niemand ahndete, oder eine Nacht, in der der Mensch sich selbst fremd wurde und es nicht merkte. Die Wesen jenseits der Sterne kennen diese Risse so, wie der Fischer die Untiefen kennt. Sie sind geduldig. Sie warten Jahre, wie das Wasser in den Brunnen von Meroë wartet.

Das Zweite: die Einladung, die nicht gesprochen wird

Es heißt, man müsse den Fremden *rufen*. Das ist die Lüge der Schwätzer, die Beschwörungen verkaufen. Der Fremde wird nicht gerufen; er wird *vermisst*. Der Mensch, der in der Stille seines Hauses flüstert: „Wäre doch jemand da, der mich versteht“, hat die Tür aufgestoßen, ohne die Hand

zu rühren. Wehe dem Einsamen, denn seine Sehnsucht ist ein Wegweiser, der in zwölf Welten gelesen wird.

Dann beginnen die Zeichen. Der Schläfer erwacht zur Stunde des Hundes, wenn die Nacht ihren tiefsten Atem holt, und hört sein Herz schlagen, als gehöre es einem andern. Er findet Worte auf seiner Zunge, die er nie gelernt hat, und kennt Namen von Orten, die auf keiner Karte stehen. Sein Spiegelbild verzögert sich um die Dauer eines Lidschlags. Die Tiere des Hauses meiden ihn, und die Katze, die ihn liebte, starrt auf einen Punkt neben seiner Schulter.

Das Dritte: die Besiedlung

Nun beginnt, was die dunklen Weisen „das Einwohnen“ nennen. Der Fremde nimmt nicht auf einmal, er nimmt Zimmer für Zimmer. Zuerst das Zimmer des Schlafes, dann das der Träume, dann das des Gedächtnisses. Der Besessene erinnert sich an Dinge, die ihm nie geschahen, und vergisst solche, die ihm teuer waren. Seine Liebsten erschrecken über ein Lächeln, das nicht das seine ist, und sagen: „Du bist verändert.“ Er antwortet: „Ich bin endlich ich selbst“, und es ist die furchtbarste Lüge, die ein Mund aussprechen kann, denn es ist die Wahrheit des Fremden.

In der letzten Phase bleibt die Hülle, doch die Seele ist ein verlassenes Gehöft, und an der Stelle, wo sie wohnte, sitzt etwas, das Menschen nachahmt wie ein Kind, das Gebärden übt. Ich habe einen solchen Mann in Uruk gesehen. Er aß, trank, scherzte, zeugte Kinder. Nur seine Augen blickten stets etwas einen halben Schritt hinter dem Angesprochenen an.

Vom Schutz, soweit er besteht

Die Priester der Alten Ägypter pflanzten Zeichen in die Schwellen ihrer Häuser. Die Weisen von Harran sagten, der beste Schutz sei die *Beredsamkeit der Seele*: dass ein Mensch seine Risse kenne, benenne und bei Tage vor einen Freund trage, denn was ausgesprochen ist, kann nicht mehr im Dunkeln wohnen. Ich fürchte, dies ist die einzige wahre Lehre in diesem Buch und die einzige, die keiner befolgen wird.‘

Hier brach die Handschrift ab. Am Rand stand von späterer Hand, die nicht die Hand des Paapis war: „Wer dies liest, schlafe heute nicht allein.“

So drang ich Schritt für Schritt in die Welt und das Wissen des Paapis ein. Es war eine Reise in die Welt der Alpträume. Und dann, in einer Nacht, die ich nicht vergessen werde, solange mein Herz schlägt – gleich, ob bei Tag oder bei Nacht –, rief ich euch zusammen, und mein Gesicht war das eines Siegers.

„Ich habe es“, sagte ich nur.

Kapitel 29 – Der Fluch wird gebrochen

(Erzählebene: Derkyllis berichtet dem Deinias)

Was folgte, will ich nun schildern, mein Deinias, wie ich es erlebte, aber ich fürchte, meine Worte reichen kaum, um es zu fassen. Democharès und Azoulis schnitten mir und meinem Bruder einige Büschel Haare ab, um sie der Hekate, der Persephone und dem Asklepios zu opfern. Der Gestank verursachte mir Übelkeit. Azoulis entzündete dann auf dem Opferaltar ein Feuer aus Kräutern, die er selbst gesammelt und getrocknet hatte, ein Feuer, dessen Rauch nicht nach oben stieg, wie es

jeder andere Rauch tut, sondern sich wie eine lebendige Schlange um uns beide, Mantinias und mich, wand, ehe er in unsere Münder und Nasen drang. Ich spürte, wie etwas in mir zerriss – nicht mein Fleisch, sondern etwas Feineres, Unsichtbares, das sich seit jenem Tag der Flucht wie eine eiserne Kette um mein Innerstes gelegt hatte. Mantinias, so berichtete er mir später, empfand dasselbe: einen Schmerz, scharf wie eine Klinge, gefolgt von einer Erleichterung, so groß, dass er weinte wie ein Kind.

Als die Sonne über den Hügeln aufging, geschah zum ersten Mal seit Jahren etwas, das kein Wunder hätte grausamer widerlegen können als dieses eine, schlichte Wunder: Wir blieben wach. Das Licht des Tages fiel auf mein Gesicht, und ich lebte in ihm, so wie jeder andere Mensch lebt, ohne zu Stein zu erstarren. Ich griff nach der Hand meines Bruders, und wir sahen einander an wie zwei, die einem Schlachtfeld entronnen sind, auf dem wir beide hätten fallen müssen. Dann fielen wir uns in die Arme, umarmten auch den Azoulis; wir alle priesen mit lauten Worten die Göttin Athene. Denn die Weisheit der Athene hatte die dunklen Künste des Paapis besiegt.

Doch Azoulis war noch nicht am Ende seines Werkes. „Der Fluch, der euch band“, sprach er, „ist derselbe, den ihr unwissend über eure Eltern gebracht habt. Wer den einen löst, kann, so er den Mut und das Wissen dazu hat, auch den anderen lösen.“

Ich gestehe dir, Deinias: In diesem Augenblick erfasste mich eine Hoffnung, so wild und so unbändig, dass ich hätte über das ganze Land Iberien springen können, hätte man mir nur gesagt, welchen Weg ich dafür nehmen müsse. Meine Eltern – seit jenem furchtbaren Tag in Tyros in ihrem todesähnlichen Schlaf verharrend, während wir, ihre eigenen Kinder, über die Ränder der Welt gejagt wurden wie Wild – meine Eltern konnten leben!

Wir machten uns auf den Weg nach Tyros, kaum dass unsere Kräfte es zuließen, denn jede verlorene Stunde erschien mir wie ein Verrat an ihnen, selbst angesichts der vielen Monate, die nun vor uns lagen. Und endlich, nach Wegen, die ich hier nicht alle aufzählen will, gingen wir im Hafen von Tyros an Land. Obwohl ich mich kaum bezähmen konnte, folgten wir alle Democharesʼ Bitte, in dem kleinen Poseidon-Tempel, den griechische Seeleute am Hafen von Tyros errichtet hatten, ein Dankopfer dazubringen. An den Wänden waren kleine, bemalte Terrakottatafeln als Votivgaben für Poseidon aufgehängt. Eine zeigte Poseidon mit Dreizack; andere Tafeln zeigen Bilder mit Schiffsuntergängen. Ich betete: „Ich weiß, Poseidon, dir großen Dank, für den Schutz, den du uns von Thule bis hierher gewährt hast. Verzeihe mir, wenn ich zugleich dafür bete, nie wieder dein Reich zu betreten. Ich bin zuhause, und da will ich bleiben. Auch werde dir hier eine Votivgabe darbringen.“ Später wollten wir auch noch im Tempel des Dagon ein Opfer darbringen.

Voll banger Erwartung traten wir vor das Haus meiner Kindheit; ich sah die vertraute grobe Feldsteinfront, deren Quader an den Ecken vom Salz weiß geworden waren, und die schmucklose Haustür, der man die Wirkung der Seeluft ansah. Da kamen zwei Männer schnellen Schrittes, schrien, machten abwehrende Handbewegungen. Was sie durcheinander riefen, war schwer zu verstehen. Wir verstanden: Bei Melqart – Fluch – Hände weg – Verschwindet – Ihr werdet sterben – Gespenster – Unterwelt. Dann betrachtete ich die beiden genauer: Beide hatten früher zu unserem Haushalt gehört. Der Ältere hieß Hiram, der Rechner meines Vaters, der jüngere Yaron, unser Sklave. Hiram erklärte uns, er sei von Paapis und der Stadt mit der Bewachung dieses Hauses beauftragt worden, das die Stadtoberen angesichts des Wunders der unverweslichen Leichen sorgfältig verschlossen gehalten hatten. Hiram erkannte weder meinen Bruder noch mich, und auch

Yaron machte eine finstere, abweisende Miene. „Packt euch,“ schrie Hiram, „diesem Hause darf niemand nahekommen, geschweige denn dürft ihr es berühren! Schon mit dem bloßen Betrachten des Hauses habt ihr eine üble Tat begangen! Paapis hat gesagt, das kann das Böse wecken, was sich darin niedergelassen hat.“

Mantinias ergriff das Wort: „Hiram, Freund unseres Vaters Mnason, wie freut es mich, daß du gesund bist. Ging es dir immer gut?“ Hiram sah ihn unwillig an: „Ja, sicher. Du siehst es ja. Aber ihr seid wohl verrückt? Mnasons Kinder sind tot, nur Paapis, der der Familie unverbrüchlich die Treue hielt, hat sie lange gesucht. Nun lebt er auf Sizilien und hat die Suche wohl aufgegeben.“

Nun sprach ich Hiram an: „Hiram, erkennst du auch mich nicht? Derkyllis?“ Wieder wehrte Hiram ab: „Verschwindet! Seit der Abreise von Paapis hat kein Mensch mehr seinen Fuß in dieses Haus gesetzt. Ich fürchte, ihr werdet euch nur schwer entsühnen können, weil ihr das Böse bestimmt schon geweckt habt mit euren Blicken und der Unruhe, die ihr verbreitet! Niemand geht gern an diesem Haus vorbei!“ Dann wandte ich mich an Yaron: „Erkennst du mich auch nicht, Yaron? Bestimmt erinnerst du dich an die Beerdigung von Myrto. Wir haben beide geweint. Sie war immer gut zu dir gewesen, fast wie eine Mutter.“ Diese Worte brachen den Bann. Yaron zuerst, dann Hiram gingen mit einem Male die Augen auf. Wir wurden erkannt, wurden unter Tränen begrüßt, waren nicht mehr totgeglaubte, sondern heimgekehrte.

Wir erfuhren, dass sich Paapis das Vermögen unserer Familie angeeignet hatte. Über das Haus hatte er Hiram als Verwalter eingesetzt, der dafür sorgen sollte, dass alles so blieb, wie es war, und niemand das Haus betrat. Selbst mit den Stadtoberen hatte er sich ins Benehmen gesetzt und einem Priester aus dem Herakles-Tempel die unverweslichen Leichen gezeigt, die es zu schützen gelte. In der Stadt verbreitete sich das Gerücht, das Haus sei von Paapis mit einem mörderischen Fluch belegt worden, so dass es nun etwas Böses aus der Unterwelt beherberge. So wurde das Haus versiegelt, und niemand, weder die Verbrecher noch die Verzweifelten, wagte, das Siegel zu brechen.

Wir meldeten den Magistraten unsere Rückkehr und wurden wieder in unsere Rechte eingesetzt. Wir betraten das völlig verstaubte und von Spinnweben verhangene Haus, und arbeiteten uns zum Schlafzimmer unserer Eltern vor. Die Tür war mit schweren Brettern vernagelt, die mit merkwürdigen Zeichen bemalt waren; offenkundig sollten sie Angst erzeugen. Vielleicht waren sie Teil eines Zauberrituals. Azoulis nahm die Zeichen in Augenschein, dann hieß er uns, die Tür aufzubrechen. Ein staubiges Dunkel wartete auf uns, denn auch das kleine Fenster, das Licht spenden sollte, war zugemauert. Im Schein einer Fackel sahen wir dicke Schichten von Staub, die nicht nur die Decke, unter der unsere Eltern lagen, sondern auch ihre Gesichter bedeckten. Vorsichtig säuberten wir das Bett. Irgendjemand hatte ein seidenes Tuch über die Gesichter der Eltern gelegt. Ihre Haut fühlte trocken und ledrig an, die Farbe war grau.

Azoulis begann sein Werk. Wieder schnitt Azoulis meinen Eltern einige Büschel Haare ab, um sie der Hekate, der Persephone und dem Asklepios zu opfern.Er entzündete dasselbe Kräuterfeuer über den reglosen Gestalten meiner Eltern, wiederholte alle Schritt, fügte den einen und anderen noch hinzu, und ich hielt den Atem an, wie ich ihn wohl nie zuvor angehalten hatte – nicht vor den blutrünstigen Kelten, nicht vor den Toren des Hades selbst.

Die Behandlung begann: Dreimal legte Azoulis ein gewisses Kraut den Leblosen auf den Mund und ein anderes auf die Brust. Dann nahm er es und verbrannte es. Der Rauch stieg auf und schlang sich um die beiden Körper. Alsbald hob sich die Brust der Eltern; es schlug die Pulsader. Meine Mutter regte die Hand. Mein Vater öffnete die Augen, als erwachte er aus einem gewöhnlichen, gnädigen Schlaf, nicht aus Jahren der Erstarrung.

Ich fiel vor ihnen auf die Knie, Deinias, ich, die ich mit Häuptlingen, Tyrannen und Philosophen gesprochen und Toten ins Angesicht geblickt hatte, und ich weinte wie das Kind, das ich gewesen war, als all dies begann. Die Schuld, die uns über den halben Erdkreis gejagt hatte, löste sich in diesem Augenblick auf wie der Rauch selbst, der sich in der Morgenluft verlor.

So schließt sich, wie du siehst, ein Kreis, der vor Jahren in einem Moment kindlicher, gutgemeinter Torheit begann. Keine Gefahr, die wir auf unseren Wegen bestanden haben und der wir entronnen sind, hat mich so viel gelehrt wie diese eine Nacht, in der ein einziger Mann mit ruhiger Hand und unbeirrbarem Geist tat, wozu weder Speer noch Schwert imstande gewesen wären.

Siebter Teil – Heimkehr

Kapitel 30 – Der Mond und die Sibylle

(Erzählebene: Deinias berichtet dem Kymbas)

Von allem, was ich auf meinen Irrfahrten gesehen habe, Kymbas, und du weißt, ich habe Dinge gesehen, die kein vernünftiger Mensch mir glauben dürfte, ist nichts so sehr in meiner Erinnerung eingebrannt wie das, was mir widerfuhr, nachdem Derkyllis mit ihrem Bruder und dem treuen Azoulis und meinem Sohn den Weg nach Süden, nach Tyros, angetreten hatte. Ich aber, von einer Unruhe getrieben, die ich selbst nicht zu benennen wusste, wandte mein Gesicht ein letztes Mal nach Norden, und Karmanes und Meniskos, jene beiden, die mit mir schon den Okeanos überquert hatten, zögerten nicht, mir zu folgen. Wären sie feige Männer gewesen, hätten sie mich verlassen; doch Feigheit war ihnen ebenso fremd wie mir die Umkehr. Der Tag brach dunkel an, bar aller Sterne.

Das Land, das wir nun betraten, will ich nicht Land nennen, denn es hatte mit dem, was du und ich unter diesem Wort verstehen, wenig gemein. Es war ein Reich, in dem die Sonne, so schien es, ihr Amt für immer niedergelegt hatte. Kein Morgen brach an, kein Abend verging, der Wind blies stets sacht – nur eine einzige, endlose Dämmerung lag über den Ebenen, durchzogen von einem kalten, silbernen Schimmer, dessen Quelle wir zunächst nicht zu erkennen vermochten. Ich habe in den Wäldern der Riphäischen Berge gefroren, doch das hatte mich nicht so sehr die Grenzen meiner eigenen Natur spüren lassen wie dieses Land ohne Tag.

Drei Tage – wenn man in einem Reich ohne Sonne überhaupt von Tagen sprechen darf – zogen wir durch jene Dämmerung, bis das Land selbst sich aufzulösen schien und wir auf einer Ebene aus schwarzem, glasigem Gestein standen, über der der Schimmer, den wir zuvor nur von Weitem gesehen hatten, sich zu einer gewaltigen, bleichen Scheibe formte, die den halben Himmel einnahm. Es war der Mond, Kymbas – nicht der Mond, den wir von Tyros aus über dem Meer aufgehen

sehen, sondern jener selbst, aus solcher Nähe, dass ich die Hand hätte ausstrecken mögen, ihn zu berühren.

Wie wir von jener Ebene aus zu ihm gelangten, vermag ich dir nicht in Worten zu erklären, die einem vernünftigen Manne genügen würden; ich weiß nur, dass ein Weg sich vor uns auftat, silbern und schwindelerregend, und dass Karmanes, der sonst kein Wort verlor, in jener Stunde zum ersten Mal ein Gebet sprach. Meniskos lachte, wie er es in Gefahr stets tat, und ich – ich dachte nur an Derkyllis, und dieser Gedanke trug mich mehr als meine eigenen Füße.

So betraten wir den Mond.

Ich hatte mir, Kymbas, eine tote, erstarrte Welt vorgestellt, eine Wüste aus Licht; doch nur wenig, was ich auf meinen Reisen gesehen hatte, konnte mit den Wundern und der Schönheit der Mondlandschaft konkurrieren: die silberglänzenden Berge in der Ferne, das seltsame Spiel des Lichts (aber ohne Schatten) auf den Bergkämmen und vor uns erhoben sich Türme von einer seltsamen Eleganz, wie sie kein Bildhauer der Erde ersinnen könnte, gewachsen, so schien es, nicht gebaut, aus einem Stein, der das Licht in sich aufnahm und wieder aushauchte wie Atem. Zwischen diesen Türmen, allein, ohne Wächter und ohne Gefolge, saß eine Frau von unbestimmbarem Alter – jung an Gestalt, doch mit Augen, in denen die Zeit selbst zu wohnen schien. Man nannte sie, wie wir bald erfuhren, die Sibylle dieses Ortes, und ich habe seither viele Priesterinnen und Orakel gesehen, doch keines, das mir die Gewissheit gab, wirklich gesehen zu werden, wie ihr Blick sie mir gab.

„Zu dritt seid ihr gekommen“, sprach sie, ehe wir ein Wort gesagt hatten, „und dreien wird gewährt, worum sie bitten – doch nur einmal, und nur, was das Herz am tiefsten begehrt, nicht, was der Mund zu fordern wagt. Lasst mich euch jeweils einen Vorschlag machen. Karmanes, deine Augen scheinen zu sagen, dass der Reichste aller Menschen und Herrscher der Welt werden willst. Meniskos, deine Hände scheinen mir zu sagen, dass du der Tapferste aller Menschen und vollkommener Meister in allen Handwerken und Künsten werden willst. Deinias, dein Herz scheint mir zu sagen, dass du die schönste Frau der Welt besitzen möchtest.“

Karmanes, der Schweigsame, trat als Erster vor. Was er sich wünschte, hat er mir nie gesagt, und ich habe nicht gefragt; nur so viel weiß ich, dass er schlagartig von jenem Moment an ruhiger und in seiner Haltung noch stolzer schien, als hätte er endlich das Ziel gefunden, dem er sein Leben lang nachgereist war. Dass er Herrscher der Welt geworden sei, habe ich allerdings nie gehört.

Meniskos, stets der Lauteste von uns, wollte kein vollkommener Meister werden, sondern verlangte nach Wundern, die seine Augen noch nicht gesehen hatten – und die Sibylle lächelte, wie man über ein Kind lächelt, dessen Wunsch sich selbst widerspricht, und gewährte ihm, was er verlangt hatte, auf eine Weise, die, wie ich vermute, ihm mehr Wunder bescherte, als sein Herz sich je erträumt hätte.

Dann wandte sie sich mir zu, und ich spürte, wie unter jenem Blick alle Umwege meiner langen Reise zu einem einzigen, geraden Weg zusammenschmolzen.

„Und du, Fremder, der du weiter gereist bist als die meisten Sterblichen vor dir – was begehrst du, da du am Rand aller Welten stehst?“

Ich hätte, Kymbas, um Weisheit bitten können, wie sie einst Astraios von den Ägyptern erbat, oder um Macht, wie sie Könige sich erträumen. Doch als ich den Mund öffnete, kam nur ein einziger Name über meine Lippen, und es war nicht der Name eines fernen Wunders, sondern der einer Frau in Tyros, die auf mich wartete, ohne zu wissen, ob ich je zurückkehren würde.

„Derkyllis“, sprach ich. „Ich begehre, an ihrer Seite zu sein. Für mich ist sie die schönste Frau der Welt.“

Die Sibylle neigte das Haupt, als hätte sie nichts anderes erwartet. „So sei es dir gewährt, wie es keinem Wanderer vor dir gewährt wurde. Schließe die Augen, Deinias, Sohn deines Vaters, und öffne sie dort, wo dein Herz bereits weilt.“

Von der Sibylle des Mondes will ich noch dies berichten, Kymbas, ehe ich zum Ende komme: Als sie uns die Wahl aller Wünsche freistellte, Macht, Reichtum, Unsterblichkeit – Macht, wie sie Karmanes wahrscheinlich begehrte, oder Wissen ohne Grenzen, wie es Meniskos vermutlich vorschwebte –, da wusste ich mit einer Gewissheit, die stärker war als jedes Wunder, das ich auf dieser Reise gesehen hatte, was ich zu erbitten hatte. Nicht die Herrschaft über ferne Reiche, nicht das Geheimnis der Gestirne. Ich verlangte nach nichts, als zu der Frau zurückzukehren, die in Tyros auf mich wartet, und das kannst du mir ruhig glauben: Kein Erfolg, den ich je errungen, hat mich mit solchem Stolz erfüllt wie dieser eine, einfache Wunsch.

Kaum hatte ich ihn ausgesprochen, überkam mich eine Schwere, gegen die kein Wille ankämpft, mochte er auch von hundert Schlachten gehärtet sein. Ich sank, ob in Schlaf oder in etwas, das die Sterblichen nicht zu benennen wissen, und die letzten Bilder des Mondes verloschen um mich wie Fackeln im Sturm.

Kapitel 31 – Erwachen in Tyros

(Erzählebenen 3/2/1/0, in umgekehrter Reihenfolge sich schließend)

Ich schloss die Augen, Kymbas, auf dem Grund einer Welt aus silbernem Licht – und als ich sie wieder öffnete, lag die Sonne von Tyros warm auf meinem Gesicht. Ich erwachte im Hof des Tempels des Herakles von Tyros, und Derkyllis’ Hand ruhte in der meinen, als hätte sie sie nie verlassen. Derkyllis sagte, sie habe sich plötzlich unwiderstehlich gedrängt gefühlt, dem Herakles ein Opfer darzubringen, und das habe keinen Aufschub geduldet. Was aus Karmanes und Meniskos ward, ob sie mir bald folgten oder noch heute zwischen jenen lichten Türmen wandeln, vermag ich dir nicht zu sagen. Ich weiß nur dies: Von allen Wundern, die mir auf meinem Weg begegnet sind, war keines größer als dieses letzte, schlichte Geschenk – Derkyllis.

Derkyllis’ Augen enthielten in diesem Augenblick alles, was ich auf meiner ganzen Irrfahrt an Wundern gesehen hatte, und übertrafen es noch. Kein Land jenseits des Okeanos, kein Reich der Nacht, kein Antlitz einer Sibylle hatte mich so getroffen wie der bloße Anblick dieser Frau, lebendig, erlöst und an meiner Seite, wo sie von nun an bleiben sollte. Sich in die Eine zu verlieben, zu heiraten, Kinder zu haben und zu sterben – was kann sich ein Mann mehr wünschen? Mir war dieses Glück zweimal vergönnt!

Doch halt! Noch eines: Vor etlichen Jahren hat mich Argyrogona, Mantinias' Hexe, entdeckt. Seitdem besucht sie mich gelegentlich in meinen Träumen. Sie behauptet, sie träume von der Wärme meines Körpers. Was soll ich sagen? Argyrogona bleibt unverändert furchterregend schön.

So endet, Kymbas, was ich dir zu erzählen hatte. Du kamst, mich in die Heimat zurückzuholen; nun weißt du, dass ich mein Glück längst gefunden habe, hier, in den Mauern von Tyros, an der Seite derer, um derentwillen ich schließlich auf alle weiteren Abenteuer verzichtet habe.

Als Deinias geendet hatte, schwieg Kymbas lange. Dann erhob er sich, wie ein Mann sich erhebt, der begriffen hat, dass er einer Bestimmung nicht widersprechen darf, mochte sie noch so fremdartig klingen, und verließ Tyros ohne den Landsmann, aber mit unglaublichen Geschichten über die Wunderdinge jenseits von Thule.
Deinias aber übergab das zweite Exemplar, das der Grammateus Erasinides von Athen geschrieben hatte, seiner Derkyllis mit der Bitte, es ihm dereinst mit in das Hypogaeum, die große unterirdische Gruft von Derkyllis' Familie, zu geben.

In der Gruft unter den Trümmern von Tyros ließ Alexander die letzte Schriftrolle sinken, aus der er gelesen hatte, bis die letzte Zeile verklungen war. Er sah zu Hephaistion, dann zu Parmenion, und in seinem Blick war etwas von jener Ehrfurcht, die sonst nur den Göttern vorbehalten schien. Kein Wort fiel zwischen den dreien, als sie die Sarkophage der Lysilla, des Mnason, des Aristion, des Mantinias, der Derkyllis und des greisen Deinias verließen und ans Licht zurückkehrten, das über der eroberten Stadt lag.

So schließt Balakros seinen Brief an Phila: Damit endet der Bericht, den wir in jener Gruft fanden, und ich gebe ihn dir wieder, so getreu mein Gedächtnis es zuließ. Ob du glauben magst, was ich dir hier aufgeschrieben habe, überlasse ich dir; ich selbst habe die Sarkophage mit eigenen Augen gesehen und die Inschriften mit eigener Hand berührt, und seither weiß ich nicht mehr sicher zu sagen, wo die Grenze verläuft zwischen dem, was ein Mann erfindet, und dem, was er nur wiedergibt. Bewahre mir deine Liebe, wie Deinias die seine über den Rand der Welt hinaus bewahrt hat, und lass uns hoffen, dass keiner von uns beiden je so weit wird reisen müssen, um sie wiederzufinden.

Bleib gesund, Phila!

Dein Balakros

Glossar zu "Die Abenteuer jenseits von Thule"

Dieses Glossar erläutert historische, geographische, mythologische und philosophische Bezüge sowie die wichtigsten Figuren und Schauplätze des Romans. Es unterscheidet zwischen historisch oder literarisch überlieferten Sachverhalten und den freien Erfindungen des Verfassers. Wo antike Überlieferungen als Anregung dienen, bedeutet dies nicht notwendig eine unmittelbare Quellenabhängigkeit. Der Roman versteht sich als eigenständige literarische Neuschöpfung nach den überlieferten Zeugnissen zu Antonius Diogenes.

Personen

Abradates

Hoher persischer Würdenträger, den Mantinias auf der Königsstraße trifft; auf der Reise zum Großkönig nach Persepolis. Mantinias ist einige Tage sein Gast und erzählt ihm von Utnapischtim und dem Mondsack. Der Name stammt aus Xenophons Kyrupädie (Gatte der Pantheia); hier ist er eine eigenständige Romanfigur.

Admetos

König von Pherai in Thessalien, Sohn des Pheres. Apollon, der bei ihm als Knecht diente, erwirkt bei den Moiren, dass er dem Tod entgeht, wenn ein anderer freiwillig für ihn stirbt. Seine Eltern weigern sich, seine Frau Alkestis tritt ein. In Mantinias' Erzählung der siebten Nacht erkennt Admetos den Wert seiner Frau erst, als er sie zurückerhält.

Aia

Jüngere Tochter des Karad auf Thule. Sie ist ihrer Schwester Argula hörig und weigert sich zu heiraten; an der Demütigung Ligachs und an der Prügelei gegen Mantinias ist sie beteiligt. Nach Argulas Flucht soll sie deren Ehemann heiraten, um das Ansehen des Vaters wiederherzustellen. In den zwölf Nächten hört sie Mantinias' Binnenerzählungen über Liebe, Ehe und Besitz und beginnt, ihre Rolle zu hinterfragen („Wenn mein Vater mich eines Tages einem Mann gibt, den ich noch nicht kenne, will ich darauf achten, wie er mich ansieht, wenn er nicht weiß, dass ich es sehe“).

Ainesidemos

Historischer Tyrann von Leontinoi, Sohn des Pataikos, Leibwächter des Hippokrates von Gela (Hdt. 7,154) und Vater des Theron von Akragas (Hdt. 7,165). Er wurde 498 v. Chr. von Hippokrates in Leontinoi eingesetzt und hielt die Stadt wohl bis zu dessen Tod 491. Im Roman nimmt er Paapis an seinem Hof auf, gibt ihm Macht und hält dort Derkyllis fest. Mit ihm ist die Binnenhandlung ins späte 6. und frühe 5. Jahrhundert v. Chr. datiert; die Rahmenhandlung (Tyros 332 v. Chr.) liegt gut ein Jahrhundertund viertel später. Dieser Abstand gehört zur Fiktion der in der Gruft bewahrten Aufzeichnungen.

Alexander der Große

König der Makedonen 336–323 v. Chr. Er erobert Tyros 332 nach siebenmonatiger Belagerung. Im Roman steigt er in die Gruft unter den Trümmern, öffnet die Zypressenholztruhe und lässt die Aufzeichnungen sichern. Antrieb ist sein *pothos*.

Alkestis

Gattin des Admetos, die freiwillig für ihren Mann stirbt. In Mantinias’ Erzählung (siebte Nacht) lässt Persephone sie aus Achtung zurückkehren; Solon und Bias deuten ihre Tat beim Symposion als Beispiel ehelicher Liebe.

Amage

Junge Frau der Amyrgischen Saken und Heldin der Binnengeschichte der sechsten Nacht. Sie wird mit dem schönen, aber gleichgültigen Krieger Ateas verheiratet; das Lied des gefangenen Sauromaten Aripeithes über kämpfende Frauen verzaubert sie.

Amm

Waj-Frau im Schneehaus-Dorf. Sie bringt den Gefangenen zu essen und ist die Erste in der Zeugungsszene mit Meniskos (Kap. 6, „Fellmenschen“). Meniskos wollte sie zunächst als Geisel nehmen.

Anaximander

Griechischer Naturphilosoph aus Milet (um 610–546 v. Chr.), Schüler des Thales und einer der bedeutendsten Vertreter der frühen ionischen Naturphilosophie. Er erklärte die Entstehung der Welt aus dem Apeiron, dem Unbegrenzten oder Unbestimmten; er lässt die Erde frei im Raum schweben. Im Roman gehört er zu den Lehrern des jungen Pythagoras. Eine solche Verbindung ist historisch nicht gesichert.

Androkles

Ehrbarer Bürger von Samos und Erzieher des Findelkindes Astraios. Später übernimmt er auch die Ausbildung des jungen Pythagoras. Androkles erkennt früh die außergewöhnlichen Fähigkeiten seiner Schüler und vermittelt ihnen eine umfassende Erziehung in Musik, Gymnastik und geistiger Bildung.

Antipatros

Makedonischer Feldherr und Statthalter, etwa 399--319 v. Chr. Im Roman ist er der Vater der Phila. Balakros verweist auf ihn als Vorbild für Nüchternheit und Geradlinigkeit.

Artembares

Persischer Großer in Mantinias' erster Nachtgeschichte. Seine Verbindung mit Randane steht im Spannungsfeld von Liebe, gesellschaftlicher Stellung und politischem Ehrgeiz. Die Geschichte

gehört zu Mantinias' Beispielen für die Macht persönlicher Bindungen gegenüber gesellschaftlichen Erwartungen.

Artemidoros

Sohn des reichen ephesischen Schiffsherrn Damon und Ehemann der Galateia. Zunächst betrachtet er Ehe und Familie vor allem unter dem Gesichtspunkt von Vermögen, gesellschaftlicher Stellung und Besitz. Beim Gastmahl seines Vaters wird er durch Galateias Erinnerung an den verstorbenen Eumenes mit ihrer eigenen Vergangenheit konfrontiert. Er beginnt zu verstehen, dass eine Ehe mehr verlangt als wirtschaftliche Zweckmäßigkeit und gesellschaftliche Anerkennung.

Araspas

Persischer Mann aus Mantinias' dritter Nachtgeschichte. Seine Begegnung mit Pantheia und ihrem Ehemann Abradates behandelt das Verhältnis von Begehren, Treue und Selbstbeherrschung. Die Erzählung geht auf eine Episode aus Xenophons Kyroupädie zurück.

Argula

Thulitin und Schwester der Aia. Ihre Verbindung zu einem gewalttätigen Ehemann und die Ächtung durch ihre Familie zeigen die Härte gesellschaftlicher Ehrvorstellungen auf Thule.

Aristion

Sohn des Mnason und Angehöriger der Familie, deren Geschichte in den Inschriften der Sarkophage von Tyros erscheint. Seine Lebenszeit wird dort mit 47 Jahren und anschließend weiteren 52 Jahren angegeben. Die Inschrift verweist auf das ungewöhnliche Schicksal der Familie.

Astraios

Findelkind, das Mnesarchos unter einer Weißpappel entdeckt. Der Name bedeutet „der Sternhafte" und verweist auf seine ungewöhnliche Herkunft und seine enge Verbindung zu kosmischen Bildern. Astraios wächst gemeinsam mit Pythagoras auf, wird dessen Schüler und begleitet später Derkyllis auf ihrer Flucht. Er ist kundig in Musik, Philosophie und den Lehren des Pythagoras.

Azoulis

Einer der drei Gefährten, die sich Deinias und Democharesam Rand der bekannten Welt anschließen. Azoulis ist schweigsam, beobachtend und in der Kenntnis von Pflanzen, Heilmitteln und geheimen Zeichen bewandert. Er liest die Aufzeichnungen des Paapis und erkennt, dass dessen Fluch nicht allein auf Magie, sondern auf der Wirkung von Heil- und Giftpflanzen beruht. Dadurch gelingt es ihm, den Fluch von Derkyllis und Mantinias zu brechen.

Balakros

Sohn des Nikanor und Leibwächter Alexanders des Großen. In der Rahmenhandlung berichtet er seiner Frau Phila in mehreren Briefen von der Gruft unter den Ruinen von Tyros und von den dort

gefundenen Schriftstücken. Seine Erzählung bildet die äußerste Rahmenebene des Romans. Historische Bezüge der Figur sind von ihrer literarischen Rolle zu unterscheiden. Denn es gibt ein chronologisches Problem: Die Schlacht bei Issos fand 333 v. Chr. statt, die Belagerung von Tyros 332 v. Chr. Balakros war nach Issos bereits zum Satrapen von Kilikien ernannt worden.

Bias

Bias von Priene (* um 590 v. Chr.; † um 530 v. Chr.): Einer der Sieben Weisen zusammen mit Thales von Milet oder Solon von Athen. Ihm werden zahlreiche Aussprüche und Sentenzen zugeschrieben. Die Quellenlage zu seinem Leben und Wirken ist problematisch. In Mantinias' Alkestis-Erzählung ergänzt er Solons Rede um den Gedanken, dass sich Liebe nicht nur in außergewöhnlichen Opfern, sondern vor allem in der täglichen Fürsorge der Ehepartner zeigt.

Bouda

Thulitin, die in Mantinias' Erzählungen und Begegnungen auf Thule erscheint. Ihre Episode gehört zu den Erfahrungen, durch die Mantinias die unterschiedlichen Formen von Begehren und Bindung kennenlernt.

Damon

Reicher Schiffsherr aus Ephesos und Vater des Artemidoros. Er veranstaltet zu den Dionysien ein Gastmahl für Verwandte und Freunde. Seine Verbindung zu Galateias Familie ist zugleich wirtschaftlich und familiär: Er hat die Ehe seines Sohnes mit Galateia mit deren Mutter Damophile vermittelt. Seine Zuneigung zu Galateia wird von den Gästen mit scherzhafter Nachsicht beobachtet.

Damophile

Mutter der Galateia und Kusine des ephesischen Schiffsherrn Damon. Gemeinsam mit Damon vermittelt sie die Ehe ihrer Tochter mit Artemidoros. Die Verbindung dient auch der Sicherung und Zusammenführung des Familienvermögens.

Deinias

Arkadischer Abenteurer aus Tegea. Gemeinsam mit seinem Sohn Democharesbricht er auf, um die unbekannten Randgebiete der Welt zu erkunden. Er überquert den Okeanos, erreicht Thule und begegnet dort Derkyllis. Später erzählt er seine Lebensgeschichte dem Gesandten Kymbas. Seine Liebe zu Derkyllis bestimmt seine Rückkehr nach Tyros.

Democharesder

Sohn des Deinias. Er begleitet seinen Vater auf der ersten Reise nach Norden und Osten. Gemeinsam erreichen sie die äußersten Grenzen der bekannten Welt. Im weiteren Verlauf der Handlung bleibt Democharesin der Rahmenüberlieferung präsent, tritt aber gegenüber Deinias' späterer Geschichte zurück.

Derkyllis

Tochter einer aus Milet eingewanderten griechischen Familie in Tyros und Schwester des Mantinias. Gemeinsam mit ihrem Bruder verabreicht sie den Eltern einen vermeintlich heilenden Trank, der sie in einen todesähnlichen Schlaf versetzt. Aus Angst, die Eltern getötet zu haben, flieht Derkyllis aus Tyros und durchquert zahlreiche Länder. Sie begegnet dem Hades, überlebt den Fluch des Paapis und wird schließlich Deinias' Geliebte. Ihre Erzählung bildet das emotionale und narrative Zentrum des Romans.

Dikka

Thulitin und Freundin der Imilke. Sie gehört zu Mantinias’ engerem Kreis auf Thule und setzt sich gemeinsam mit anderen Frauen dafür ein, Aia aus einer gewaltsamen und unglücklichen Ehe zu befreien.

Endymion

Gestalt der griechischen Mythologie, ein schöner Jüngling, den Selene, die Mondgöttin, liebte. Nach einer verbreiteten Überlieferung wurde er in ewigen Schlaf versetzt, um seine Jugend und Schönheit zu bewahren. Im Roman erscheint der Name im Zusammenhang mit der eigenständigen Welt der Mondbewohner.

Erasinides

Schreiber aus Athen und Begleiter des Kymbas. Er hält Deinias' Lebensgeschichte auf Zypressenholztafeln fest. Von seiner Niederschrift existieren zwei Exemplare: eines für das Koinon der Arkader und eines für Deinias selbst. Seine Tätigkeit verbindet die mündliche Erzählung mit der schriftlichen Überlieferung.

Eugippe

Mutter des Artemidoros. Sie wird in dessen Rede beim Gastmahl gemeinsam mit seiner Schwester Phainarete und seiner Frau Galateia gepriesen.

Eumenes

Junger, mittelloser Sänger und Dichter aus Priene, den Galateia während eines Besuchs bei ihrer Tante kennenlernt. Er liebt sie, kann aber wegen seiner Armut und der gesellschaftlichen Schranken nicht um sie werben. Als Galateia fortreist, kommt er in einer fiebrigen Nacht vor das Haus ihrer Tante und stirbt dort. Sein Grab liegt an einer Straße vor der Stadt am Mykale. Seine Erinnerung bildet den entscheidenden Wendepunkt in Artemidoros’ Verständnis seiner Frau.

Galateia

Ehefrau des Artemidoros und Tochter des reichen Schiffsherrn Philippos und der Damophile. Sie gilt als schön, vornehm und als ideale Schwiegertochter. Vor ihrer Ehe liebte sie den armen Sänger Eumenes in Priene. Dessen Tod hat sie nie vergessen. Als sie beim Gastmahl das Adonis-Spiel sieht und sich an ihn erinnert, wird Artemidoros erstmals mit ihrer eigenen, von ihm bislang nicht wahrgenommenen Lebensgeschichte konfrontiert.

Glauke

Sklavin im Haus des Damon. Sie ist hübsch, klug und schlagfertig. Als Artemidoros ihr gegenüber eine anzügliche Bemerkung macht, antwortet sie mit einem Sappho-Zitat über den unerreichbaren Apfel am höchsten Zweig. Die Begegnung beschämt Artemidoros und führt das Motiv weiblicher Selbstbehauptung früh in die Geschichte ein.

Gyges

Historisch belegter, zudem sagenumwobener König der Lyder (Mermnade). Er herrschte vermutlich von 680 bis 644 v. Chr. Er war der erste König der Mermnaden-Dynastie, die mit König Kroisos (Krösus) um 541 v. Chr. unterging.

Hephaistion

Makedonischer Feldherr und engster Freund Alexanders des Großen; gestorben 324 v. Chr. In der Rahmenhandlung begleitet er Alexander, Parmenion und Balakros in die Gruft von Tyros.

Imilke

Thulitin und Freundin der Dikka. Mantinias begegnet ihr auf Thule und erzählt von seiner Beziehung zu ihr. Später unterstützt sie gemeinsam mit Dikka den Versuch, Aia vor einer gewaltsamen Ehe zu bewahren.

Kandaules

Herrscher von Sardes in Mantinias’ zweiter Nachtgeschichte. Seine Selbstüberschätzung und sein Umgang mit der Schönheit seiner Frau führen zur Katastrophe, in der Gyges eine entscheidende Rolle spielt. Siehe auch Sadyattes I.

Karad

Einflussreicher älterer Thulite und Vater der Argula und Aia. Sein Streben, das Ansehen seiner Familie durch eine arrangierte Ehe zu bewahren, gerät in Konflikt mit dem Leid seiner Töchter.

Karmanes

Einer der drei Männer, die sich Deinias und Democharesam Rand der Oikoumene anschließen. Er ist groß, schweigsam und von ruhiger Entschlossenheit. Als erfahrener Seemann übernimmt er später die Führung des Schiffes über den Okeanos.

Keryllos

Seefahrer und Angehöriger einer tyrrhenischen Besatzung. Nach einem Schiffbruch rettet er Derkyllis das Leben und wird ihr Geliebter. In der Begegnung mit den Astyrern wird er mit einer Schuld aus seiner Vergangenheit konfrontiert: Vor zwanzig Jahren hatte er den Bruder des astyrischen Häuptlings getötet. Keryllos stellt sich dem Zweikampf und stirbt, nachdem er seine Verantwortung anerkannt hat.

Kymbas

Gesandter des Koinon der Arkader und Vertreter der Heimatstadt Tegea. Er sucht den verschollen geglaubten Deinias in Tyros auf, um dessen Lebensgeschichte aufzeichnen zu lassen. Kymbas bildet den Anlass für Deinias' große Rückerzählung.

Ligach

Junge Thulitin, die zu Mantinias’ Bekanntenkreis gehört. Sie hilft, zwischen den Bewohnern von Thule und den Fremden zu vermitteln. Democharesfühlt sich zu ihr hingezogen.

Lykophron

Arkadischer Gastfreund des Damon. Beim Gastmahl in Ephesos beteiligt er sich an den Gesprächen über Unterhaltung, Tanz, weibliche Fähigkeiten und maßvollen Weingenuss. Seine Bemerkungen geben Artemidoros mehrfach Gelegenheit, seine eigene Haltung zu zeigen.

Lysias

Neffe des Damon und Sohn eines verstorbenen Bruders. Er hat Homers Ilias und Odyssee auswendig gelernt und trägt beim Gastmahl eine Passage aus der Ilias vor, in der Achilleus Odysseus und dessen Begleiter bewirtet.

Lysilla

Frau, deren Sarkophag in der unterirdischen Gruft von Tyros gefunden wird. Die Inschrift nennt ein Lebensalter von 35 Jahren. Ihre Zugehörigkeit zur Familie und ihre genaue Beziehung zu den übrigen Bestatteten werden durch die Inschrift nicht vollständig geklärt.

Mantinias

Bruder der Derkyllis und Sohn der Familie aus Tyros. Gemeinsam mit Derkyllis bereitet er den Trank für die Eltern zu und flieht anschließend aus der Heimat. Nach Jahren der Trennung begegnet er seiner Schwester am Hof des Ainesidemos wieder. In seiner eigenen Erzählung berichtet er von einer Reise zum Mond und von einem Krieg zwischen Mond- und Sonnenbewohnern.

Meniskos

Einer der drei Gefährten des Deinias. Er ist neugierig, redegewandt und ungestüm. Während der Reise deutet er fremde Erscheinungen häufig als göttliche Vorzeichen. Seine Wissbegierde und sein Mut machen ihn zu einer wichtigen, zugleich aber komischen Figur der Reisegemeinschaft.

Mnason

Vater des Mantinias und der Derkyllis. Sein Sarkophag trägt eine ungewöhnliche Inschrift, nach der er zunächst 66 und anschließend weitere 71 Jahre gelebt habe. Die doppelte Lebenszeit gehört zu den Rätseln, die Alexander bei der Entdeckung der Gruft beschäftigen.

Mnesarchos

Kaufmann und Seefahrer aus Samos sowie Vater des Pythagoras. Er entdeckt Astraios unter einer Weißpappel und nimmt ihn später als Sohn an. Mnesarchos lässt Astraios und Pythagoras gemeinsam bei Androkles ausbilden.

Myrto

Treue Sklavin im Haus der Derkyllis. Sie versucht, die Familie vor Paapis zu warnen, nachdem dieser sie missbraucht und misshandelt hat. Myrto verliert ihre Stimme und stirbt schließlich. Später erscheint sie Derkyllis am Eingang des Hades und enthüllt ihr Geheimnisse über die Grenze zwischen Leben und Tod.

Paapis

Ägyptischer Priester und zentraler Gegenspieler des Romans. Die Familie der Derkyllis nimmt ihn in Tyros auf, ohne seine gefährlichen Absichten zu erkennen. Paapis verfügt über Kenntnisse von Pflanzen, Giften und Beschwörungen und nutzt dieses Wissen zur Manipulation und zur Ausübung von Macht. Er verursacht mittelbar das Unglück der Familie und verfolgt Derkyllis und Mantinias bis nach Thule. Sein Fluch zwingt die Geschwister, bei Tage wie Tote zu erstarren und nur bei Nacht zu leben.
Im Referat des Photios über die Apista des Antonius Diogenes heißt es (*Bibliotheke*, Codex 166 (Bekker 109a–112a)): „Im Umgang mit ihr erfährt Deinias die Irrfahrt der Geschwister und alles Übel, das ihnen ein gewisser Paapis angetan hatte, ein ägyptischer Priester. Dessen Heimat war geplündert worden; er hatte sich in Tyros niedergelassen und war von den Eltern der Geschwister Derkyllis und Mantinias gastlich aufgenommen worden. Zunächst schien er den Wohltätern und dem ganzen Haus gewogen; danach aber tat er dem Haus, den Kindern selbst und ihren Eltern so viel Böses an, dass Derkyllis infolge des Unglücks im Hause mit ihrem Bruder nach Rhodos verschleppt wurde.“ (109a)

Parmenion

Makedonischer Feldherr, etwa 400--330 v. Chr. In der Rahmenhandlung begleitet er Alexander in die Gruft von Tyros. Als besonnener und sicherheitsbewusster Ratgeber warnt er vor dem Öffnen der Zypressenholztruhe.

Phainarete

Schwester des Artemidoros. Sie wird in seiner Rede beim Gastmahl gemeinsam mit der Mutter Eugippe und seiner Frau Galateia gepriesen.

Phila

Ehefrau des Balakros und Tochter des Antipatros. Sie ist die Adressatin der Briefe, durch die die Rahmenhandlung erzählt wird. Obwohl sie selbst nicht unmittelbar handelt, steht sie für die skeptische und zugleich erwartungsvolle Leserschaft innerhalb des Romans.

Philippos

Reicher Schiffsherr und Vater der Galateia. Seine Tochter ist sein einziges Kind; ihre Erbschaft soll nach der Heirat mit Artemidoros das Vermögen der Familie Damon vergrößern.

Pindaros

Pindaros war im 6. Jahrhundert v. Chr. (um 560 v. Chr.) Herrscher bzw. Tyrann von Ephesos. Er war der Sohn des ephesischen Tyrannen Melas und mütterlicherseits mit dem lydischen Königshaus verwandt (Neffe des Lyderkönigs Kroisos, da Alyattes eine Tochter mit Melas verheiratet hatte). Kroisos griff Ephesos an, verschonte aber die Stadt und ließ Pindaros' Sohn sowie dessen Vermögen unversehrt, zwang Pindaros selbst jedoch ins Exil (vgl. Herodot I 26).

Pyrrha

Frau aus Ephesos, von der Mantinias die Geschichte für die achte Nacht gehört haben will. Sie ist innerhalb der Erzählung die Quelle der Geschichte von Artemidoros und Galateia.

Pythagoras

Griechischer Philosoph und Mathematiker aus Samos, etwa 570--495 v. Chr. Der Roman gestaltet ihn als Sohn des Mnesarchos und Ziehbruder des Astraios. Er reist zu Lehrern in Milet, Ägypten, Babylonien und Judäa und nimmt Einflüsse verschiedener religiöser und philosophischer Traditionen auf.

Im Roman werden ihm insbesondere folgende Lehren zugeschrieben:

- die Unsterblichkeit und Vorzeitigkeit der Seele;
- die Wanderung der Seele in andere Körper;
- die Verwandtschaft allen Lebens;
- die Reinigung der Seele durch ein maßvolles und gerechtes Leben;
- die Harmonie von Zahlen, Musik, Seele und Kosmos.

Die Darstellung ist literarisch stark überhöht und nicht als historisch gesicherte Biographie des Pythagoras zu verstehen.

Sadyattes I.

Nach Herodot von den Griechen Myrsilos genannt, sagenhafter König von Lydien. Sein religiöser Titel war Kandaules. Seine Herrschaftszeit ist unsicher, es finden sich unter anderem die Angaben 733–716 v. Chr., 728–711 v. Chr.; † 680 v. Chr.

Selanna

Bewohnerin des Mondes und Angehörige des Volkes, das Mantinias gefangen nimmt. Sie erkennt in ihm einen Gast und bewahrt ihn dadurch vor dem Tod. Selanna erklärt ihm die Geschichte des Mondes und den Krieg zwischen Mond- und Sonnenbewohnern.

Solon

Solon von Athen (geboren wohl um 640 v. Chr. in Athen; gestorben vermutlich um 560 v. Chr.): Athener Staatsmann, Lyriker und einer der Sieben Weisen. In Mantinias' Alkestis-Erzählung deutet er die Tat der Alkestis als Ausdruck ehelicher Liebe und betont, dass die tägliche Fürsorge in einer Ehe ebenso bedeutsam sein kann wie das außergewöhnliche Opfer.

Sosias

Spaßmacher, der beim Gastmahl des Damon in Ephesos auftritt. Er unterhält die Gäste mit Witzen und komischen Einlagen und reagiert empfindlich, als seine Späße zunächst nicht das gewünschte Lachen hervorrufen.

Tekmessa

In der griechischen Mythologie trojanische Gefangene und Gefährtin des Aias, mit dem sie einen Sohn hat. Im Roman ist sie eine Bewohnerin der Mondwelt und wird für Mantinias zu einer zentralen Gestalt der Liebe, Fürsorge und des Verlusts. Ihr Tod und ihre Bestattung auf der Schwarzen Insel prägen seine Erinnerung.

Throuskanos

Junger Bewohner von Thule und Verehrer der Derkyllis. Er beobachtet, wie Paapis die Geschwister scheinbar tötet. In der Annahme, Derkyllis sei ermordet worden, erschlägt er Paapis und nimmt sich anschließend selbst das Leben. Sein Handeln verbindet Liebesleidenschaft, Rache und einen thulitischen Ehrbegriff.

Turdulo

Ältester der Stadt der Tagesblinden in Iberien. Er nimmt Derkyllis, Astraios und Keryllos gastfreundlich auf. Von ihm erfahren sie, dass die Stadt regelmäßig von den sogenannten Söhnen der Wölfe überfallen wird.

Zalmoxis

Prophet der Geten, der in einer Höhle zwischen der Welt der Lebenden und der Welt der Toten zu stehen scheint. Er sagt Derkyllis und Mantinias voraus, dass sie nach Thule gelangen, dort einen Fluch erleiden und erst durch dessen Durchleben von ihrer Schuld befreit werden.

Die Figur geht auf Zalmoxis zurück, eine bei Herodot erwähnte religiöse Gestalt der Geten. Die im Roman geschilderte Seelenwanderung und die sieben Verwandlungen sind jedoch Teil der literarischen Ausgestaltung.

Orte und Räume

Abdera

Griechische Stadt an der thrakischen Küste. Im Roman ist sie Schauplatz der Geschichte von der Witwe zu Abdera, die Mantinias als eine seiner Erzählungen auf Thule vorträgt.

Avernersee

Lateinisch Lacus Avernus. See bei Kyme in Kampanien, der in der antiken Vorstellungswelt als Zugang zur Unterwelt galt. Sein Name wurde mit dem griechischen aornos („vogelfrei“, im Sinne von „ohne Vögel“) in Verbindung gebracht. Im Roman leben in seiner Umgebung die Kimmerier; Derkyllis steigt dort zum Eingang des Hades hinab.

Ephesos

Bedeutende ionische Stadt an der kleinasiatischen Westküste. Im Roman ist Ephesos Schauplatz der Geschichte von Artemidoros und Galateia. Das Gastmahl des Schiffsherrn Damon findet dort während der Dionysien statt. Die Stadt liegt in der Landschaft zwischen den Bergen Koressos und Pion und besitzt mit dem Artemision eines der berühmtesten Heiligtümer der griechischen Welt.

Hades

Das Reich der Toten in der griechischen Mythologie. Im Roman erscheint der Hades nicht als vollständig ausgeformte Unterwelt, sondern als Grenzbereich zwischen der Welt der Lebenden und der Welt der Verstorbenen. Derkyllis begegnet dort der verstorbenen Myrto.

Iberien

Antiker Sammelname für die Iberische Halbinsel, also das Gebiet des heutigen Spanien und Portugal. Im Roman begegnen Derkyllis, Astraios und Keryllos dort mehreren fremden Völkern, darunter den Tagesblinden, Kelten, Aquitaniern, Artabrern und Astyrern.

Kimmerier

In Homers Dichtung ein sagenhaftes Volk, das in dauernder Dunkelheit am Rand der Welt lebt. Im Roman werden die Kimmerier als lichtscheues Höhlenvolk am Avernersee dargestellt. Ihr Gebiet bildet den Übergang zum Eingang des Hades.

Klaros °

Orakelheiligtum des Apollon Klarios in der Nähe von Kolophon in Ionien. Es gehörte neben Delphi und Didyma zu den bedeutenden Orakelstätten der griechischen Welt. Ratsuchende suchten hier göttliche Weisung. Im Roman erhalten Deinias und Democharesen einen Spruch, der sie auf die Suche nach den Hyperboreern und schließlich in den hohen Norden führt.

Leontinoi

Griechische Stadt im Osten Siziliens, im fruchtbaren Gebiet der Ebene von Catania. Sie wurde im 8. Jahrhundert v. Chr. von Chalkidiern gegründet. Im Roman ist sie der Herrschaftssitz des Tyrannen Ainesidemos, an dessen Hof Derkyllis gefangen gehalten wird.

Metapont

Griechische Stadt in Lukanien in Süditalien, am Golf von Tarent. Sie war ein bedeutendes Zentrum der pythagoreischen Bewegung. Im Roman finden Derkyllis, Mantinias und Astraios dort Zuflucht.

Astraios erläutert hier die Lehren des Pythagoras und deren Bedeutung für das Verhältnis von Seele, Körper und Kosmos.

Mond

Im Roman eine eigenständige Welt mit eigener Bevölkerung, Natur, Geschichte und politischer Ordnung. Mantinias gelangt nach einem Sturm dorthin und erlebt den Krieg zwischen den Mondbewohnern und den Sonnenkriegern. Später erreicht auch Deinias mit Karmanes und Meniskos den Mond und begegnet der Sibylle. Die Mondwelt verbindet Motive der antiken Reise- und Wunderliteratur mit einer eigenständigen literarischen Schöpfung.

Mykale

Gebirge und Halbinsel an der kleinasiatischen Westküste, gegenüber der Insel Samos. Die Landschaft liegt südlich von Priene und bildet einen markanten Abschnitt der ionischen Küste. Im Roman liegt Eumenes' Grab an einer Straße vor Priene am Mykale.

Naukratis

Griechische Handelsniederlassung im Nildelta in Ägypten. Im Roman ist ein Schiff, für das Artemidoros Verantwortung trägt, auf dem Weg nach Naukratis gesunken. Der Verlust von Schiff, Mannschaft und Ladung belastet ihn zu Beginn der Geschichte.

Okeanos

In der homerischen Weltvorstellung der große Strom, der die Erdscheibe umfließt und die Grenze zwischen der bekannten Welt und den äußersten Regionen bildet. Er ist zugleich Ursprung der Gewässer und eine kosmische Grenze. Im Roman bezeichnet der Okeanos das Weltmeer jenseits der bekannten Küsten und den Übergang zu den Wundern jenseits der Oikoumene.

Pion

Berg bei Ephesos, der das Landschaftsbild der Stadt prägt. Im Roman trägt der Pion im Winter Schnee. Sein Anblick und der von ihm herabwehende kalte Wind bilden einen atmosphärischen Abschluss der Geschichte von Artemidoros und Galateia.

Priene

Ionische Stadt an der kleinasiatischen Küste, in der Nähe des Maiandros und des Mykale. Im Roman besucht Galateia dort eine Tante und lernt den Sänger Eumenes kennen. Priene ist der Schauplatz ihrer unerfüllten Jugendliebe.

Rhegion

Antike Stadt an der Südspitze Italiens, dem heutigen Reggio Calabria, gegenüber von Sizilien. Der Name bezeichnet im Roman eine Station auf Derkyllis' und Mantinias' Fluchtweg nach Metapont.

Riphäische Berge

Sagenhaftes Gebirge am nördlichen Rand der antiken Welt. Antike Autoren verorteten dort häufig die Quellen großer Flüsse und die Grenzen der bewohnten Erde. Die genaue geographische Identifizierung war bereits in der Antike unsicher. Im Roman erreichen Deinias und Democharesdie Riphäischen Berge auf ihrer ersten Reise nach Norden.

Samos

Griechische Insel vor der kleinasiatischen Küste, gegenüber dem Mykale. Samos war in archaischer Zeit eine bedeutende Seemacht und ein Zentrum von Handel, Handwerk und Kunst. Es ist die Heimat des Mnesarchos und bildet im Roman den Ausgangspunkt der Vorgeschichte von Pythagoras und Astraios.

Sinope

Sinope ist eine Polis an der Südküste des Schwarzen Meeres – die Stadt hatte um 500 v. Chr. einen eigentümlichen Zwischenstatus: Weder völlig frei noch straff in die persische Verwaltung eingebunden, dafür wirtschaftlich blühend und politisch von lokalen Machthabern regiert.
Sinope gilt als die älteste und bedeutendste der milesischen Pontoskolonien, wobei die genaue Gründungsdatierung in der antiken Überlieferung stark schwankt (Angaben reichen von 756 bis 631 v. Chr.; die Forschung favorisiert eher eine spätere Gründung um 631 v. Chr.). Mythisch wird die Gründung mit Autolykos, einem Gefährten der Argonauten, oder mit der Nymphe Sinope, Tochter des Flussgottes Asopos, verknüpft.

Tanais

Antiker Name des Don. In der griechischen Geographie galt der Fluss häufig als Grenze zwischen Europa und Asien. Deinias und Democharesgelangen zu seinen Quellen am Fuß der Riphäischen Berge.

Thule

Sagenhaftes Land am äußersten Nordrand der bekannten Welt. Antike Autoren verorteten Thule unterschiedlich; in Betracht gezogen wurden unter anderem Island, Norwegen, die Shetlandinseln oder andere nördliche Regionen.

Im Roman ist Thule zugleich ein realer Ort, ein Grenzraum und ein mythischer Zustand. Dort begegnen die Reisenden fremden Völkern, Derkyllis und Mantinias erleiden den Fluch des Paapis, und Deinias findet schließlich die Frau, die er liebt.

Tyros

Bedeutende phönizische Hafenstadt an der östlichen Mittelmeerküste im heutigen Libanon. Alexander der Große eroberte Tyros 332 v. Chr. nach einer siebenmonatigen Belagerung. Die Stadt ist Heimat der Derkyllis und Schauplatz der Rahmenhandlung. Unter ihren Trümmern wird die Gruft mit den sechs Sarkophagen entdeckt.

Völker und Gemeinschaften

Aquitanier

Antike Bevölkerungsgruppen im Südwesten Galliens, zwischen der Garonne und den Pyrenäen. Sie unterschieden sich sprachlich und kulturell von den keltischen Nachbarn und werden von antiken Autoren häufig als eigene Gruppe beschrieben. Im Roman erscheinen die Aquitanier als eigenständiges Volk, dessen politische Ordnung sich nach dem Wandel des Mondes richtet. Wegen der sich verändernden Augen des Astraios halten sie ihn für ein lebendes Orakel.
Photios schreibt in seinem Referat über Antonius Diogenes' Apista in Bibliotheke, Codex 166: „Wie sie darauf zu den Aquitanern gelangten und welche Ehre dort Derkyllis und Keryllos genossen, und noch mehr Astraios, der durch das Wachsen und Schwinden seiner Augen die Zu- und Abnahme des Mondes anzeigte und den Streit der dortigen Könige um die Herrschaft beilegte. Diese waren zu zweit und lösten einander, dem jeweiligen Zustand des Mondes gemäß, als Nachfolger ab; deshalb freute sich auch das dortige Volk über Astraios und die Seinen."

Artabrer

Volk im Nordwesten der Iberischen Halbinsel, im Gebiet des heutigen Galicien. Antike Autoren erwähnen die Artabrer insbesondere im Zusammenhang mit der nordwestlichen Küste und ihren Häfen. Photios schreibt in seinem Referat über Antonius Diogenes' Apista in Bibliotheke, Codex 166: „Von da an wird erdichtet, wie Derkyllis sowohl das Übrige sah und erlitt, als auch, wie sie zu den Artabrern geführt wurde, wo die Frauen Krieg führen, die Männer aber das Haus hüten und sich um die Angelegenheiten der Frauen kümmern." Strabon berichtet in Geographica 3,4,17 beispielsweise von der Tapferkeit iberischer Frauen und beschreibt, wie sie nach der Geburt ihre Männer ins Bett legten und anschließend wieder ihrer Arbeit nachgingen.
Im Roman ziehen die Frauen mit Speer und Schild in den Krieg, während die Männer den Haushalt führen und die Kinder versorgen. Sie bilden dadurch einen kulturellen Gegenentwurf zu den gesellschaftlichen Vorstellungen der griechischen Herkunftswelt. Die artabrische Gesellschaft des vorliegenden Romans ist also keine historisch belegte Rekonstruktion, sondern eine bewusste literarische Weiterentwicklung antiker ethnographischer Vorstellungen.

Astyrer

Bergvolk im Nordwesten Iberiens. Die Astyrer sind eine literarische Gemeinschaft des Romans. Sie nehmen Fremde zunächst gastfreundlich auf, unterwerfen sie anschließend jedoch einem strengen Gesetz der Vergeltung. Der Häuptling erkennt in Keryllos den Mörder seines Bruders und fordert ihn zu einem regelgerechten Zweikampf heraus.
Im Referat des Photios über die Apista des Antonius Diogenes heißt es (*Bibliotheke*, Codex 166 (Bekker 109a–112a)): „Danach folgt, was ihr und Keryllos bei dem Volk der Astyrer zustieß, und was insbesondere Astraios begegnete. Keryllos entkam zusammen mit Derkyllis wider alle Hoffnung den vielen Gefahren bei den Astyrern; dennoch entging er der Strafe nicht, **[110a]** die er für ein altes Vergehen schuldete, sondern wurde, so wider alle Erwartung er den Gefahren entronnen war, dennoch in Stücke geschlachtet."

Kelten

Sammelbezeichnung der Griechen und Römer für verschiedene Bevölkerungsgruppen Mittel- und Westeuropas. Die Kelten besaßen keine einheitliche politische Ordnung, sondern lebten in zahlreichen Stämmen und Gemeinschaften. Im Roman erscheinen sie als kriegerisches, großgewachsenes Volk, das Derkyllis, Astraios und Keryllos verfolgt.

Söhne der Wölfe

Feindliches Nachbarvolk der Tagesblinden. Sie überfallen deren Stadt in den Neumondnächten, weil sie selbst im Dunkeln sehen können. Astraios vertreibt sie mit dem unheimlichen Klang seiner Flöte.

Tagesblinde

Bewohner einer namenlosen Stadt in Iberien. Sie sind bei Tageslicht nahezu blind und leben deshalb ausschließlich nachts. Ihre Lebensweise stellt die vermeintliche Selbstverständlichkeit der menschlichen Zeitordnung infrage. Die Tagesblinden sind eine literarische Erfindung und keine historisch nachgewiesene Volksgruppe.

Thuliten

Bewohner des sagenhaften Landes Thule. Sie besitzen eine eigene gesellschaftliche Ordnung, religiöse Vorstellungen und Bestattungsbräuche. Nachdem sie Derkyllis und Mantinias für tot halten, bestatten sie beide. Um eine Rückkehr Verstorbener zu verhindern, werden Paapis' Kopf und rechte Hand abgetrennt. Die Thuliten verkörpern eine fremde, aber in sich geschlossene Ordnung von Recht, Begräbnis und Vergeltung.

Tyrrhener

Griechische Bezeichnung für die Etrusker, ein Volk im Gebiet des heutigen Mittelitalien. Die Etrusker waren bedeutende Seefahrer und unterhielten weitreichende Handelsverbindungen im westlichen Mittelmeer. Im Roman gehören Keryllos und Astraios zeitweise zur Besatzung eines tyrrhenischen Schiffes. Die Bezeichnung wird dabei in einem literarisch erweiterten Sinn verwendet.

Sachbegriffe und mythologische Motive

Adonis

Schöner Jüngling der griechischen Mythologie und Geliebter der Aphrodite. Bei der Jagd wird er von einem Eber tödlich verwundet. Sein Tod und die Trauer der Aphrodite wurden in Adonis-Riten dargestellt. Die mit ihm verbundenen Vorstellungen von Tod, Trauer und jahreszeitlichem Wiedererscheinen sind unterschiedlich überliefert. Im Roman bildet ein szenisches Adonis-Spiel beim Gastmahl in Ephesos den Auslöser für Galateias Erinnerung an Eumenes.

Apeiron

Griechisch für „das Unbegrenzte“ oder „das Unbestimmte“. Begriff aus der Naturphilosophie des Anaximander. Das Apeiron ist für ihn der Ursprung aller Dinge, aus dem die Gegensätze und die Vielfalt der Welt hervorgehen. Der Begriff ist für das Verständnis der philosophischen Vorgeschichte des Pythagoras von Bedeutung.

Aphrodite

Griechische Göttin der Liebe und Schönheit. Im Adonis-Spiel des Gastmahls wird sie von einer Darstellerin verkörpert. Ihre Klage um Adonis ruft in Galateia die Erinnerung an den verstorbenen Eumenes wach.

Asklepios °

Griechischer Gott der Heilkunst, dem Mythos nach Sohn Apollons. Ihm werden Heilungen zugeschrieben, die über das Können gewöhnlicher Ärzte hinausgehen. Im Roman wird er neben Hekate und Persephone angerufen, als Derkyllis und Mantinias von Paapis' Fluch erlöst werden.

Athene °

Griechische Göttin der Weisheit und des besonnenen strategischen Handelns. Im Roman preisen Derkyllis und Mantinias nach ihrer Erlösung vom Fluch des Paapis die Weisheit der Athene, die die „dunklen Künste“ des ägyptischen Priesters überwunden habe.

Dionysien

Feste zu Ehren des Dionysos, des Gottes des Weines, der Fruchtbarkeit und des Theaters. Im Roman veranstaltet der ephesische Schiffsherr Damon während der Dionysien ein Gastmahl mit Musik, Tanz, komischen Darbietungen und einem szenischen Adonis-Spiel. Die Bezeichnung benennt im Text das Fest, ohne eine besondere lokale Festordnung von Ephesos zu rekonstruieren.

Diptychon °

Griechisch diptychon, „zweifach Gefaltetes“. Bezeichnet eine zweiflügelige, mit Wachs bestrichene Schreibtafel, wie sie unter anderem im antiken Schulunterricht verwendet wurde. Im Roman gibt Derkyllis der verstummten Myrto ein solches Diptychon, damit diese aufschreiben kann, was sie nicht mehr auszusprechen vermag. Vgl. Zypressenholztafeln.

Etesien

Jährlich wiederkehrende Nordwestwinde im östlichen Mittelmeerraum, die besonders im Sommer wehen. Sie beeinflussten die antike Seefahrt erheblich und konnten Schiffsreisen erleichtern oder verzögern. Im Roman werden sie bei der Reise von Kolophon nach Ephesos erwähnt.

Gastmahl des Xenophon

Literarisches Vorbild für die Erzählung von Artemidoros und Galateia ist Xenophons Symposion. Wie bei Xenophon treten ein Syrakusaner mit einer kleinen Künstlergruppe, ein Spaßmacher,

Musik, Tanz und erotische Darbietungen auf. Der Roman übernimmt die Form des geselligen Gastmahls, entwickelt daraus aber eine eigenständige psychologische Erzählung: Das Adonis-Spiel macht Galateias verborgene Vergangenheit sichtbar und verändert Artemidoros' Blick auf seine Frau.

Hekate °

Griechische Göttin der Kreuzwege, der Magie und der Übergänge zwischen den Welten, oft mit nächtlichen Ritualen und der Unterwelt verbunden. Im Roman opfern Derkyllis und Mantinias ihr gemeinsam mit Persephone und Asklepios Haarbüschel, um sich vom Fluch des Paapis zu befreien.

Homerische Rezitation

Vortrag epischer Verse aus den Werken Homers. Die mündliche Rezitation gehörte zur griechischen Fest- und Bildungskultur. Beim Gastmahl des Damon rezitiert Lysias eine Passage aus dem neunten Gesang der Ilias, in der Achilleus Odysseus und dessen Begleiter empfängt und bewirtet. Die Rezitation spiegelt das Gastmahl im Epos im Gastmahl des Romans.

Hyperboreer

Mythisches Volk am äußersten Nordrand der Welt, jenseits des Landes des Boreas, des Nordwindes. Die Hyperboreer galten als besonders glücklich, fromm und vom Leid der gewöhnlichen Menschen verschont. Sie standen in enger Verbindung mit Apollon. Im Roman geben sie den ersten Anstoß zu Deinias' Reise in den hohen Norden.

Hypogaeum

Griechisch-lateinischer Fachbegriff für eine unterirdische Grabkammer oder Grabanlage. Im Roman bezeichnet das Hypogaeum die Gruft unter den Ruinen von Tyros, in der sich die sechs Sarkophage und die Zypressenholztruhe befinden.

Kithara

Saiteninstrument der griechischen Antike, das besonders mit dem kunstvollen Vortrag von Liedern und epischer Dichtung verbunden war. Sie besitzt einen größeren und stärker konstruierten Resonanzkörper als die Lyra. Im Roman begleitet ein Knabe seinen Gesang beim Gastmahl in Ephesos auf der Kithara.

Koinon

Griechisch für „Gemeinschaft", „Bund" oder „Zusammenschluss". In der politischen Sprache der Antike bezeichnet *koinon* einen Verband mehrerer Städte oder Stämme. Im Roman ist das Koinon der Arkader der politische Bund, der Kymbas nach Tyros entsendet.

Lawagetas

Mykenischer Herrschertitel, der aus den Linear-B-Texten bekannt ist und gewöhnlich als Bezeichnung eines militärischen oder politischen Anführers verstanden wird. Im Roman bezeichnet der Titel einen hochrangigen Würdenträger der Mondgesellschaft. Die Verwendung des

bronzezeitlichen Titels in einer literarisch entworfenen Gesellschaft unterstreicht deren altertümlichen Charakter.

Lygos

Der Lygos (λύγος), der Mönchspfeffer (*Vitex agnus-castus*), war eng mit dem Hera-Kult auf Samos verbunden. Nach einer lokalen Überlieferung wurde Hera am Ufer des Imbrasos unter einem Lygosbaum geboren. Pausanias (VIII 23,5) erwähnt den heiligen Baum ausdrücklich. Das Heiligtum bewahrte damit eine Erinnerung an einen sehr alten, vor der monumentalen Tempelarchitektur liegenden Kult. Der Baum steht für Keuschheit und Fruchtbarkeit zugleich. Frauen streuten ihn bei den Thesmophorien auf ihr Lager.

Metempsychose

Griechisch *metempsychōsis*, „Übertragung der Seele". Gemeint ist die Wanderung einer Seele nach dem Tod in einen neuen Körper. In der pythagoreischen Tradition kann die Seele auch in den Körper eines Tieres gelangen. Der Roman verbindet die Metempsychose mit der Idee einer Reinigung und Vervollkommnung der Seele.

Mondsack

Bezeichnung für einen besonderen Gegenstand aus der Mondwelt. Er ist mit Orcazähnen gekennzeichnet und enthält schwarzen Staub. Der Mondsack gehört zu den ungewöhnlichen Gegenständen, durch die Mantinias und später Deinias mit der fremden Natur und den religiösen Vorstellungen der Mondbewohner konfrontiert werden.

Nasenschreitlinge

Kleine, massenhaft auftretende Lebewesen der Mondwelt. Sie erscheinen in regelmäßigen Abständen und können ganze Siedlungen und Landschaften verwüsten. Ihre wiederkehrenden Plagen bestimmen die Geschichte der Mondbewohner und führen zu gesellschaftlichen Krisen, Hungersnöten und politischen Konflikten. Die Nasenschreitlinge sind eine Erfindung des Romans.

Oikoumene

Griechisch *oikoumenē*, wörtlich „die bewohnte" oder „bewohnte Erde". Der Begriff bezeichnet im antiken Denken die den Griechen bekannte und besiedelte Welt. Im Roman steht die Oikoumene der unbekannten Peripherie gegenüber, in die Deinias und seine Gefährten vorstoßen.

Paiane °

Griechisch paian (Plural paianes), ein Hymnus zu Ehren Apollons, ursprünglich verbunden mit Bitte oder Dank für Heilung und Errettung. Im Roman singt der junge Pythagoras am Morgen zur Lyra alte Paiane des Thales, ehe er sich Liedern Homers und Hesiods zuwendet.

Parasange

Persisches Wegmaß, das je nach Zeit und Region ungefähr fünf bis sechs Kilometer betragen konnte. Der Begriff wurde von griechischen Autoren übernommen und bezeichnet im Roman größere Entfernungen auf den Reisen der Figuren.

Parisurteil

Mythologischer Wettstreit um die Schönheit zwischen Hera, Athene und Aphrodite. Paris soll entscheiden, welcher Göttin der goldene Apfel gebührt. Im Roman spielt Artemidoros in seiner Rede beim Gastmahl scherzhaft auf das Parisurteil an, als er seine Mutter, seine Schwester und seine Frau preist.

Persephone °

Tochter der Demeter und Gemahlin des Hades, Königin der Unterwelt in der griechischen Mythologie. Als Gestalt zwischen Leben und Tod ist sie im Roman Adressatin des Opfers, mit dem Derkyllis und Mantinias den Fluch des Paapis überwinden.

Pothos

Griechisch für „Sehnsucht", „Verlangen" oder „starkes Begehren". In der Alexanderüberlieferung bezeichnet *pothos* den Drang Alexanders, immer weiter vorzudringen und unbekannte Länder zu erreichen. Im Roman erklärt der Begriff Alexanders Bereitschaft, die Gruft von Tyros zu betreten.

Psychē

Griechisch für „Seele", ursprünglich auch „Atem" oder „Lebenskraft". Im pythagoreischen Denken bezeichnet die *psychē* den unsterblichen und vom Körper verschiedenen Teil des Menschen. Der Roman stellt sie als älter als den Leib und als fähig zur Wiedergeburt dar.

Ragax-Strauch

Pflanze der Mondwelt, deren Früchte in Zeiten der Hungersnot eine wichtige Nahrungsquelle darstellen. Mantinias erkennt ihre Bedeutung und versucht, die Bewohner zur Nutzung der Pflanze zu bewegen. Ihre Entdeckung spielt eine entscheidende Rolle in der Geschichte der Nasenschreitlinge.

Sappho

Griechische Dichterin aus Lesbos, tätig um 600 v. Chr. Ihre Lieder behandeln unter anderem Liebe, Begehren, Eifersucht und Erinnerung. Im Roman kennt Eumenes ihre Verse auswendig; Galateia hat sie durch ihn kennengelernt. Glauke zitiert das berühmte Bild des süßen Apfels, der am höchsten Zweig unerreichbar bleibt. Die im Text verwendeten Sappho-Verse sind teils freie Übertragungen beziehungsweise Anspielungen.

Seelenwanderung

Vorstellung, dass die Seele nach dem Tod nicht vergeht, sondern in einen anderen Körper übergeht. Der Begriff bezeichnet im Roman sowohl die pythagoreische *metempsychosis* als auch die allgemeinere Vorstellung eines Fortlebens der Seele.

Sēma

Griechisch für „Zeichen", „Grab" oder „Körper", je nach Zusammenhang. In bestimmten philosophischen Traditionen erscheint der Körper als *sēma*, also als „Grab" oder Gefäß der Seele. Der Roman verwendet dieses Bild, ohne den Leib deshalb vollständig abzuwerten: Der Körper ist zugleich Begrenzung, Werkzeug und vorübergehende Wohnstätte der Seele.

Sibylle

Weissagende Frauengestalt der antiken Vorstellungswelt. Im Roman lebt die Sibylle auf dem Mond und gewährt Deinias, Karmanes und Meniskos jeweils einen Wunsch. Sie erkennt, dass Deinias' tiefster Wunsch nicht Macht oder Wissen, sondern die Rückkehr zu Derkyllis ist.

Sirene

In der griechischen Mythologie ein weibliches Mischwesen mit betörendem Gesang, das Seefahrer ins Verderben lockt. Im Roman liegt Parthenope, eine Sirene, in einem Grab am Meer. Ihr Gesang wird durch Astraios' Flötenspiel überwunden.

Sōma und Sēma

Griechisch sōma: Körper; sēma: Zeichen, Grabmal oder Grab. Das Wortspiel sōma–sēma bezeichnet in bestimmten philosophischen und religiösen Traditionen den Körper als Gefängnis oder Grab der Seele. Es ist besonders mit der orphischen und pythagoreischen Seelenlehre sowie mit platonischen Überlegungen verbunden. Im Roman wird das Bild differenziert verwendet: Der Körper ist Begrenzung, Werkzeug und vorübergehende Wohnstätte der Seele.

Somatophylax

Griechisch *sōmatophylax*, „Leibwächter". Die Somatophylakes waren die engsten Leibgardisten und militärischen Vertrauten Alexanders des Großen. Im Roman führt Balakros diesen Titel.

Symposion

Griechisches Gastmahl und Trinkgelage, bei dem nach dem Essen Wein getrunken, Musik gehört, gesungen, geredet und Unterhaltung geboten wurde. Das Symposion war im archaischen und klassischen Griechenland überwiegend eine männlich geprägte Gesellschaftsform. Frauen traten häufig als Musikerinnen, Tänzerinnen oder Dienerinnen auf, während die Anwesenheit von Bürgerinnen als gleichrangigen Teilnehmerinnen ungewöhnlich war. Im Roman wird diese Ordnung durch Galateias Anwesenheit bewusst gespannt: Sie ist Gast, Zierde des Festes und zugleich eine Frau mit einer eigenen, verborgenen Geschichte.

Tekmessa

In der griechischen Mythologie Gefährtin des Aias. Im Roman ist sie für Mantinias eine zentrale Gestalt der Liebe, Fürsorge und des Verlusts. Ihr Name verbindet die Geschichte von Artemidoros und Galateia mit Mantinias’ eigener Erinnerung an Tekmessa und mit dem Thema, dass Liebe oft erst dann voll erkannt wird, wenn sie verloren ist.

Theopropoi °

Griechisch theopropoi, „die nach dem Gotteswort Fragenden“. Bezeichnung für Gesandte oder Ratsuchende, die ein Orakel aufsuchen, um eine göttliche Weisung einzuholen. Im Roman gehören Deinias und Democharesz zu den Theopropoi, die das Heiligtum von Klaros aufsuchen.

Wanax

Mykenischer Herrschertitel, der bereits in den Linear-B-Texten belegt ist. Er bezeichnet den obersten Herrscher und steht vermutlich über anderen politischen und gesellschaftlichen Würdenträgern. Im Roman trägt Zeutis den Titel Wanax und verkörpert damit die höchste weltliche Autorität der Mondgesellschaft.

Zalmoxis-Kult und Rückkehr aus dem Tod

Zalmoxis ist eine religiöse Gestalt, die vor allem durch Herodots Bericht über die Geten bekannt ist (Historien 4, 94–96). Herodot erzählt, Zalmoxis habe eine unterirdische Kammer errichten lassen, sich dort verborgen und nach drei Jahren wieder gezeigt. Die Geten hätten dies als Bestätigung seiner Lehre von der Unsterblichkeit verstanden. Der Roman greift das Motiv der Rückkehr aus dem Verborgenen auf und verbindet es mit Seelenwanderung, Prophezeiung und Erlösung. Die im Roman geschilderten sieben Verwandlungen sind eine eigenständige literarische Ausgestaltung.

Zeus Soter °

Beiname des Zeus als „Retter“ (griechisch sōtēr). Unter diesem Namen wurde Zeus vor allem bei Aufbruch, Seefahrt und Grenzübertritten angerufen. Im Roman bringen Deinias und Democharesz an den Quellen des Tanais neben dem Flussgott auch Zeus Soter ein Trank- und Brandopfer dar.

Zypressenholztafeln

Schreibtafeln aus Zypressenholz, auf denen Erasinides die Erzählung des Deinias festhält. Die Tafeln sind zugleich Schreibmaterial, Überlieferungsträger und Symbol für die Dauerhaftigkeit von Erinnerung. Ihre Funktion verbindet die Handlung mit der Zypressenholztruhe aus der Gruft von Tyros.

Zypressenholztruhe

Kasten aus dunklem Zypressenholz, den Alexander in der Gruft von Tyros findet. Die Inschrift lautet: „Fremder, wer immer du seist, öffne, um aus den Wundern zu lernen." Die Truhe enthält Schriftrollen und Holztafeln mit der Geschichte von Deinias, Derkyllis und ihren Gefährten. Sie bildet den materiellen Mittelpunkt der Rahmenhandlung.

Literarische Quellen und Anspielungen

Apuleius

Apuleius von Madaura (lateinisch *Apuleius Madaurensis, um 125–nach 170 n. Chr.)* war ein römischer Schriftsteller, Philosoph und Redner nordafrikanischer Herkunft. Er stammte aus einer wohlhabenden Familie. Seine Ausbildung führte ihn nach Karthago, Athen und Rom. Er beherrschte sowohl die lateinische als auch die griechische Sprache und war mit der griechischen Philosophie, insbesondere dem Platonismus, vertraut.

Sein bekanntestes Werk ist der Roman *Metamorphosen* (*Verwandlungen*), der auch unter dem Titel *Der goldene Esel* (*Asinus aureus*) bekannt ist. Er erzählt die Geschichte des jungen Lucius, der durch einen misslungenen Zauberversuch in einen Esel verwandelt wird und zahlreiche Abenteuer erlebt, bevor er durch die Göttin Isis seine menschliche Gestalt zurückerhält. Das Werk verbindet märchenhafte Erzählungen, Reiseabenteuer, erotische Episoden, Satire und religiöse Motive. Besonders berühmt ist die in den Roman eingebettete Erzählung von Amor und Psyche.

Für die antike Romanliteratur ist Apuleius von besonderer Bedeutung. Seine *Metamorphosen* zeigen, wie vielfältig und kunstvoll die antike Abenteuer- und Unterhaltungsliteratur gestaltet sein konnte. Das Werk ist neben dem griechischen Roman des Achilleus Tatios und den erhaltenen Romanen anderer Autoren ein wichtiges Zeugnis für die literarische Welt der römischen Kaiserzeit.

Bedeutung für die Lektüre: Apuleius gehört einer deutlich späteren Epoche an als Antonius Diogenes, dessen Roman gewöhnlich in die Zeit des späten 2. oder frühen 1. Jahrhunderts v. Chr. datiert wird (die genaue Datierung ist umstritten). Ein Vergleich beider Autoren macht die Entwicklung der antiken Abenteuer- und Liebesromane sichtbar. Beide nutzen verschachtelte Erzählungen, ungewöhnliche Begegnungen und wundersame Schicksalswendungen, doch Apuleius verbindet diese Elemente stärker mit Satire, grotesker Komik und religiöser Deutung.
In den vorliegenden Text sind zahlreiche Stellen aus dem „Goldenen Esel“ eingearbeitet.

Herodot

Griechischer Geschichtsschreiber aus Halikarnassos (5. Jahrhundert v. Chr.), Verfasser der Historien. Sein Werk enthält neben historischen Berichten zahlreiche ethnographische, geographische und religiöse Erzählungen. Besonders wichtig für den Roman sind die Berichte über die Geten und Zalmoxis (4, 93–96), über die Perser und ihre Herrscher sowie über die fremden Völker an den Rändern der bekannten Welt.
In den vorliegenden Text sind zahlreiche weitere Stellen aus Herodots Werk eingearbeitet.

Homer

Traditioneller Name des Verfassers der Ilias und der Odyssee. Die beiden Epen bilden die Grundlage der griechischen epischen Dichtung und prägten das kulturelle Gedächtnis der Antike. Im Roman erscheinen Homerische Verse als Rezitationen, Zitate und erzählerische Bezugspunkte. Besonders die Irrfahrten des Odysseus bilden einen wichtigen Vergleichshorizont für Deinias'

Reisen.
In den vorliegenden Text sind zahlreiche weitere Stellen aus den Epen des Homer eingearbeitet.

Ovid

Römischer Dichter (43 v. Chr.–17/18 n. Chr.), Verfasser unter anderem der Metamorphosen. Seine Dichtung verarbeitet zahlreiche mythologische Verwandlungs- und Liebesgeschichten. Die Erzählungen von Liebe, Verlust, Verwandlung und Erinnerung bilden einen möglichen literarischen Vergleichshorizont für den Roman, ohne dass damit eine direkte Quellenabhängigkeit behauptet wird.

Petron

Petronius Arbiter, vermutlich identisch mit Titus Petronius, einem Höfling und Vertrauten des römischen Kaisers Nero, war ein römischer Schriftsteller und gilt als Verfasser des *Satyricon* (auch *Satyrica*). Er lebte im 1. Jahrhundert n. Chr. und starb im Jahr 66 n. Chr. durch Selbstmord, nachdem er bei Nero in Ungnade gefallen war. Der römische Geschichtsschreiber Tacitus beschreibt Petronius in seinen *Annalen* (16,18–19) als einen Mann von außergewöhnlicher Eleganz und kultiviertem Lebensstil. Die Gleichsetzung dieses Höflings mit dem Verfasser des *Satyricon* ist in der Forschung weitgehend anerkannt, aber nicht zweifelsfrei bewiesen.

Das *Satyricon* ist ein satirisch-grotesker Prosaroman, von dem nur umfangreiche Fragmente erhalten sind. Im Mittelpunkt steht der unstete Lebensweg des Enkolp, der gemeinsam mit seinem Geliebten Giton und seinem Freund Askylts durch die römische Welt zieht. Das Werk schildert das Leben unterschiedlicher gesellschaftlicher Schichten und verbindet Abenteuer, erotische Verwicklungen, Schelmenstreiche, mythologische Anspielungen und scharfe Gesellschaftskritik. Besonders berühmt ist die ausführlich geschilderte *Cena Trimalchionis* (Gastmahl des Trimalchio), die ein eindrucksvolles und zugleich grotesk überzeichnetes Bild des Lebens neureicher Freigelassener zeichnet.

Bedeutung für die Lektüre: Petronius und Antonius Diogenes gehören unterschiedlichen literarischen und historischen Zusammenhängen an. Während das *Satyricon* die römische Gesellschaft des 1. Jahrhunderts n. Chr. mit satirischer Schärfe und bisweilen drastischem Realismus darstellt, steht bei Antonius Diogenes die phantastische Abenteuer- und Liebesgeschichte im Vordergrund. Eine interessante Verbindung besteht jedoch in der Lust an verschachtelten Erzählungen, ungewöhnlichen Begegnungen und überraschenden Schicksalswendungen.
Dem Satyricon entstammt u.a. das Troja-Gedicht im Abschnitt Zeutis, ebenso die Witwe von Abdera und die im Abschnitt „Rhegion“ aufgegriffene Werwolfgeschichte aus dem *Satyricon* (Kap. 61–62), die zeigt, wie geschickt Petronius volkstümliche Erzählstoffe in seine literarische Welt integrierte.
In den vorliegenden Text sind zahlreiche weitere Stellen aus dem Satyricon eingearbeitet.

Platon

Griechischer Philosoph (428/427–348/347 v. Chr.), Schüler des Sokrates und Begründer der Akademie in Athen. Seine Dialoge behandeln unter anderem die Unsterblichkeit der Seele, die

Erkenntnis und das Verhältnis von Körper und Geist. Besonders der Phaidon und der Phaidros bieten wichtige Vergleichspunkte für die Seelenlehre des Romans.

Pytheas von Massalia

Griechischer Seefahrer und Geograph des 4. Jahrhunderts v. Chr. Er unternahm eine Reise in den Nordatlantik und berichtete von den nördlichen Ländern und dem sagenhaften Thule. Sein Werk ist nur durch spätere Zitate und Zusammenfassungen bekannt. Seine Reise bildet einen historischen Hintergrund für die Vorstellung einer erreichbaren Welt jenseits der vertrauten Mittelmeerregion.

Xenophon von Athen

Griechischer Schriftsteller und Feldherr (um 430–354 v. Chr.). Seine Werke umfassen historische, philosophische und literarische Schriften. Für den Roman sind besonders das Symposion und die Kyroupädie von Bedeutung. Die Erzählungen von Artemidoros und Galateia sowie von Araspas, Pantheia und Abradates stehen in einem literarischen Dialog mit diesen Werken.
In den vorliegenden Text sind zahlreiche weitere Stellen aus Xenophons Werk eingearbeitet.

Zeittafel

728–711 v. Chr. (?) König Sadyattes I. von Lydien = Kandaules

701 v. Chr. Der assyrische König Sanherib belagert während seines dritten Feldzugs Jerusalem. Assyrer verwüsten zwar große Teile des Königreichs Juda, brechen aber die Belagerung Jerusalems überraschend ab. Grund könnte eine Seuche sein.

680 bis 669 v. Chr. Regierungszeit des Königs Asarhaddon von Assur (Sohn Sanheribs, Vater Assurbanipals).

680 bis 644 v. Chr. Vermutliche Regierungszeit des Königs Gyges von Lydien (Mermnade).

677/676 v. Chr., um: Sidon nach Rebellion des Ebed-Milkat von den Assyrern unter König Asarhaddon zerstört, die Bewohner deportiert.

676 v. Chr. Vasallenvertrag der Stadt Tyros mit Assurbanipal, König von Assyrien.

645 v. Chr., um: Priene gerät unter die Kontrolle der lydischen Könige.

590 v. Chr., um - 530 v. Chr., um: Lebenszeit des Bias von Priene, der zusammen mit Thales von Milet, Pittakos von Mytilene und Solon von Athen zu den Sieben Weisen gehört.

560 v. Chr., um: Der Tyrann Pindaros regiert Ephesos.

560 v. Chr. (?) Der lydische König Kroisos erobert Ephesos. Eine neue Siedlung nahe beim Artemistempel (Artemision) entsteht.

559 bis 530 v. Chr. Regierungszeit des Königs Kyros II. von Persien (Kyros d.Gr., Achämenide)

555 v. Chr. bis 541 v. Chr. Regierungszeit des Königs Kroisos von Lydien (Mermnade)

550/549 v. Chr. Kyros d.Gr. unterwirft Medien

541 v. Chr. Kyros d.Gr. unterwirft Lydien

540 v. Chr. Aufstand des von Kyros als Schatzmeister eingesetzten Lyders Paktyes gegen die Perser

530 v. Chr., August: Tod des Kyros d.Gr. bei einem Feldzug gegen einen Nomadenstamm (Massageten unter Königin Tomyris) an der Ostgrenze des Achämenidenreiches

522 bis 486 v. Chr. Regierungszeit des Königs Dareios I. von Persien (Dareios d.Gr., Achämenide)

510 v. Chr. Der spartanische König Kleomenes I. dringt mit einem Heer des Peloponnesischen Bundes in Attika ein, belagert den Tyrannen Hippias auf der Akropolis und vertreibt ihn ins Exil.

500/499–494 v. Chr. Ionischer Aufstand: Rebellion griechischer Stadtstaaten in Kleinasien und auf Zypern gegen die Oberherrschaft des persischen Achämenidenreichs

498 bis 491 v. Chr. Regierungszeit des Tyrannen Ainesidemos von Leontinoi (Sizilien)

490/480 v. Chr. - 430/420 v. Chr., um: Herodot von Halikarnass(os), antiker griechischer Geschichtsschreiber, Geograph und Völkerkundler. Cicero nennt ihn „Vater der Geschichtsschreibung“ (*pater historiae*).

356-323 v.Chr. Alexander d.Gr., König von Makedonien und König von Asien, Argeade: Sohn Philipps II. von Makedonien; 20. Juli 356 v. Chr. bis 10. Juni 323 v. Chr. (gestorben mit 32 Jahren in Babylon)

340 v. Chr., um - 287 v. Chr.: Phíla, makedonische Adlige und Diadochenkönigin. Sie war die älteste von vier Töchtern des Generals und Staatsmannes Antipatros. In erster Ehe mit dem Somatophylax Balakros verheiratet.

332 v. Chr. Siebenmonatige Belagerung und Eroberung von Tyros durch Alexander d.Gr.

324 v. Chr. Balakros, Leibwächter (*somatophylax*) Alexanders des Großen, wird von aufständischen Pisidern ermordet.

120 n. Chr., um - 180 n. Chr., frühestens: Lukian von Samosata, bedeutendster Satiriker der griechischen Antike.